Broschiert: 2 M. 80 Pf.

Neue Folge.

Deutsch-evangelische

Charakterbilder.

Gezeichnet von

D. Bernhard Rogge,
Hofprediger.

Leipzig.
Verlag von H. Ebbecke.

In Leinenband: 3 M. 60 Pf.
In eleg. Leinenband mit Goldschnitt: 4 Mark.

Deutsch-evangelische
Charakterbilder.

Gezeichnet
von
D. **Bernhard Rogge**,
Hofprediger.

Neue Folge.

Leipzig.
Verlag von H. Ebbecke.

Vorwort.

Ermutigt durch die freundliche Aufnahme, welche die von mir vor zwei Jahren veröffentlichten „Deutsch-evangelischen Charakterbilder“ gefunden haben, lasse ich auf den Wunsch des Verlegers der ersten Sammlung eine zweite folgen. Während jene die Lebensbilder von Männern enthielt, die in der Geschichte der evangelischen Kirche von den Tagen der Reformation an bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts von Bedeutung gewesen sind, und in den Charakterbildern Philipp Jakob Speners, August Hermann Franckes und des Grafen von Zinzendorf mit der Zeit des Pietismus abschloß, beginnt die vorliegende Sammlung in dem Lebensbilde Gellerts mit der Zeit, die den Übergang von Pietismus zur Herrschaft der Aufklärung bezeichnet. Auch die bei der vorliegenden Sammlung getroffene Auswahl will nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Doch bin ich insbesondere darauf bedacht gewesen, dem Leser die Lebensbilder der Männer vor Augen zu stellen, die der Zeit des in Deutschland neu erwachten Glaubenslebens angehören. Unter ihnen durften neben den Heroen der zweiten Blütezeit unserer deutschen Litteratur, Klopstock und Herder, meiner Meinung nach die Männer nicht fehlen, denen unser Volk mit seiner nationalen Wiedergeburt in den Tagen der Befreiungskriege zugleich die Erneuerung des religiösen Lebens zu verdanken gehabt hat. Mit den Charakterbildern eines Oberlin, Johannes Falk, Fliedner und Wichern, die auf dem Gebiete der inneren Mission von bahnbrechender Bedeutung gewesen sind, führt die vorliegende Sammlung bis

an die Schwelle der neueren Zeit. In einzelnen Fällen, wie z. B. in Betreff des alemannischen Volksdichters Hebel und des geistlichen Liederdichters Spitta ist auch diesmal der Wunsch des Verlegers für deren Aufnahme maßgebend gewesen. Von der Aufnahme, welche die vorliegende Sammlung findet, wird es abhängen, ob ich es wagen darf, dieselbe noch durch eine weitere Reihe von Charakterbildern der neueren und neuesten Zeit zu ergänzen.

Potsdam im Februar 1896.

D. Rogge,
Hofprediger.

Inhalt:

Christian Fürchtegott Gellert.

Die Deutsch-evangelischen Charakterbilder, die ich im ersten Bande zusammengestellt habe, schlossen mit dem des Grafen von Zinzendorf, der als Stifter der Brüdergemeinde auch über deren engere Kreise hinaus einen tiefgehenden und weitreichenden Einfluß auf die Entwickelung des evangelischen Lebens in Deutschland ausgeübt hat. Eine zweite Sammlung beginnen wir billig mit einem Manne, der in seinem ganzen Denken und Wirken der Zeit des Überganges von dem Pietismus, den wir in Zinzendorf vertreten sehen, zu der Aufklärungsperiode, die mit der Mitte des 18. Jahrhunderts zur Herrschaft gelangte, angehört hat. Von dem äußeren Verlauf seines Lebens ist wenig zu berichten. Christian Fürchtegott Gellert wurde am 4. Juli 1715 zu Haynichen, einem Städtchen im sächsischen Erzgebirge, als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Das Pfarrhaus zu Haynichen war mit dreizehn Kindern gesegnet und daher waren die äußeren Verhältnisse, unter denen Gellert aufgewachsen ist, ärmlich und beschränkt. Nachdem er seinen ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt erhalten hatte, besuchte er die Fürstenschule zu Meißen, doch vermochte ihn die trockene Art des Unterrichts, den er dort genoß, für das klassische Altertum nicht zu begeistern. Nach fünfjährigem Aufenthalte in Meißen bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Als Kandidat des Predigtamtes kehrte er nach vierjährigem Studium in das Vaterhaus nach Haynichen zurück, wo er auch einige Male die Kanzel bestiegen hat. Doch vermochte er bei einem schwachen

Gedächtnis, auf das er sich nicht verlassen konnte, die Schüchternheit und Ängstlichkeit, die ihn dabei jedes Mal überfiel, nicht zu überwinden. Er konnte es nicht vergessen, daß er in einer Grabrede, die er als fünfzehnjähriger Knabe bei einer Kinderleiche zu halten versucht hatte, das Unglück gehabt hatte, stecken zu bleiben. Dazu kam noch, daß er an einer schwachen Brust litt. Er erkannte, daß er zum Kanzelredner nicht tauge, und nach einem andern Berufe suchen müsse, um die reichen Gaben, mit denen er ausgestattet war, zu verwerten. Zunächst übernahm er im Jahre 1739 als Hauslehrer die Erziehung zweier junger Edelleute. Sodann bereitete er einen Neffen auf die Universität vor und begleitete diesen nach Leipzig, wo er sich in den nächsten Jahren durch Privatunterricht einen bescheidenen Unterhalt erwarb. Seitdem ist Leipzig sein dauernder Aufenthalt geblieben, den er, abgesehen von gelegentlichen Erholungs- und Badereisen, nicht wieder verlassen hat. Er studierte hier gewissermaßen zum zweiten Male, um sich zum akademischen Lehrer vorzubereiten. Die Vorlesungen, die er besuchte, gehörten den Gebieten der Literaturgeschichte, der Ästhetik und der Moral an. Auch war er in dieser zweiten Zeit seines Studiums schon als Schriftsteller thätig, indem er zu den, unter dem Einfluß des berühmten Gottsched bestehenden, von einem Schüler Gottscheds herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes" gelegentliche Beiträge lieferte. Es waren Fabeln, Erzählungen, Schäferspiele, Lehrgedichte, von denen er später sich selbst losgesagt hat. Im Jahre 1742 wurde er nach wohlbestandener Prüfung von der philosophischen Fakultät zu Leipzig zum Magister der Philosophie ernannt. Bald darauf begann er als Privatdozent Vorlesungen über Poesie und Beredtsamkeit und über praktische Moral, und zwar in deutscher Sprache, zu halten, die sich von Jahr zu Jahr eines immer größeren Zulaufes zu erfreuen hatten, so daß der Raum der gewöhnlichen Hörsäle nicht ausreichte. Die

Zahl der Zuhörer stieg oft auf vierhundert und darüber. Die sächsische Regierung forderte ihn im Jahre 1751 selbst auf, sich um eine außerordentliche Professur zu bewerben. Das mit dieser Stelle verbundene Gehalt war freilich ein sehr bescheidenes; es betrug nur 100 Thaler; aber mit den Einkünften, die Gellert aus seinen Vorlesungen bezog, reichte es vollkommen aus, um die mäßigen Bedürfnisse des Unverheirateten zu bestreiten. Weitere Beförderungen hat er später beharrlich abgelehnt, ebenso jede Erhöhung seines Gehaltes. Als sich im Jahre 1761 der englische Gesandte bei der sächsischen Regierung ohne sein Vorwissen für ihn um eine Gehaltsverbesserung verwandte, schrieb er an den Neffen des Ministers Grafen von Brühl, der sein Schüler gewesen war: „Bitten Sie Ihren Onkel, daß er sich nicht durch diese ausländischen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Pension für mich zu denken, da unser Vaterland so unendlich leidet.“

Seinen dichterischen Ruhm hat Gellert zuerst durch seine Fabeln erlangt. Sie wurden rasch das gelesenste Lieblingsbuch des deutschen Volkes und sind in mehrfachen Übersetzungen auch den verschiedenen übrigen Nationen Europas zugänglich gemacht worden. Sie sind es auch hauptsächlich gewesen, die seinen Vorlesungen über Literatur und dann später denen über Moral einen so ungewöhnlichen Zulauf verschafft haben. Dazu kam die Klarheit und Faßlichkeit sowohl seines Vortrages, wie seiner Schriften. Fast noch mehr aber als durch seine Vorlesungen hat Gellert durch den persönlichen Umgang mit den Studierenden auf seine Zuhörer einen segensreichen Einfluß ausgeübt. Selbst Goethe, der sich über die manchmal in einem weinerlichen Tone vorgebrachten Ermahnungen, Warnungen und Bitten, die Gellert in seine Vorlesungen einflocht, gelegentlich lustig macht, muß doch bezeugen, daß die Verehrung und Liebe, welche er bei allen jungen Leuten genoß, eine außerordentliche war, und auch er

selbst konnte sich nicht enthalten, ihn zu lieben und zu verehren, wie alle seine Zuhörer.

Gellerts Einfluß ging aber durch seine Schriften weit über den Kreis der akademischen Jugend hinaus, die sich um seinen Lehrstuhl sammelte. Von nah und fern gab sich ihm die dankbare Verehrung, die er in allen Schichten und Ständen des Volkes, bei Hohen und Niedrigen, Reichen und Armen, Jungen und Alten, Männern und Frauen genoß, in zahlreichen Beweisen kund. Er fühlte sich oft tief beschämt und bedrückt durch die Spenden und Liebesbeweise, die ihm von genannten und ungenannten Verehrern zu teil wurden. Als ihm eine ungenannte Dame als angebliches Lebenspulver für alle möglichen Krankheiten, eine Arzeneischachtel voll Louisd'ors sandte, war er darüber so bestürzt, daß er auf den Gedanken kam, das Geld könnte am Ende vergiftet sein. Eines Tages besuchte ihn ein junger preußischer Offizier, der eine Erbschaft in Leipzig gemacht hatte, und drückte ihm eine Rolle von 20 Louisd'ors in die Hand, „weil sein Herz durch Gellerts Schriften gebessert worden wäre." Nicht wenig erschrocken war der von Natur ängstliche Mann, als während der Besetzung Leipzigs durch die Preußen im Jahre 1758 ein drohend aussehender Husarenlieutenant mit Säbel, Stock, Pistole und Knutpeitsche in sein Zimmer trat. Gellert glaubte schon, er solle verhaftet werden; aber der Überfall hatte eine durchaus friedliche Bedeutung. Der junge Offizier kam nur, um „dem berühmten Bücherschreiber und Professor", wie er sich ausdrückte, „aus Dankbarkeit" einen Anteil aus der russischen Beute, die er gemacht hatte, anzubieten. Ein paar Tage darauf ließen sich sämtliche Offiziere eines ganzen Regiments mit dem Feldprediger bei Gellert zum Besuche seines Collegs anmelden. Die Verehrung für ihn war eine so große, daß aus Wohlwollen für ihn seine Vaterstadt Haynichen während des Krieges mit Einquartierung möglichst verschont blieb. Bekannt

ist, daß Friedrich der Große während seines Winteraufenthaltes in Leipzig im Jahre 1760 den Dichter zu sich bescheiden ließ und sich in einer fast zweistündigen Audienz mit ihm aufs eingehendste über deutsche Wissenschaft und Literatur unterhielt. Besonderen Geschmack fand der König an der Fabel „der Maler,“ die er sich von Gellert vortragen ließ. Er fragte ihn u. a.: „Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?“ Gellert wagte zu bemerken „daß Ihre Majestät nun einmal gegen die Deutschen eingenommen sei.“ Als sich der König besonders über den Mangel an guten Geschichtsschreibern beklagte, erwiderte Gellert: „Es lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Als die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säkulum der Deutschen; — vielleicht hat es ihnen an Augusten und Ludwigen XIV. gefehlt.“ Der König bezeichnete hinterher Gellert als den verständigsten unter allen deutschen Gelehrten.

Wie unter den hohen, so hatte Gellert auch unter den geringen Leuten aus den niedrigen Ständen des Volkes viele Bewunderer. Als ihn ein Holzbauer, der sich seine Fabeln gekauft hatte, zufällig bei seinem Buchbinder traf, klopfte er ihm treuherzig auf die Schulter, und bat ihn, „mehr solch' schnackiges Zeug zu schreiben.“ Ein anderer Bauer fuhr ihm zum Dank für seine Fabeln eine ansehnliche Ladung Brennholz vor sein Haus. Während eines Aufenthaltes in Karlsbad durfte er es erleben, daß die Magd des dortigen Postmeisters seine Hand mit Küssen bedeckte, um ihm für „seine schönen Bücher“ Dankbarkeit zu bezeugen. Gerade solche Beweise dankbarer Verehrung aus den Kreisen des Volkes bereiteten ihm die größte Freude und waren ihm noch wertvoller als die Huldigungen der Vornehmen. Einen verabschiedeten preußischen Feldwebel, der zu ihm kam, um ihm für

den sittlichen Nutzen seiner Schriften zu danken, hätte er am liebsten vor Freude geküßt, wenn er sich nicht vor dessen großem Bart gefürchtet hätte. Hunderte seiner Leser haben sich auch im brieflichen Verkehr an ihn gewendet, um sich in allen möglichen Angelegenheiten des äußeren und inneren Lebens bei ihm Rats zu holen, und vielen ist er ein erziehender, bessernder und fürsorgender Freund geworden. Bald hatte er einem früheren Zuhörer Weisungen oder Winke für sein sittliches Verhalten zu geben, bald einem angehenden Dichter sein Urteil über dessen gereimte Versuche mitzuteilen; bald hielt er einem jungen Offizier, der zum ersten Male ins Feld ausrückte, die wahren Pflichten des Soldatenstandes vor, bald mußte er einem österreichischen Staatsmanne seinen deutschen Briefstil korrigieren. Das halbe Deutschland versorgte er mit Hofmeistern. Mit adeligen Damen und mit bürgerlichen Freundinnen wechselte er lange, flüssig geschriebene Briefe, die bisweilen recht arm an Inhalt, öfter aber mit Berichten über die kleinen Ereignisse seines einförmigen Lebens, mit allgemeinen Sittenlehren, auch mit Urteilen über Menschen und Bücher angefüllt waren. Einmal geriet er sogar auf den Einfall, seiner besten Freundin einen verwitweten Kantor in Leipzig zum Manne anzutragen, und mußte sich erst durch die humoristisch abweisende Antwort der Dame zart belehren lassen, daß er hier einen ungehörigen Weg eingeschlagen habe. Auch ohne ihren Namen zu nennen, wandten sich viele in den Zweifeln ihres Herzens an ihn und dienstwillig antwortete er jedem so ausführlich und so gut, als er konnte, und gewann sich dadurch überall neue und dankbare Freunde.

Noch mehr als durch seine Fabeln und durch seine moralischen Schriften und Abhandlungen, ist Gellert durch seine geistlichen Lieder ein Liebling seiner Zeitgenossen geworden. Diese sind zuerst im Jahre 1757 unter dem Titel „geistliche Oden und Lieder“ erschienen. Viele derselben haben in allen Gesangbüchern der evangelischen Kirche

Aufnahme gefunden und bis heute ihre Stelle behauptet, wie manches wir auch heute an ihnen auszusetzen finden. Gewiß eignen sich manche nicht mehr zum Gemeindegesange und vielfach wird in ihnen die menschliche Tugend in lehrhaft nüchterner Weise zu sehr verherrlicht und gepriesen. Aber andrerseits sind sie doch auch wieder Zeugnisse eines im Evangelium von der Gnade Gottes in Christo fest gegründeten Glaubens. Lieder, wie das Weihnachtslied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“ oder wie Gellerts Osterlied: „Jesus lebt, mit ihm auch ich, Tod wo sind nun deine Schrecken“ sichern ihm ein bleibendes Gedächtnis in der evangelischen Kirche. Hierhin gehört auch der Morgengesang: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank, erheb ihn meine Seele“ und das Abendlied: „Für alle Güte sei gepreist Gott, Vater, Sohn und heil'ger Geist, ihr bin ich zu geringe“, mit seinem demütigen Bekenntnis:

„Herr, was ich bin, ist dein Geschenk;
Der Geist, mit dem ich Dein gedenk',
Ein ruhiges Gemüte;
Was ich vermag — Bis diesen Tag
Ist alles deine Güte.“

Der Preis göttlicher Macht und Vorsehung, zu dem er sich in dem Gesange erhebt: „Gott ist mein Lied, er ist der Gott der Stärke“ darf den schönsten Psalmen getrost an die Seite gestellt werden und in dem Liede: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte, ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?“ findet noch heute die bewundernde Anbetung der Größe und Güte Gottes einem von wenigen Kirchenliedern übertroffenen herzergreifenden Ausdruck. Manchem Kranken ist schon das Lied mit der Überschrift „In Krankheit“ und mit seinen Anfangsworten: „Ich hab in guten Stunden des Lebens Glück empfunden und Freuden ohne Zahl“ ein stärkender Trost gewesen und Gellerts Lied „Vom Tode“: „Meine Lebenszeit verstreicht, stündlich eil' ich zu dem

Grabe" gehört noch heute in vielen Gemeinden zu den gern gesungenen Sterbeliedern, wenn es auch durch den geschmacklosen und ungenießbaren Vers: „Lebe, wie Du, wenn Du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben" in bedauerlicher Weise verunziert ist.

Gellerts Lieder hatten sich seiner Zeit auch in katholischen Kreisen des größten Beifalls zu erfreuen; mit ihnen, sowie mit Klopstocks Dichtungen ist die Literatur des protestantischen Norddeutschlands zuerst in den österreichischen Landen eingedrungen und bekannt geworden. An dem großen Segen, den Gellerts Lieder zu ihrer Zeit gestiftet haben und noch heute in manchen Kreisen stiften, hat neben der Gemeinverständlichkeit, die ihnen eigen ist, vor allem die schlichte aufrichtige Herzensfrömmigkeit, die in ihnen einen natürlichen und ungekünstelten Ausdruck findet, den wesentlichsten Anteil gehabt.

Die letzten Lebensjahre Gellerts sind durch vielfache Kränklichkeit, an der er zu leiden hatte, getrübt gewesen. In seiner weichen und empfindsamen Natur war er ohnehin schon in früheren Jahren zu einer schwermütigen Stimmung geneigt, die sich unter den körperlichen Leiden oftmals zu schweren Anfechtungen steigerte. Doch wußte er sie immer wieder in freudigem Gottvertrauen zu überwinden und dem Tode sah der sonst so schwächliche und zaghafte Mann mit ruhigem Mut und mit stiller Ergebung entgegen; ja er begrüßte ihn als seinen Befreier von aller irdischen Trübsal, als seinen Führer zu himmlischer Wonne und Seligkeit. Schon im Jahre 1757 hatte ihn eine von Fieber begleitete Brustkrankheit an den Rand des Grabes gebracht. Doch war die Gefahr damals vorüber gegangen. Auf den Rat seines Arztes suchte er sein Leiden durch Reiten zu bekämpfen; zu diesem Zwecke schenkte ihm Prinz Heinrich von Preußen ein ruhiges Pferd, das diesen in der Schlacht bei Freiberg getragen hatte. Als dieses 1761 verendet war, sandte der junge Kurfürst August IV. dem leidenden Professor aus seinem

eigenen Marstall ein sicher zugerittenes Pferd, dessen reiches Sattelzeug in Leipzig Bewunderung erregte. Die Aufmerksamkeit seines Landesherrn ist für ihn eine der letzten Freuden seiner Lebenstage gewesen. Die Organe des siechen Körpers versagten je länger je mehr ihren Dienst. Eine qualvolle Entzündung des inneren Organismus führte in der Nacht des 13. Dezember 1763 sein Ende herbei.

Die Trauer um den Hingeschiedenen war eine allgemeine. Zu seinem Grabe drängten sich Scharen von Verehrern, die ihm noch im Tode ihre Dankbarkeit bezeugen wollten. Der Zudrang wurde zuletzt so groß, daß der Leipziger Magistrat ein Verbot dagegen erlassen mußte.

Gellert hat nicht zu den starken Charakteren und zu den Großen des Reiches Gottes gehört. Sein Christentum war nicht frei von krankhaften Anwandlungen einer weinerlichen Stimmung. Dem Kampfe gegen die in den letzten Jahren seines Lebens bereits hervortretende Aufklärung fühlte er sich nicht gewachsen. Seine natürliche Ängstlichkeit machte sich auch auf dem religiösen Gebiete geltend, und darum ging er den Zweifeln, die ihn in seinem Glauben hätten irre machen können, lieber aus dem Wege, als daß er sie bekämpfte. Aber er war und blieb sein ganzes Leben hindurch ein überzeugter Christ und ein treuer Bekenner und Diener seines Heilandes. Er las kein Buch lieber, als die heilige Schrift, gewissenhaft und regelmäßig besuchte er den Gottesdienst und die fleißige Teilnahme am heiligen Abendmahl war ihm ein inneres Bedürfnis. Auch zu Hause begann und beschloß er jeden Tag mit andächtigem Gebete, wie er auch allen jungen Leuten, mit denen er als akademischer Lehrer in Berührung kam, das Gebet als die einzige Schutzwehr gegen die Verführung empfahl. Es war der höchste Wunsch des bescheidenen Mannes, daß ihn in der Ewigkeit dereinst der eine oder der andere als seinen Führer durchs Leben begrüßen möge, wie

er es in dem Liede „Trost des ewigen Lebens" mit den Worten ausgesprochen hat:

„Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil sei Dir! denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, Du!
O Gott, wie muß dies Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!"

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Mit Klopstock, dessen Lebensbild die nachfolgenden Blätter uns vorführen, betreten wir den Boden der neuen Zeit, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wie auf andern Gebieten des geistigen Lebens, so insbesondere auf dem unsrer deutschen Literatur angebrochen ist und die man als die zweite Blütezeit der Letztern zu bezeichnen pflegt. Wenn diese ihren wesentlichen Charakter darin hat, daß die nationalen Elemente der Dichtkunst mit der fremdländischen alten und neuen Zeit verschmolzen werden, so darf Klopstock als der Bahnbrecher dieser neueren kulturgeschichtlichen Epoche bezeichnet werden. Aber seine Bedeutung liegt nicht bloß auf dem Gebiete der Literatur. Durch sein großes Werk „die Messiade", in dem er von der sündigen Menschheit Erlösung gesungen hat, ist trotz aller Mängel, an denen sie leidet, die Freude an dem Heile in Christo wieder in die weitesten Kreise getragen worden und in dichterischer Form an eine glaubensarme, an Zweifelsucht krankende Zeit ein mächtiger Weckruf zum fröhlichem Christenglauben ergangen. In dieser Beziehung ist Klopstock die Stimme eines Predigers geworden, der auch an seinem Teile dem Herrn zu unserm Volke wieder den Weg zu bahnen geholfen hat.

Friedrich Gottlieb Klopstock wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg als der erste Sohn des in der Verwaltung des Stiftes zu Quedlinburg angestellten Commissionsrates Gottlieb Heinrich Klopstock und dessen Ehegattin Anna Marie Schmidt

geboren. Der Ehe seiner Eltern entstammten 17 Kinder, acht Söhne und neun Töchter, sodaß auch Klopstock in einem zahlreichen Geschwisterkreise aufgewachsen ist. Sein Vater wird uns als eine tief angelegte kräftige Natur geschildert, von nicht gewöhnlichem persönlichen Mut und ernster Lebensanschauung, der seinen im Glauben fest gegründeten Christenglauben auch nach außen hin freudig bekannte. Als man in seiner Gegenwart einmal über die Religion zu spotten wagte, schlug er an seinen Degen mit den Worten: „Meine Herren! Wer was wider den lieben Gott spricht, das nehme ich als eine Beleidigung gegen mich an, und der muß sich mit mir schlagen.“ In seinem männlich starken Glauben bekämpfte er bei jeder Gelegenheit die damals einreißende ihm gründlich verhaßte Freigeisterei. Das Dasein einer übersinnlichen Welt stand ihm so fest, daß er sogar mit den Geistern des Jenseits einen unmittelbaren Verkehr für möglich hielt und sich vornahm, den Seinigen nach seinem Tode zu erscheinen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der stark ausgeprägte religiöse Sinn des Vaters von entscheidendem Einfluß auf die geistige Entwickelung des Sohnes gewesen ist. Als unser Friedrich Gottlieb etwa neun Jahre alt war, siedelte er mit seinen Eltern aus Quedlinburg in den damals schon preußischen Anteil des Mansfelder Gebietes über, wo sein Vater für wenige Jahre das Amt „Friedeburg“ pachtete. Nach Ablauf der Pachtzeit mußte Klopstock den ländlichen Aufenthalt, in dessen Ungebundenheit er sich zu einem frischen und fröhlichen, an Leib und Seele gesunden Körper entwickelt hatte, wieder mit dem städtischen in Quedlinburg vertauschen. Einen wie freien Spielraum der Vater selbst dem Jugendübermut seiner Kinder gestattete, davon werden uns aus Klopstocks Jugendzeit einige charakteristische Züge berichtet. So schlichen sich die Knaben eines Tages an die Hofstiere sacht heran, hingen sich an deren Schwanz und reizten sie, bis solch ein Tier wütend im Kreise sich drehte und sie mit

herumschleuderte. Im passenden Augenblick sprangen sie dann plötzlich ab und flüchteten sich auf einen Berg bei der Scheune. Klopstock wäre einmal beinahe dabei ums Leben gekommen, indem er über ein Bund Stroh stolperte. Statt ihre Wagehalsigkeit zu strafen, freute sich der Vater im Stillen über den Mut der Jungen. Oft badeten sie auch, trotz des mütterlichen Verbots. Verrieten die nassen Haare die That, so sagten sie, das wäre kein Wasser, sondern Pomade. Einmal aber, da sie wieder leugneten, brachte die Mutter sie vor den Vater. Da half nun kein Leugnen, sie gestanden voller Bangen alles; der Alte aber sagte bloß: „Jungens, ersauft mir nur nicht.“ Am selben Abend badeten sie sich gleich nochmals. — Der in Friedeburg verlebten Jahre hat Klopstock stets als der goldenen Tage seines Lebens gedacht.

Der Schulunterricht war während des Landaufenthaltes nur ein mäßiger gewesen. Von einem Hauslehrer war Klopstock in Gemeinschaft mit den Söhnen adliger Nachbarn in den Anfangsgründen der alten Sprachen unterwiesen worden. Nach Quedlinburg zurückgekehrt, besuchte er das dortige Gymnasium, dessen Schulzwang ihm anfangs gar nicht schmecken wollte. Sein Lerneifer erwachte erst, als er, fünfzehn Jahre alt, am 6. November 1739 in die berühmte Fürstenschule zu Schulpforta aufgenommen wurde, in welcher ihm durch die Bemühungen eines Verwandten eine Freistelle erwirkt worden war. Behufs der Aufnahme in die gelehrte Anstalt, mußte er als Prüfungsarbeit ein Exerzitium liefern, für das ihm eine Frist von drei Stunden gewährt wurde. Er wurde in ein Klassenzimmer eingeschlossen mit der Weisung, wenn er fertig wäre zu klingeln. Die Frist war noch lange nicht abgelaufen, als er dem strengen Rektor Freitag die fertige Arbeit übergeben konnte. Während dieser sie durchlas, entließ er den Novizius — so werden die neuen Ankömmlinge noch heute in Schulpforta genannt — in den Kreuzgang. Die älteren Schüler, die sich dort um ihn

sammelten, suchten ihn mit seinem Namen zu hänseln und fragten ihn in höhnischem Ton: „Sie heißen also Klopstock?“ „Ja, Klopstock heiße ich,“ antwortete er mit festem Tone und mit einer Geberde, die keinen Zweifel darüber ließ, daß er entschlossen war, seinen Namen auch nötigenfalls mit der That zu bewähren. Inzwischen hatte der Rektor seine Prüfungsarbeit durchgesehen und sie war so zur Zufriedenheit ausgefallen, daß er unter die ersten Schüler der dritten Klasse gesetzt wurde. Sechs Jahre hindurch ist Klopstock in Schulpforta geblieben und er hat hier, vom Knaben zum Jüngling heranreifend, den Grund zu seinem ganzen späteren Wissen gelegt. Es gelang ihm bald, in den strengen Zwang, der in der Anstalt herrschte, sich zu finden und dabei doch seine Eigenart zu bewahren. Die Liebe zur Natur, die schon in Quedlinburg durch die Nähe des Harzes in ihm erwacht war, fand in der herrlichen Umgebung von Schulpforta reichliche Nahrung. Durch den Unterricht in den alten Sprachen, der damals in der Anstalt die Alleinherrschaft behauptete und durch die Versübungen, die dort mit Eifer betrieben wurden, erwarb er sich eine vertraute Bekanntschaft mit den Formen, wie mit dem Geiste des klassischen Altertums, durch die er später umgestaltend und neubelebend auf die deutsche Dichtkunst eingewirkt hat. Wie er später einmal selbst erzählt, hat er in einem Jahre wohl 20000 lateinische und griechische Verse gemacht. Homer und Virgil wurden seine Lieblingsdichter, daneben machte er sich gegen das Verbot der Anstalt verstohlen mit der deutschen Poesie bekannt, die damals in dem zwischen den Leipzigern und den Schweizern ausgebrochenen Streite zu neuem Aufschwunge die Flügel regte und im Gegensatze zu den gekünstelten Formen eines Gottsched in Dichtern wie Haller, Hagedorn, Bodmer, Gleim und andern neue Bahnen zu beschreiten begannn. Auch in Klopstock selbst erwachte schon in Schulpforta der Geist der Dichtkunst. Er faßte zuerst den Ent-

schluß, Heinrich den Vogler, den Befreier Deutschlands von der hunnischen Barbarei, dessen Vogelherd man in Quedlinburg dem Knaben gezeigt hatte zu besingen. Doch verwarf er diesen Plan und durch Miltons „Verlorenes Paradies“ angeregt, und in einer schlaflosen Nacht stellte sich ihm wie durch eine plötzliche Eingebung der Messias als der würdigste Held dar, den er zu besingen sich entschloß. Tag und Nacht beschäftigte ihn der Entwurf zu der Messiade, die dann das große Werk seines Lebens geworden ist.

Bis in die neueste Zeit war es in Schulpforta üblich, daß die von der Anstalt entlassenen Abiturienten in einer sog. Valediction von der Alma mater Abschied nahmen. Diesem der Anstalt gewidmeten Lebewohl ging immer eine in früheren Zeiten lateinisch, in späteren wohl auch deutsch verfaßte Abhandlung voran. So verfaßte und hielt auch Klopstock, als er am 21. September 1745 die Pforte verließ, eine lateinische Abschiedsrede, die wohl als die bedeutungsvollste bezeichnet werden kann, welche jemals von einem Abiturienten gehalten worden ist. Sie eröffnet bereits den Ausblick in eine neue Zeit der deutschen Literatur. Schmerzlich und bitter beklagt es Klopstock in seiner Rede, daß den Deutschen und nur ihnen ein nationales Epos fehle, während alle andern Völker sich eines solchen zu erfreuen hätten. Man ersieht hieraus, daß Klopstock von Heliand und Otfrieds „Krist“ von dem Heldengedichte der Nibelungen und Gudrun, von Hug-Dietrich und Wolf-Dietrich, von der Ecken-Ausfahrt u. a., sowie von dem Kunstepos des Mittelalters keine Ahnung hatte. Aber man darf ihm das nicht zum Vorwurf machen, sondern es ist die Schuld der Fremdländerei, über welche er in seiner Rede Klage führt, und gegen die sie vor allem gerichtet ist. „Mit niedrigen Tändeleien beschäftigt, so klagt er, „suchen wir den Ruhm des Genies; durch Gedichte, die nur entstanden zu sein scheinen, um zu sterben und vergessen zu sein, wagen wir es, ach ganz unwert des deutschen

Namens, jene hehre Unsterblichkeit zu erlangen. Nicht so träge donnerten einst unsere Vorfahren mit den Waffen, und selbst zu unserer Zeit bearbeiteten unsere Landsleute die Philosophie und jede Wissenschaft nicht so träge und ruhmlos. Warum aber hat denn nun die Poesie, diese göttliche Kunst, das unglückliche Schicksal, daß sie fast allein nur von ungeweihten Händen betastet und am Boden niedergehalten wird? Wendet mir nicht ein, wir hätten doch Dichter, die über das Mittelmäßige erhaben, an ihre Unsterblichkeit glauben könnten; wendet mir dies nicht ein, denn ich spreche von der Epopöe, diesem höchsten Werke der Dichtkunst. Eine solche hat bisher noch keinen Dichter unter uns gefunden. In ihrem weiteren Verlauf wendet sich die schwungvolle Rede von Deutschlands Dichter mit der Mahnung: O wie wünscht' ich dies in einer Versammlung der vorzüglichsten Dichter Deutschlands sagen zu können! Die größte Freude würde mich dann durchdringen und ganz überströmen, wenn ich's vermöchte, daß die Würdigsten zu diesem Werke, wegen der durch sie so lange vernachlässigten Ehre des Vaterlandes, von edler und heiliger Schamröte erglühten. Wofern aber unter den jetzt lebenden Dichtern vielleicht der noch nicht gefunden wurde, der bestimmt ist, sein Deutschland mit diesem Ruhme zu schmücken, o so werde geboren, großer Tag, der diesen Sänger hervorbringen, und du, o Sonne, eile schneller herbei, die ihn zuerst erblicken und mit freundlichem Antlitz bestrahlen soll! Ihn mögen die Tugend und mit der himmlischen Ruhe die Weisheit in zarten Armen wiegen! Vor seinen Augen eröffne sich das ganze Gebiet der Natur und die andere unzugängliche Größe der anbetungswürdigen Religion! Selbst die Ordnung der künftigen Jahrhunderte bleibe ihm nicht ganz verschlossen und dunkel. Von diesen seinen Lehrerinnen werde er gebildet, des menschlichen Geschlechts, der Unsterblichkeit und Gottes selbst, den er vorzüglich preisen wird, würdig". So hat Klopstock schon als einundzwanzigjähriger Jüngling die Um-

kehr der deutschen Dichtung von der geistlosen Nachäfferei des Auslands und von der Entwürdigung durch leeres Reimgeklingel, worin die Gottschedsche Schule ihre Stärke suchte, zu natürlicher Einfachheit und innerer Wahrheit. Den Schluß der Rede bilden dann Dankesworte an Gott, an den Landesfürsten der Anstalt, an Lehrer und Mitschüler; vor allem aber an die alma mater Pforte selbst. „Du endlich", so schließt er, „o Pforte, sei glücklich und pflege in zärtlichem Schoße diese deine Zöglinge. Oft werde ich deines Namens mich anhänglich erinnern, und dich als die Mutter jenes Werkes, das ich in deinem Mauern auszudenken angefangen, dankbar verehren." Bis an sein Lebensende hat Klopstock der Pforte ein dankbares Andenken bewahrt. Nach seinem Abgang von dort, bezog er die Universität Jena, wo er sich in die theologische Fakultät einschreiben ließ. Aber mit theologischen Studien scheint er sich weniger als mit seinen poetischen Arbeiten beschäftigt zu haben. Abgestoßen von dem rohen Ton des studentischen Lebens der dort herrschte, verließ er Jena schon nach einem halben Jahre, um nach Leipzig überzusiedeln. Hier schloß er innige Freundschaft mit den Verfassern der „Bremer Beiträge", einer Zeitschrift, in welcher ein jugendlicher Kreis von aufstrebenden Dichtern ihre poetischen Versuche veröffentlichten. Durch sie angeregt, dichtete auch Klopstock seine ersten Oden in horazischen Versmaßen und ganz im Stillen verfaßte er hier die drei ersten Gesänge des „Messias", die er in Jena schon in Prosa niedergeschrieben hatte, nachdem er nach langem Suchen den Hexameter des Homer als das geeignete Versmaß für seine Dichtung erkannt und gewählt hatte. Sie erschienen auf Drängen seiner Freunde, insbesondere seines Stubengenossen und Vetters Schmidt, der um das Geheimnis wußte, nebst seinen ersten Oden in den „Bremer Beiträgen". Anfangs nur von dem engeren Kreise der literarischen Freunde beachtet, sollten sie der deutschen Literatur eine ganz neue Wendung geben.

Bald darauf ging Klopstocks Studienzeit in Leipzig zu Ende und er übernahm in Langensalza eine Hauslehrerstelle. Hier erwachte seine erste Jugendliebe zu Fanny, der Schwester seines Freundes und Verwandten Schmidt. Aber seine Liebe zu ihr blieb unerwidert und mit tiefem Kummer im Herzen verließ er Langensalza, als im Frühjahr 1750 seine dortige Stellung ihr Ende erreichte. Auch seine äußere Lage war eine gedrückte. Der Vater hatte durch einen Prozeß, in den er verwickelt worden war, fast sein ganzes Vermögen verloren und Klopstock durfte von dieser Seite auf keine Unterstützung mehr rechnen. Verschiedene Freunde bemühten sich vergeblich ihm eine Stellung, wenn auch nur mit bescheidenem Gehalte, zu verschaffen, so daß er gern von dem Anerbieten des Dichterfreundes Bodmer in Zürich Gebrauch machte, der ihn wiederholt zu sich eingeladen hatte. Bodmer gehörte zu den Männern, die zuerst mit richtigem Blick die Bedeutung des „Messias" erkannt hatten und für die Hoheit und Gedankenfülle der Dichtung schwärmten. Begeistert empfing er ihn in seinem nahe bei Zürich gelegenen Dichterheim. Später ist dann freilich zwischen Klopstock und Bodmer, bei deren sehr verschiedener Lebensanschauung, eine starke Entfremdung eingetreten. Schon nach wenigen Wochen machte sich diese Entfremdung so sehr geltend, daß Klopstock Bodmers Haus verließ und die Gastfreundschaft eines andern Verehrers, den er sich in Zürich gewonnen hatte, Hartmann Rahn in Anspruch nahm. Inzwischen hatte sich die öffentliche Aufmerksamkeit mehr und mehr dem „Messias" zugewendet. Junge Prediger führten das Gedicht auf den Kanzeln an und nannten den Namen Klopstocks neben dem der Propheten. Schon vor der Reise in die Schweiz war er von allen Seiten als berühmter Dichter gefeiert worden. Zu seinen besonderen Verehrern gehörte der Dichter und Domherr Gleim in Halberstadt, durch den er auch mit dem Oberhofprediger Sack in Berlin bekannt ge=

macht wurde. In Magdeburg drängten sich Frauen und Mädchen um den jungen Dichter und weinten vor Rührung, wenn er ihnen seine Oden und aus den Gesängen des „Messias" vorlas. Durch das Aufsehen, das Klopstocks Dichtungen in immer weiteren Kreisen hervorgerufen hatten, war auch der dänische Minister, Graf Bernsdorf, auf ihn aufmerksam geworden und durch einen Verwandten mit ihm in Verhandlung getreten, um ihn nach Kopenhagen zu ziehen. Diesem Freunde und Bewunderer der Messiade gelang es, dem Dichter eine Berufung des edlen Königs Friedrich V. von Dänemark zu erwirken, der ihm ein Jahrgehalt von 400 Thlr. und das Reisegeld nach Kopenhagen anbieten ließ, wo er sich der Fortsetzung und Vollendung seines großen Werkes widmen sollte. Diesem Rufe folgend, verließ Klopstock im Februar 1751 nach achtmonatlichem Aufenthalte die Schweiz, um sich nach Norden zu wenden. Lebenslänglich ist ihm der Aufenthalt in der Schweiz eine teure Erinnerung geblieben. „In Zürich", so bekannte er selbst gegen Bodmer, „sei er erst in die Welt gekommen, vorher nur auf Schulen gewesen." Noch als Greis gedachte er der schönen Züricher Tage. Vor seiner Abreise aus Zürich gelang es seinen Freunden Gleim und Sack, eine Aussöhnung mit Bodmer herbeizuführen, so daß der Abschied von diesem ein freundschaftlicher war. Bodmer begleitete den Scheidenden Hand in Hand „bis zum Gatter an der Landstraße" und blieb stehen, bis er ihn nicht mehr sehen konnte. Klopstock blickte oft zurück und rief aus der Ferne noch ein Lebewohl.

Auf der Reise nach Kopenhagen hielt sich Klopstock einige Tage in Hamburg auf, wo er die persönliche Bekanntschaft des von ihm schon längst verehrten Dichters Hagedorn machen wollte Er traf ihn nicht an, benutzte aber seinen Aufenthalt um eine Verehrerin seines „Messias" aufzusuchen, von der ihm auf der Durchreise ein Freund in Braunschweig erzählt hatte, mit dem

hinzufügen, daß sie ihn bäte, wenn er Hamburg auf seiner Reise berührte, sie mit seinem Besuch zu erfreuen. Diese stille Verehrerin Klopstocks war Margarethe Moller, abgekürzt gewöhnlich Meta genannt, die jüngste Tochter des in Hamburg verstorbenen Kaufmanns Peter Moller, die bei einer verheirateten Schwester wohnte. Auf ganz zufällige Weise hatte sie die ersten Gesänge des „Messias" kennen gelernt, die, ohne daß der Name des Dichters genannt war, erschienen waren. Sie erfuhr ihn durch einen Freund und hatte nun keinen sehnlicheren Wunsch, als den Verfasser kennen zu lernen. Als sich daher Klopstock bei ihr melden ließ, wurde er aufs freudigste von ihr begrüßt und empfangen. Schon bei der ersten Begegnung machte seine ganze Erscheinung und die Unterhaltung mit ihm den tiefsten Eindruck auf das Herz des damals dreiundzwanzigjährigen jungen Mädchens. Auch Klopstock war von ihr hingenommen; aber noch immer behauptete Fanny Schmidt den ersten Platz in seinem Herzen. Erst nachdem er durch Gleim die Gewißheit erlangt hatte, daß Fanny seine Werbung auch trotz der ihm in Kopenhagen gebotenen Anstellung dauernd ablehnte, wandte er seine ganze Liebe der neu gewonnenen Freundin zu. Nachdem er sie schon in Hamburg durch mehrfach wiederholte Besuche näher kennen gelernt hatte, entspann sich von Kopenhagen aus zwischen ihm und Meta ein äußerst lebhafter Briefwechsel. Er feierte sie unter den Namen „Cidli" in einer Reihe von Oden, die er ihr widmete. So steigerte sich die anfängliche Freundschaft zur innigsten gegenseitigen Liebe, aus der im Juli 1752 eine glückliche Verlobung wurde. Nach Beseitigung mancher Schwierigkeiten, die sich dem glücklichen Paare von Seiten der Mutter Metas und ihres Stiefvaters entgegenstellten, durfte Klopstock die Geliebte am 10. Juni 1754 nach Kopenhagen heimführen. Die Trauung wurde an diesem Tage durch den Hauptpastor zu St. Petri, Ernst Friedrich Mylius vollzogen. Leider war die

überaus glückliche Ehe nur von kurzer Dauer. Schon am 28. November 1758 ist dem Dichter die geliebte Gattin in Folge der Entbindung von einem toten Sohn entrissen worden. Zu Ottensen bei Altona, wo Klopstock mit der Dahingeschiedenen wiederholt glückliche Tage verlebt hatte, ließ er sie bestatten. Auf ihren Grabstein ließ er die Worte aus dem „Messias" setzen: „Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen," und darunter die Inschrift: „Margaretha Klopstock erwartet da, wo der Tod nicht ist, ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann, den sie so sehr liebt und von dem sie so sehr geliebt wird. Aber hier aus diesem Grabe wollen wir mit einander auferstehen, du mein Klopstock, und ich, und unser Sohn, den ich dir nicht gebären konnte."

Klopstocks Aufenthalt in Dänemark währte bis zum Jahre 1771, freilich mehrfach durch Reisen nach Quedlinburg, Braunschweig, Halberstadt und längeres Verweilen in Hamburg unterbrochen. Nachdem König Friedrich V. von Dänemark im Jahre 1766 gestorben war, wurde Klopstocks Gönner, Graf Bernsdorf gestürzt und zog sich im Jahre 1770 nach Hamburg zurück, wohin Klopstock ihm folgte. Abgesehen von einem längeren Aufenthalt in Karlsruhe, wohin ihn 1774 Markgraf Karl Friedrich von Baden einlud, ist seitdem Hamburg sein ständiger Aufenthalt geblieben. Im Jahre 1791 hat er sich dort in seinem 67. Lebensjahr noch einmal vermählt und zwar mit einer Nichte seiner geliebten und tiefbetrauerten Meta, der verwitweten Frau von Winthem geb. Dimpfel, die eine treue Pflegerin seines Alters geworden ist, bis er am 14. März 1803 nach langem und schwerem mit größter Geduld ertragenen Leiden im Alter von 79 Jahren zu Hamburg gestorben ist. Die Nachricht von seinem Tode erfüllte ganz Deutschland mit Trauer und sein Begräbnis war eine Feier, wie sie sonst nie einem deutschen Dichter zu teil geworden ist. Die Hamburger Behörden und Bürger folgten

dem Sarge in 76 Wagen. Unter dem Geläute aller Glocken von den sechs Türmen der Stadt bewegte sich der Zug mit militärischer Ehrenbegleitung durch die Hauptstraßen aus dem Millernthor nach Altona, wo die Hamburger Ehrenwache durch holsteinische Husaren abgelöst wurde und sich 48 Trauerwagen aus Altona anschlossen. Von den Schiffen im Hafen wehten Trauerflaggen. In der Kirche zu Ottensen hatte der Domherr Meyer eine sinnige Feier veranstaltet. Der aufgeschlagene Messias wurde auf den Sarg gelegt und mit Lorbeerzweigen bedeckt; Klopstock'sche Lieder wurden von weinenden Chören gesungen; Meyer verlas aus dem Messias eine Stelle, an der sich Klopstock noch in seinen letzten Stunden erhoben hatte. Beim Gesange seines Auferstehungsliedes wurde der Sarg unter die Linde auf dem Friedhofe getragen, in die Gruft gesenkt und von Männern und Mädchen mit den ersten Blumen des Frühlings überschüttet.

Nach diesem kurzen Abriß seines äußeren Lebens werfen wir nur noch einen flüchtigen Blick auf Klopstocks Dichtungen und auf die Bedeutung, die sie für die Mit- und Nachwelt in Anspruch nehmen dürfen. Das Hauptwerk seines Lebens ist, wie schon erwähnt, das große Epos „Der Messias", an welchem Klopstock 25 Jahre hindurch geschaffen hat. Der letzte Gesang ist erst im Jahre 1773 vollendet worden. Aber auch nachher hat der Dichter in späteren Ausgaben, die er veranstaltete, noch mehrfache Veränderungen vorgenommen. Der Inhalt dieser großartigen Dichtung ist die Erlösung der Menschheit durch Christus, wie der Dichter es sogleich in den Eingangsworten des ersten Gesanges hervorhebt:

„Sing unsterbliche Seele, der sündigen Menschheit Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend getötet und verherrlicht, wieder erhöht hat! —
Also geschah' des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Juda
Gegen ihn auf: er that's und vollbrachte die große Versöhnung."

Die Erzählung beginnt mit dem Beschluß, den die drei Personen der Gottheit über das Werk des Heilandes fassen und geht dann, bald auf Erden, bald im Himmel, bald in der Hölle spielend, bis zur Auferstehung und Himmelfahrt Christi fort, in jedem Abschnitt von dem Lobgesange himmlischer Heerscharen begleitet, welche die Thaten des Erlösers verherrlichen. Die Thatsachen der evangelischen Geschichte hat der Dichter freilich vielfach durch Erfindungen eigener Phantasie umgestaltet, dichterisch ergänzt und erweitert, so daß Klopstock dadurch seinen Gegnern Anlaß bot, ihn in bibelgläubigen Kreisen zu verdächtigen, weil er sich's einfallen ließe, die Bibel umzudichten. „Wir erklären", so schrieb einer derselben, „den Herrn Klopstock für einen elenden Sechsfüßler, der die Bibel ausfüllt und von Gott und seinem Sohne die schändlichsten Lügen ausposaunt." Auch hat man mit Recht seinem „Messias" den Vorwurf gemacht, daß an Stelle der Handlung die Empfindung tritt, die sich in Ausrufungen und Versicherungen ergeht, daß die menschliche Sprache nicht ausreiche, göttliche Dinge und Gedanken erschöpfend darzustellen. Klopstock schwelgt förmlich in religiösen Gefühlen; dabei halten die Engel und Seraphim, die er immer wieder einführt, unendlich lange Reden, die den Leser ermüden und den Fortgang der Handlung unnötig verzögern. Aber bei aller Willkür, mit welcher Klopstock die biblische Geschichte behandelt, bei aller Abweichung von der kirchlichen Lehre, die er sich gestattet, bei aller Überschwänglichkeit frommer Gefühle, in die er sich verliert, ist doch die Dichtung von dem hohen Fluge einer innerlich wahren, belebenden und entzündenden christlichen Begeisterung getragen, die in ihrer Zeit durchaus neu, unvergleichbar und einzig in ihrer Art war und die darum auch nicht ohne die mächtigste Einwirkung auf die Zeitgenossen bleiben konnte. Selbst kältere Naturen wurden von dem Feuer und der Inbrunst der Dichtung hingerissen, welche nicht die Lehre sondern die That des Erlösers

feierte. Schon länger als hundert Jahre vor Klopstock war das Christentum zur Lehre, zum äußeren Bekenntnis, zu toten Formen äußerer Gewohnheit geworden. Gegen dieses kalte angelernte Christentum, gegen dies tote Bekenntnis mit dem Feuer eines lebendigen Zeugnisses aufgetreten zu sein, bleibt für alle Zeiten Klopstocks unsterbliches Verdienst. Vor allem aber ist er es gewesen, der die deutsche Dichtkunst von der Herrschaft einer hohlen, inhaltleeren, auf bloße Richtigkeit der Formen uud leeren Klang abzielenden Reimerei befreit hat. Wie mit Luther eine neue Epoche der deutschen Sprache überhaupt begonnen hat, so mit Klopstock eine neue Zeit der deutschen Dichtkunst und der dichterischen Sprache und mit Recht bezeichnet Herder den „Messias" nächst Luthers Bibelübersetzung als das erste klassische Buch unserer Sprache. Aus dem Zustande der schimpflichsten Verwahrlosung hat er sie durch die Macht seines Willens mit wahrhaft schöpferischer Kraft so plötzlich und so entscheidend befreit, daß man sie nicht wieder erkennt. Nicht minder wie durch seinen „Messias" hat Klopstock aber auch durch seine Oden und Gedichte einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Allerdings sind sie durch die fremdartigen Versmaße, die Klopstock den griechischen und römischen Dichtern entlehnte, mit wenigen Ausnahmen den weiteren Kreisen des Volkes fremd geblieben. Klopstock war geradezu ein erklärter Feind des Reimes; aber durch seine reimfreien Verse hat er, wie ein berufener Kenner und Darsteller unserer deutschen Literatur mit Recht sagt, uns von dem seelenlosen, handwerksmäßigen Klingeln und Klappern mit Reimen, von dem toten Formenwesen, in welches unsere Dichtkunst versunken war, frei gemacht. Von ihm und durch ihn haben es die deutschen Dichter wieder gelernt, daß es in der Dichtung mehr auf große und tiefe Gedanken ankommt, als auf die Versform und den herkömmlichen Reimklang, durch den eine edle, erhabene und wahrhaft dichterische Sprache niemals ersetzt werden kann. Der „Ver-

fertigung" der Gedichte hat er mit einem Schlage ein Ende gemacht. Der Grundton seiner besten Oden ist die religiöse Begeisterung. Wie in der „Messiade", so kommt auch in ihnen die Freude an dem Herrn und an dem Heile, dessen er durch den Glauben an ihn gewiß geworden ist, zu lebendigem Ausdruck. Mit heiligem Schaudern erfüllt ihn der Gedanke an die Allgegenwart Gottes, wenn er in der Ode mit der Überschrift: „Dem Allgegenwärtigen" ausruft:

„Anbetend, Vater, sink' ich in den Staub und fleh',
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen,
Gib meiner Seel' ihr wahres Leben,
Daß sie zu dir sich, zu dir erhebe."

Zugleich aber gibt er dem Schmerze darüber Ausdruck, daß nur wenige sind, die in den Werken der Schöpfung die Allgegenwart Gottes erkennen:

„Wenige nur, ach Wenige sind,
Deren Aug' in der Schöpfung
Den Schöpfer sieht, Wenige, deren Ohr
Ihn in dem mächtigen Rauschen des Sturmwinds hört.

In schwungvoll erhabenen Tone preist er in dem großen „Halleluja" den Unaussprechlichen und Undenkbaren, den Vater der Schöpfung, den Wunderbaren,

„Der unzählbare Welten in den Ozean der Unendlichkeit aussät
Und sie füllete mit Heerscharen Unsterblicher,
Daß ihn sie liebten und selig wären durch ihn!"

Nicht genug Worte kann er finden, den Erlöser zu preisen, zu dessen Ruhm er seine Harfe stimmt, indem er anhebt:

„Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit
Bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach
Dein hohes Lob, o Sohn! Wer bin ich,
Daß ich mich auch in die Jubel dränge?"

„Mit gesunkenem Knie, mit tief anbetendem Staunen", freute er sich zitternd bei dem Gedanken: „ich werde Gott schauen." Während diese geistliche Oden lediglich der frommen religiösen

Betrachtung gewidmet sind, hat Klopstock für den Gebrauch beim Gemeindegottesdienst auch eine Anzahl geistlicher Lieder gedichtet, bei denen er sich zur Anwendung des sonst von ihm verschmähten Reimes herbeiließ und denen er bekannte und gebräuchliche Melodien zu Grunde gelegt hat. Doch wenn es auch in diesen an schwungvoller Begeisterung nicht fehlt, so sind sie doch in ihrer schwerfälligen und schwülstigen Sprache zu wenig gemeinverständlich, als daß sie sich wie die Gellertschen Lieder in unseren Gemeinden hätten einbürgern können. Nur wenige machen in dieser Beziehung eine Ausnahme; hierhin gehört das Morgenlied:

„Wenn ich einst von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, aufersteh'
Und, von dieses Lebens Kummer
Frei, den schönern Morgen seh':
O, dann wach' ich anders auf,
Schon am Ziel' ist dann mein Lauf.
Träume sind des Pilgers Sorgen,
Großer Tag, an deinem Morgen."

Ferner das Lied zum Anfange des Gottesdienstes:

„Zeige dich uns ohne Hülle,
Ström' auf uns mit deiner Fülle,
Daß an diesem Gottestage,
Unser Herz der Welt entsage"

mit seiner Bitte:

„O, daß frei von Erdenbürden,
Und der Sünde Lasten würden
Unsre Seelen, unser Wille
Sanft wie diese Sabbatstille!
Daß in deines Himmels Höhen
Wir von fern den Aufgang sähen
Jenes Lichts; das dann verkläret,
Wenn der Sabbat ewig währet!"

Vor allem aber ist das herrliche „Auferstehungslied: „Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du mein Staub nach kurzer Ruh," ein Kleinod unserer Gesangbücher geworden, das noch heute an

so manchem Grabe den Trauernden Trost spendet, wie denn überhaupt Klopstock recht eigentlich ein Sänger der Auferstehung und des Wiedersehens in der Ewigkeit gewesen ist.

Eine große Anzahl der Oden Klopstocks ist der Liebe, der Freundschaft und dem Preise der Natur gewidmet, aber auch in ihnen wird meist ein ernster religiöser Ton angeschlagen, durch den er die irdische Freude zu heiligen, von der Natur den Geist zu dem, der sie geschaffen hat, zu erheben sucht. Er feiert den Frühling nicht ohne dem, der ihn gemacht, sein Halleluja zu singen und in dem rollenden Donner die Stimme des Herrn zu vernehmen. Er schildert nicht die Freude des Eislaufes, ohne ihn zu der ernsten Mahnung zu verwenden: „Laß nicht die schimmernde Bahn dich verführen, weg vom Ufer zu gehen;“ er rühmt nicht des Jünglings sorglose Jugend, ohne ihm zuzurufen: „Auf und waffne dich mit der Weisheit, denn Jüngling, die Blume verblüht!“ Selbst die an seine Geliebten, an Fanny und Cidli gerichteten Gedichte geben davon Zeugnis, wie der Gedanke an Gott und die Hingabe an die Geliebte bei ihm ineinander flossen und ihm unzertrennlich verbunden waren.

Aber auch den Ton vaterländischer Begeisterung hat Klopstock in seinen Oden kräftig angeschlagen und auch darin ist er der Bahnbrecher einer neuen Zeit geworden. Daher haben wir ein gutes Recht, den deutsch-evangelischen Charakterbildern auch das seine einzureihen. Wenn die zweite Blütezeit unserer Literatur ihren wesentlichen Charakter darin hat, daß der nationale Gedanke in ihr zum Ausdruck kommt, so darf Klopstock als der erste bezeichnet werden, der uns eine vaterländische Dichtung wiedergegeben hat. Daher auch die Begeisterung, mit welcher die deutsche Jugend ihm zujauchzte. Nach einer langen Zeit der Verwelschung und der Fremdländerei hat er der deutschen Dichtkunst wieder nationalen Stoff und Inhalt zugeführt. Wie wir gesehen haben, schwebte ihm schon als Jüngling der Gedanke

vor, König Heinrich, den Vogler, zum Gegenstande einer Heldendichtung zu wählen und später hat er dann in mehrfachen Oden sein Andenken gefeiert und in ihnen den ruhmvollen Tod fürs Vaterland, wenn er den unter Heinrichs Fahnen streitenden Kriegern die Worte in den Mund legt:

„Willkommen Tod fürs Vaterland!
Wenn unser sinkend Haupt
Schön Blut bedeckt, dann sterben wir
Mit Ruhm fürs Vaterland!

Uns folgt ein Ruhm, der ewig bleibt,
Wenn wir gestorben sind,
Gestorben für das Vaterland
Den ehrenvollen Tod!"

Auch Hermann der Cherusker und dessen Thusnelda sind mehrfach der Gegenstand seiner Odendichtung gewesen.

„Ha, dort kömmt er mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann niemals! So hat's ihm
Nie von dem Auge geflammt!"

so läßt er Thusnelda den aus der Varusschlacht Heimkehrenden begrüßen. Das leuchtendste Denkmal seiner Bemühungen um die Belebung der deutsch-nationalen Gesinnung sind seine „Barditen", d. h. „Bardenspiele", eine Dreizahl von historischen Schauspielen, die sämtlich den Cheruskerfürsten Hermann in dramatischer Form verherrlichen. Während das erste derselben „die Hermannschlacht" den Sieg über Varus feiert, zeigt das zweite „Hermann und die Fürsten" wie der Held sich vergebens bemüht, seinen besseren Rat in der Fürstenversammlung geltend zu machen und wie die Frucht des Sieges durch ihre Uneinigkeit verloren geht; das dritte Schauspiel „Hermanns Tod" ist eine ergreifende Tragödie, in welcher Hermann durch diese Uneinigkeit und durch Hinterlist von Verwandten den Tod findet und auch in seinem Untergange sich noch als wahrhaft groß zeigt. Hat Klopstock in

diesen Dichtungen auch seinem Helden Worte und Empfindungen in den Mund gelegt, die der geschichtlichen Wirklichkeit schwerlich entsprechen, so sind sie doch der lebendige Ausdruck eines vaterländischen Gefühles, das in damaliger Zeit die Herzen mächtig ergriffen hat. So ist die Klopstocksche Poesie trotz vieler Schattenseiten die Morgenröte einer neuen Zeit gewesen und mit Recht schließt die Literaturgeschichte von Dr. König ihre Schilderung Klopstocks und seiner Werke mit den Worten: „Wie man erzählt, daß der alte Blücher an dem Grabe des Messiassängers nie vorüber gegangen sei, ohne das Haupt zu entblößen, so wird ihm auch unser Volk in Zukunft verdienten Dank zollen und ihm eine Ehrenstelle in seinen Erinnerungen wahren.“

Johann Gottfried Herder.

Der vielseitigste unter den Männern, die am Ausgange des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiete des geistigen Lebens unseres Volkes eine neue Zeit heraufzuführen berufen gewesen sind, ist Johann Gottfried Herder gewesen, den Lavater einmal den „Professor der Erde und den Propheten der Menschheit" genannt hat. Als der Sohn eines armen Kantors und Mädchenschullehrers wurde er am 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren. Seine Jugendjahre verflossen freudlos und trübe. Einen größeren Einfluß als der Vater, der uns als ein strenger, seine Pflichten gewissenhaft erfüllender Mann geschildert wird, scheint die mehr innerlich gerichtete, zu stiller geräuschloser Thätigkeit geneigte Mutter auf das Gemüt des Knaben ausgeübt zu haben. Sie war eine eifrige Christin und eine der aufmerksamsten Zuhörerinnen in der Kirche. In Herders Vaterhause herrschte noch der alte Geist häuslicher Andacht und frommer Sitte. Jeder Tag wurde am Abend mit dem Gesange eines geistlichen Liedes geschlossen und der Eindruck, den dieser fromme Abendgesang auf das Gemüt des Knaben gemacht hat, ist ihm zeitlebens unvergessen geblieben. Noch in seinen spätern Jahren drängte es ihn oft, ans Klavier zu treten und einen der alten, damals gelernten Choräle wieder zu singen. Den ersten Schulunterricht erhielt er in der Lateinschule seines Geburtsortes und dann später von dem frommen, aber mürrischen und überaus strengen Prediger Trescho, der auch der Seelsorger des Vaterhauses war. Zum Jüngling herangewachsen, kam er im Jahre

1762 in das Haus eines Chirurgen in Königsberg, der sich erbot, ihn dort die Wundarzneikunde lernen zu lassen. Aber schon bei der ersten Operation, der er beiwohnen sollte, fiel er in eine Ohnmacht und er erkannte, daß er zur Chirurgie völlig untauglich war. Daher entschloß er sich zum Studium der Theologie und daneben, wie es damals häufig üblich war, zu dem der Philosophie, der Geschichte, der Sprachen und der schönen Wissenschaften. Durch diesen Wechsel des Studiums, geriet er aber zugleich in eine sehr bedrängte äußere Lage. Der Chirurgus, der sich seiner angenommen hatte, zog die Hand von ihm ab und sein Vater war nicht im Stande, ihm die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien zu gewähren. Glücklicherweise fanden sich edle Freunde, unter ihnen namentlich der berühmte Philosoph Kant und der Schriftsteller Hamann, die sich des reich begabten Jünglings annahmen und ihm eine Lehrerstelle an dem Friedrich-Collegium zu Königsberg zu verschaffen wußten. Durch diese Stellung wurde er der drückendsten Nahrungssorgen überhoben und behielt doch hinreichend Zeit für seine weitere wissenschaftliche Ausbildung. Mit der Verbesserung seiner äußeren Lage verschwand auch mehr und mehr seine ihm von Natur eigene Schüchternheit und die gedrückte Stimmung, die sich seiner vorher bemächtigt hatte, wich einer freudigen Schaffenslust. Er war erst 20 Jahre alt, als er mit reichem Wissen ausgerüstet im Herbst 1764 Königsberg und den Kreis der Freunde, die er sich dort gewonnen hatte, verließ, um in Riga die Stelle eines Kollaborators an der dortigen Hochschule zu übernehmen. Als mit dieser Stelle auch ein Predigtamt verbunden wurde, bot sich für Herder auch zum ersten Male die Gelegenheit die Kanzel zu besteigen. Seine Predigten ernteten den reichsten Beifall und die kleine Vorstadtkirche, in der sie gehalten wurde, erwies sich für die zahlreiche und gewählte Gemeinde, die sich um seine Kanzel sammelte, bald als zu klein. Er verschmähte die her-

kömmlichen breitgetretenen Geleise dogmatischer Formeln und pietistischer Phrasen. Wie in neuen Zungen redend, wußte er die Geister zu packen und die Gewissen zu erwecken. Auch als Schriftsteller machte er sich in dieser Zeit des Rigaer Aufenthaltes zuerst bekannt und begründete seinen literarischen Ruf durch zwei kühne und scharfe Schriften, die er unter dem Titel: „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“ und „Kritische Wälder“ erscheinen ließ. In ihnen bekämpfte er die bloße Nachahmung der klassischen Dichter und Schriftsteller des Altertums und verlangte vielmehr deren Nachbildung im deuschen Geiste. „Raube den Fremden nicht das Erfundene“, so schreibt er, „sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden.“ In der zweiten dieser Schriften wies er auf Homer als den vollkommensten Sänger der Natur hin und entwickelte in ihr das wahre Wesen der epischen Dichtung. Die Feindschaft, welche ihm die kühne und freimütige Sprache dieser Schriften bei vielen Gelehrten und Schriftstellern zuzog, sowie das Verlangen die Welt kennen zu lernen, bewogen ihn, im Jahre 1769 seine Stelle in Riga aufzugeben, um eine Reise ins Ausland anzutreten, zu der ihn seine Freunde bereitwillig unterstützten. Er reiste zu Schiff nach Nantes in Frankreich und von da nach Paris, wo er mit den sog. Encyklopädisten in Verbindung trat, jenen französischen Vertretern der Aufklärung, die unter dem Aushängeschilde der Wissenschaft das Christentum und die Bibel bekämpften und alle göttliche Offenbarung verwarfen. Sie nannten sich wohl auch Deisten, weil sie zwar den Glauben an Gott noch fest halten wollten, aber diesen Gott nur mit ihrem natürlichen Verstande und aus dem geregelten Verlaufe der Natur erkennen wollten. An die Stelle der geschichtlichen Offenbarung, versuchten sie eine sog. Vernunftreligion zu setzen. Alles was die heilige Schrift vom Sündenfall, von der Erbsünde, von der Erlösung durch Christum uns sagt, wurde als vernunft-

widrig von ihnen verworfen. Mit den Stimmführern dieser Richtung machte Herder in Paris Bekanntschaft und wenn er auch ihre Ansichten nicht teilte, so hat er doch von manchem derselben später mit Achtung gesprochen, wie er denn überhaupt immer den Menschen von seinen Meinungen und Ansichten zu trennen wußte. In Paris erhielt er die Aufforderung, den jungen Prinzen von Holstein-Eutin auf einer Reise durch Frankreich und Italien zu begleiten. Ihr folgend begab er sich an den Hof zu Eutin, wo er freundlich empfangen wurde. Doch mußte er sich bald nach dem Antritt dieser Reise schon in Straßburg von dem seiner Führung anvertrauten Prinzen trennen, weil er genötigt war, sich dort einer Augenoperation zu unterziehen. Schon von Kindheit an litt er an einer Thränenfistel, von der er durch einen operativen Eingriff befreit zu werden hoffte. Mit Standhaftigkeit und Geduld ertrug er die damit verbundenen Schmerzen, ohne daß die auf die Operation gestellten Hoffnungen in Erfüllung gingen. In Straßburg machte er die Bekanntschaft Goethes, die bald zu einer innigen und dauernden Freundschaft führte, wenn auch später die Lebensanschauungen beider in vieler Hinsicht weit auseinander gegangen sind.

Nach seiner Wiederherstellung nahm er einen Ruf nach Bückeburg an, wohin er von dem Grafen von Schaumburg-Lippe als Hofprediger, Superintendent und Konsistorialrat berufen wurde. Hier hat er bald nach dem Antritt des neuen Amtes durch seine Vermählung mit Karoline von Flachsland, seinen Hausstand gegründet. Er hatte diese auf der Reise von Eutin nach Straßburg durch eine Predigt kennen gelernt, die er während eines kurzen Aufenthaltes in Darmstadt in der dortigen Schloßkirche hielt, und der seine nachmalige Gattin als begeisterte Zuhörerin beiwohnte. „Ich hörte“, so erzählt sie selbst in ihren „Erinnerungen aus Herders Leben“ — „die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört. Zu diesem großen

einzigen, nie empfundenen Eindruck habe ich keine Worte. Ein Himmlischer in Menschengestalt, stand er vor mir. Den Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank — von dieser Zeit an waren unsere Seelen nur Eins, und sind Eins; unser Zusammenfinden war Gottes Werk." Der Aufenthalt in der abgelegenen Stille der kleinen Residenz ist für Herders schriftstellerische Thätigkeit eine überaus fruchtbare gewesen, während ihn seine amtliche Stellung nicht ganz befriedigte. „Ein Pastor ohne Gemeinde! ein Patron der Schulen ohne Schule! Konsistorialrat ohne Konsistorium!", so hören wir ihn gelegentlich in dieser Beziehung Klage führen. Dem Grafen, seinem neuen Landesherrn war es mehr darum zu thun gewesen, an Herder seinen geistreichen Freund und guten Gesellschafter als einen erwecklichen Prediger zu finden. Er stand innerlich dem Christentum und der Kirche sehr fern. Herder dagegen hatte von dem Predigtamte eine hohe Vorstellung, in welcher er es mit der Verantwortung für die ihm anvertrauten Seelen sehr ernst nahm, und er konnte sich nicht dazu verstehen, sich nur zum „geistreichen Tafelgesellschafter" und „litterarischen Vorschneider des Grafen", wie es in den schon angeführten „Erinnerungen" heißt, herzugeben. Hat er doch selbst gelegentlich gegen die Unsitte geeifert, daß die jungen Theologen der damaligen Zeit die Hofmeisterstelle bei vornehmen Herren, die von ihnen unterhalten sein wollten, als den sichersten Weg zu geistlichen Ämtern betrachteten. Auch in Bückeburg verwandte er auf seine Predigten die größte Sorgfalt. Anfangs machte er die Erfahrung, daß sie für den gemeinen Mann zu hoch und unverständlich waren, aber bald gelang es ihm, indem er einen mehr volkstümlichen Ton anschlug und in seiner Sprache und Ausdrucksweise einfacher wurde, zahlreiche Zuhörer um seine Kanzel zu sammeln. Selbst die Landleute aus der Nachbarschaft von Bückeburg wurden seine aufmerksamen Zuhörer. Immer

mehr wußte er sich in seiner Predigtweise von jedem Schulzwang und von gewohnheitsmäßigen Formen und Formeln frei zu machen. „Meine Predigten", so schreibt er noch vor seiner Verheiratung an seine Braut, „haben so wenig geistliches als meine Person, sie sind menschliche Empfindungen eines vollen Herzens, ohne allen Predigtwust und Zwang, wovon ich hier ganz verschont bin." Besonders erzielten seine in Bückeburg gehaltenen Predigten über das Leben Jesu bei der Gemeinde einen tiefgehenden Eindruck. Eine besondere Verehrerin gewann er sich durch seine Predigten und durch seinen persönlichen Verkehr an der Gemahlin seines Landesherrn, der Gräfin Maria, einer geborenen Gräfin zu Lippe und Sternberg, die ihn mit aller Ehrfurcht ihren „Lehrer" zu nennen pflegte. Früh verwaist, war sie unter dem Einfluß der Brüdergemeinde in Schlesien aufgewachsen und dadurch in einen von Engherzigkeit nicht freien Pietismus geraten. Herder verstand es meisterhaft, ohne sie in ihren Glaubensanschauungen irre zu machen und zu verwirren, sie zu einer freieren und weitherzigeren Auffassung des Christentums empor zu ziehen.

Trotz der Abgelegenheit der kleinen Residenzstadt unterhielt Herder während seines fünfjährigen Aufenthaltes in Bückeburg den lebhaftesten persönlichen und schriftlichen Verkehr mit vielen Männern, die zu den Trägern des damals in Deutschland neu erwachten geistigen Lebens und der neuen Blütezeit der deutschen Litteratur gehörten. Seiner innigen Beziehungen zu Claudius, dem „Wandsbecker Boten", ist in den von diesem handelnden Abschnitt gedacht. Auch Jung-Stilling, dessen Bekanntschaft Herder in Straßburg gemacht hatte, kehrte als Gastfreund des Herderschen Hauses in Bückeburg ein. Mit den Mitgliedern des Göttinger Dichterbundes und mit den an der Universität Göttingen wirkenden Gelehrten wurde ein lebhafter Verkehr unterhalten. Insbesondere aber wurden die in Straßburg mit dem jungen Goethe angeknüpften Beziehungen

auch in Bückeburg gepflegt und unterhalten. Neben seinen amtlichen Geschäften fand Herder hier, wie schon angedeutet, auch Zeit zu einer ergiebigen schriftstellerischen Thätigkeit. Zu den bedeutendsten Schriften, die in Bückeburg entstanden, gehört die unter dem Titel: „Älteste Urkunde des Menschengeschlechtes" erschienene, in welcher er die in Gottes Wort enthaltene erhabenste und älteste Poesie des Menschengeschlechtes, die Poesie der Offenbarung, in einer glanz- und schwungvollen Sprache seinen Zeitgenossen wieder zugänglich und verständlich gemacht hat. Im Gegensatz zu der wissenschaftlich unhaltbaren Vorstellung, daß die Bibel in ihrem Wortlaut von Gott eingegeben sei, hat er in dieser Schrift die echte reinmenschliche Seite der Bibel, die Luther schon nachdrücklichst hervorgehoben hatte, wieder zur Geltung gebracht. Gerade um die Bibel, die so Viele auf die Seite zu schaffen bemüht waren, wieder als den Leuchter hinzustellen mitten ins Heiligtum, betont er es mit Nachdruck, daß sie als ein Buch gelesen und behandelt werden müsse, das bei all seiner Göttlichkeit, bei seinem göttlichen Ursprung und bei seinen göttlichen Zwecken, doch von Menschenhand geschrieben ist, für Menschen, für ein menschliches Auge, ein menschliches Herz, einen menschlichen Verstand, als ein Buch, das obwohl für alle Zeiten, ja für Ewigkeiten geschrieben, doch auch wieder auf gegebene Zeiten und Umstände sich bezieht und aus der gegebenen Zeit und den gegebenen Umständen heraus verstanden werden will. Es ist Herders Verdienst die mosaische Schöpfungsgeschichte mit den Forschungen der neueren Wissenschaft in Einklang gebracht zu haben. Er weist nach, daß wenn auch die Erschaffung der Welt in sechs Tagen vor den Ergebnissen der Naturwissenschaft nicht bestehen kann, doch die göttliche Wahrheit, die in dieser dichterischen Einkleidung der Schöpfungsgeschichte enthalten ist, dadurch nicht berührt wird. Ihm ist der Sonnenaufgang, wie er täglich sich erneuert, das sprechende Bild des

ersten Schöpfungsmorgens, und wie da die Natur allmählich erst erwacht, wie die Nebel und Dünste schwinden und das Trockene und Feste an Bestimmtheit der Umrisse gewann, wie allmählig die Pflanzenwelt sich aufthut, dann die Tiere hervorkommen aus ihren Schlupfwinkeln und endlich der Mensch zu sich selbst erwacht. — Das war ihm gleichsam der sich täglich wiederholende Vorgang der Schöpfung, wie er im I. Buche Mose berichtet wird, daran fand er die auf ewig gegebene Wahrheit des Sechstagewerkes wieder. Aber wie fest er an dem Grundsatz hielt, daß die Schrift mit poetischem Sinne gefaßt und genommen werden müsse, so konnte er doch nicht scharf genug dem Leichtsinn und der Oberflächlichkeit derer entgegentreten, welche die geschichtlichen Thatsachen der göttlichen Offenbarung zur bloßen Dichtung machen wollten. Ähnliche Gedanken wie in der „Ältesten Urkunde" hat er über seine Stellung zur Bibel in dem für Prediger verfaßten „Provinzialblättern" entwickelt, so wie in einem später unter dem Titel „Geist der hebräischen Poesie" erschienenen Werke, in welchem er noch eingehender den reichen und mannigfaltigen poetischen Charakter des alten Testaments dargelegt hat.

Auf Veranlassung Goethes, der den Herzog Carl August von Weimar auf Herder aufmerksam gemacht hatte, erhielt dieser im Jahre 1776 die Berufung zum Oberpfarrer, Hofprediger, Oberkonsistorialrat und Generalsuperintendenten von Weimar. Fast gleichzeitig versuchten die Freunde in Göttingen, ihn dorthin als Professor der Theologie und Universitätsprediger zu ziehen. Die Wirksamkeit als akademischer Lehrer war längst das Ziel seiner Sehnsucht gewesen und er würde es vielleicht vorgezogen haben, dem letzterwähnten Anerbieten zu folgen, wenn er sich nicht auf Goethes Anfrage schon bereit erklärt gehabt hätte, die Stelle in Weimar anzunehmen. Um so peinlicher berührte es ihn, daß sich gegen seine Berufung dorthin anfangs

Schwierigkeiten in den Weg stellten. Man verdächtigte Herders Rechtgläubigkeit, setzte seine Gelehrsamkeit herab und sprengte sogar das Gerücht aus, daß er ein mangelhafter Prediger sei. Auf altes Herkommen gestützt, verlangte das Konsistorium, daß er eine Probepredigt in Weimar halten sollte. Als sich aber Herder auf Grund seiner Stellung in Bückeburg dazu nicht verstehen wollte, wurde sie ihm durch herzogliche Verfügung erlassen. So trat er denn im Oktober 1776 sein neues Amt in Weimar an, das er bis zu seinem im Jahre 1803 erfolgten Tode bekleidet hat. Seine letzte Amtshandlung in Bückeburg war die Bestattung der edlen Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe, von der er in seiner Grabrede bezeugt, daß sie ihm wie ein Engel vom Himmel erschienen sei.

Wie ernst er es mit seiner neuen Stellung und mit dem mit ihr verbundenen Predigtamte nahm, das beweist die Antrittspredigt, die er in Weimar in der dortigen Schloßkirche gehalten hat. „Mich dünkt", so heißt es in derselben, „der Geist Luthers umschwebt mich und ruft mir zu: Siehe auf das, was ich erarbeitet habe, wie sauer es mir und denen, deren Gebeine hier ruhen, ward, das Licht des Evangeliums, das unter der Asche lag, auf seinen Leuchter emporzuschwingen! Du trittst hier auf einen Lehrstuhl, wo dich alles daran erinnert, welche Lehre du darzustellen, welches Wort und in welchem Umfange du es zu treiben hast und in welcher Zeit du es treibst! Sollst Seelsorger sein, in Zeiten wo man oft sehr zweifelt, ob Religion einen Wert hat, ob man an sie denken, für sie sorgen müsse, wo wenigstens der ganze Strom von Denkart gerade entgegenläuft und mit wilden Wellen entgegenrauschen will, man müsse nicht also an sie denken, man könne durch nichts weniger, als durch Religion für sich sorgen, oder jeder habe die Pflicht allein für sich, und das Amt sei unnütz, sei eine Anlage alter Gewohnheit, die nur etwa noch Vorurteils wegen fortdaure und

wenigstens so schwer und veraltet sei, daß es in unserer Zeit am wenigsten erfüllt werden könne. Und siehe, ein solches Amt trittst du an! Deine Seele soll statt ihrer Seelen sein! Was durch dich geboren wird, soll dein sein und dir ewige Hütten bereiten; was durch dich verabsäumt wird, verfällt und verwildert, soll ewig deine Seele drücken. Mich dünkt, diese Worte Luthers — oder warum nenne ich nicht lieber den Herrn aller Herren, den König aller Könige, den Heiligen und Beschützer aller Menschenseelen, Jesum Christum, auf den jener zeigte, dessen göttliche Lehre er predigte, warum nenne ich nicht ihn, wie er hier, wo mehr als zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind und zu ihm beten, wie er hier mitten unter uns steht, auf sein Wort und seine Gemeine zeigt und spricht: Ich habe sie mit meinem Blute erkauft und erworben! Habe Acht auf sie und die, über die du gesetzt bist zum Hirten und Beschützer, daß du deren keinen verlierst, die ich dir gebe, die als Sterne in meiner Hand sind, in mein Herz und auf meine Brust gezeichnet; denn meine Augen flammen, mein Blut brennt bis in die unterste Hölle." Es ist erklärlich, daß diese Worte und das ernste Zeugnis, das Herder in ihnen von der Herrlichkeit und Erhabenheit der Religion ablegte, nicht verfehlte, auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck zu machen. In Weimar finden wir Herder nun in dem engsten und nächsten Verkehr mit den Männern, von denen damals das neue geistige Leben in Deutschland ausging, mit Wieland, Schiller, Goethe und vielen anderen, die als Sterne zweiter Größe am Hofe zu Weimar glänzten. Dennoch hat er bei aller Versuchung zu zerstreuender, vielseitiger Thätigkeit, die das Leben in Weimar mit sich brachte, sein eigentliches Amt nicht versäumt und seinen Schwerpunkt in seinem geistlichen Amte gefunden. Von seinen mehr dem Gebiete der weltlichen Dichtung angehörigen in Weimar entstandenen Werken sind besonders die „Stimmen der Völker in Liedern" zu nennen,

unter welchem Titel er mit unermüdlichem Fleiße Volkslieder aus den verschiedensten Völkern und Ländern der Erde gesammelt hat. Mit einer seltenen Gabe der Nachbildung und Umgestaltung hat er in dieser Sammlung die fremdländischen Erzeugnisse des Volksgeistes ins Deutsche übertragen und dem deutschen Volke zugänglich gemacht. Erst nach seinem Tode erschien als die reifste Frucht seiner Beschäftigung mit der Volksdichtung fremder Völker sein aus dem Spanischen umgedichteter „Cid“, auf den hier näher einzugehen, uns der Raum verbietet. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß Herder es meisterhaft verstanden hat, die spanische Dichtung in eine echt deutsche umzuwandeln. Im Zusammenhange der deutsch-evangelischen Charakterbilder kommt für uns viel mehr als Herders schriftstellerische Thätigkeit, die tiefgehende Wirksamkeit in Betracht, die er als Prediger auf der Kanzel und als der Leiter der seiner Aufsicht unterstellten Landeskirche weit über den engeren Kreis derselben hinaus ausgeübt hat.

Wenn viele Prediger der damaligen Zeit es als ihre Hauptaufgabe ansahen, nur Lehrer der Weisheit und Tugend zu sein, so ist Herder dieser Auffassung vom Predigtamte mit aller Entschiedenheit entgegengetreten. „Warum“, fragt er einmal, „steigt ihr dann nicht lieber herab von euren Kanzeln, die so unbehilfliche Lehrstühle sind. Nein, Religion, wahre Religion muß zurückkehren oder ein Prediger bleibt das unbestimmteste, müßigste Mittelding auf Erden.“ Aber die Religion ist ihm nicht eine Sache des Kopfes, sondern des Herzens und des Gemütes. Nicht Lehrmeinungen und Lehrsätze soll der Prediger verkünden, sondern die Offenbarung Gottes; der Mittelpunkt aller Offenbarung aber ist ihm Jesus Christus und zwar nicht nur seine Lehre, noch weniger die Schulstreitigkeiten über ihn, sondern die Person Jesu Christi selbst, deren Bild er, wie er es selbst begeistert in der Seele trug, auch den Herzen seiner Zuhörer, seiner Leser

einzuprägen bemüht gewesen ist. Wie er den Rat gab, die Bibel menschlich zu lesen, so hob er auch an der Person Jesu Christi deren menschliche Seite mit besonderer Vorliebe und mit besonderem Nachdruck hervor. Wie ihm Jesus der Offenbarer und Vertreter Gottes unter den Menschen ist, so ist er ihm auch wieder der Vertreter der Menschheit, weshalb er gerade die Bezeichnung Christi als den des „Menschensohnes" mit besonderem Nachdruck hervorhebt. In ihm sieht er die wahre Humanität verwirklicht. In seinen Predigten verschmähte er alles Kunstgepränge und allen äußeren Schmuck der Kanzelberedtsamkeit. Die Erklärung der Bibel war ihm die Hauptsache. Seine Erscheinung auf der Kanzel hatte nach dem Zeugnis aller, die ihn gesehen und gehört haben, etwas überaus ehrfurchtgebietendes; eine mächtige ausdrucksvolle Stimme kam ihm dabei zu Hilfe, während er auf alle äußeren Geberden verzichtete, im Gegenteil fast bewegungslos dastand. Ein Ohrenzeuge, der ihn einmal in Pyrmont predigen hörte, und der eher zu den Spöttern seiner Zeit gehörte, als zu den strenggläubigen Frommen, war von dieser ihm ungewohnten Art des Predigens aufs Tiefste ergriffen und berichtet, wie die ganze Versammlung mit gespanntester Aufmerksamkeit seinen Worten gelauscht habe. „Alle Herzen", so heißt es in seiner Schilderung, „öffneten sich, jedes Auge hing an ihm und freute sich ungewohnter Thränen; nur Seufzer der Empfindung rauschten durch die bewegte Versammlung. Über das Evangelium des Tages ergoß er sich, ganz ohne Schwärmerei, mit der aufgeklärten, hohen Einfalt, welche, um die Weisheit der Welt zu überfliegen, keiner Wortfiguren, keiner Künste der Schule bedarf. Absichtlich vermied Herder alles, was an die gewöhnliche Kanzelsprache erinnerte; vielmehr war er bemüht sich an die Unterhaltungssprache des alltäglichen Lebens anzuschließen, weshalb er sich auch nicht scheute, Ausdrücke des gemeinen Lebens oder auch Fremdwörter in seinen Predigten zu

gebrauchen. Sie waren nichts weniger als Musterpredigten und zur Nachahmung für andere gewiß nicht geeignet, aber gerade durch ihre Eigenart, die ihren Vorzug bildeten, waren sie um so wirksamer. Es war ihm in allen seinen Predigten vor allem darum zu thun, den denkenden Geist und den Willen der Menschen anzuregen; nur dumpfe und dunkle Gefühle einer vorübergehenden Rührung waren seinem wahrheitsliebenden Sinne zuwider. Mit großer Schärfe strafte er gelegentlich die weit verbreitete Unsitte, Andacht und Seelenschlaf, Frömmigkeit und Gedankenträgheit zu verwechseln. Ein zur äußeren Gewohnheit gewordener Gottesdienst hatte in seinen Augen keinen Wert. Dennoch verkannte er keineswegs die Bedeutung, welche auch die äußeren Formen für den evangelischen Gottesdienst haben, und er hütete sich wohl, wie so viele Prediger der damaligen Zeit es thaten, die schönen Liturgien der lutherischen Kirche anzutasten und zu beseitigen. Auch die Verwässerung der alten Kirchenlieder, die damals an der Tagesordnung war, und durch welche die alten Kernlieder ihres Glaubensinhalts entleert wurden, suchte er zu bekämpfen. Seinem wahrhaft poetischen Sinne widerstrebte es, etwa um eines bessern oder glatteren Reimes willen an diesen Liedern zu ändern oder herumzudrechseln. Bei einer Neubearbeitung des Weimarer Gesangbuches forderte Herder, soweit es nur irgend möglich war, die Beibehaltung der alten Lesarten. Zur Rechtfertigung dieser Stellung, welche er im Gegensatze zu der damaligen Aufklärung einnahm, schreibt er: „Wer die Entstehung dieser Lieder kennt, dem darf ich's nicht beweisen, daß sie echte Gepräge unsres Ursprungs und der Reinigkeit unserer Lehre sind, und kein gesunder und würdiger Nachkomme wird das ererbte Siegel und Ehrenzeichen seines Stammes um ein Bild von der Gasse weggeben, wenn's auch noch so schön gemalt wäre. Der Kirche Gottes liegt unendlich mehr an Lehre, an Wort und Zeugnis in der Kraft seines Ursprungs und der

ersten gesunden Blüte seines Wuchses, als an einem bessern Reime oder an einem schönen und matten Verse. Keine Christengemeinde kommt zusammen, sich in Poesie zu üben, sondern Gott zu dienen, sich selbst zu ermahnen mit Psalmen und Lobgesängen, geistlichen und lieblichen Liedern, und dem Herrn zu singen in ihrem Herzen. Und dazu sind offenbar die alten Lieder viel tauglicher, als die neu veränderten, oder gar viele der neuen: ich nehme dabei alle gesunden Herzen und Gewissen zu Zeugen. In den Gesängen Luthers, seiner Mitgehilfen und Nachfolger (solange man noch echte Kirchenlieder machen und nicht schöne Poesie dichten wollte) welche Seele, welche ganze Brust ist in ihnen! Aus dem Herzen entsprungen, gehen sie zu Herzen, erheben dasselbe, trösten, lehren, unterrichten, daß man sich immer im Lande der geglaubten Wahrheit, in Gottes Gemeine, in freiem Raum, außer seiner alltäglichen Denkart und geschäftigen Nichtsthuerei fühlt. Eins geworden mit vielen Andern, die ein Anliegen mit uns vor Gottes Thron treibt, und einerlei Bekenntnis, eine Hoffnung, ein Trost beseelt, fühlt man sich wie in einem Strome zur andern Welt hin, fühlt, was es sei: „ich glaube eine christliche Kirche und ein ewiges Leben.“ — An einer andern Stelle heißt es: „So mancher müde Pilger der Erde hat sich oft an diesen Gesängen, als an der Stimme Gottes und treuer Zeugen der Vorwelt erquicket; sie sind ihm im Gedächtnisse, im Herz und Sinn gegenwärtig, und kommen ihm in der Stunde der Kümmernis gern mit der Zeile, in dem Zuge wieder, der jetzt seiner Seele am meisten not ist. — Sollte es nicht hart heißen, Gesänge der Art zu verändern, d. i. lebendige Teile aus dem Gedächtnisse und der Seele so vieler guter Menschen wegzuschneiden. Es thut uns weh, weltliche Bücher, die wir früher gelesen, die mit uns aufwuchsen, in neuen Auflagen verändert zu sehen . . . . weit weher thut es uns, wenn diese Veränderungen uns kindliche,

erste Eindrücke der Religion rauben. Da fühlen wir mit Macht: „Gut muß immer gut, Gold immer Gold bleiben." Noch schärfer spricht er sich in seinen Briefen über „das Studium der Theologie" gegen die Art und Weise aus, wie man damals mit den alten Kirchenliedern umzugehen sich erlaubte, wenn er auch zugestand, daß gelinde Änderungen hin und wieder gerechtfertigt waren, um sie dem Verständnis einer anderen Zeit näher zu bringen. „Es ist ganz ohne Zweifel," so schreibt er in dieser Beziehung, „daß die besten Gesänge der besten Meister oft Stellen, Ausdrücke, Verse haben, die für uns nicht mehr sangbar sind. Diese thue man auch weg oder bessere sie; aber unvermerkt gleichsam und gelinde. Unvermerkt und gelinde, nicht daß man, statt ein Glied einzulenken, dem ganzen Mann alle Gelenke und Glieder, aus bloßer Wortziererei, zerbricht, ihm nicht nur Bart und Haar, wie Hanon den Gesandten Davids, sondern Nase und Ohren, Daumen und Zehen, wie Og zu Basan seinen fünfzig Königen, verschneidet, und sie nun unter seinem Tisch mit Brosamen speiset." Es ist ihm ein Herzensanliegen, die herzlichen, fröhlichen und gemeinschaftlichen lobsingenden Zeiten wieder bringen zu helfen. Andrerseits tritt er freilich auch der frommen tändelnden Spielerei mit dem Namen: „Jesulein" oder mit andern Namen unseres hochgelobten Erlösers, mit seiner Krippe und seinen Windeln, mit seinem Blute, Striemen und Wunden entgegen. Er verwirft die unseligen Übertreibungen der Bußängste nach mißverstandenen Worten einiger Psalmen als unevangelisch und unwahr und ebenso alles Schmähen auf dieses irdische Leben, alles murrende Hinausseufzen aus demselben, daß meistens nur Heuchelei und leerer Wortschall und eine wahre Versündigung sei. So wußte Herder beides zu verbinden, die treue Anhänglichkeit an das Gute und Kernhafte alter Kirchenlieder, und doch die rechte Besonnenheit, die nötige Vorsicht in ihrem Gebrauche, die das Gold

von den Schlacken zu unterscheiden weiß. Ja er verkannte auch nicht, daß die neue Zeit auch neuer Lieder bedürfe, in denen sich das religiöse Bewußtsein in einer den Anschauungen und der Sprache der neueren Zeit angemesseneren Weise sich ausspräche und er selbst hat eine Anzahl geistlicher Lieder gedichtet, die freilich den eigentlichen Kirchenliederton selten treffen und die sich darum auch zum Gesange für die Gemeinde weniger eignen.

In seiner amtlichen Stellung als Generalsuperintendent ist Herder nach Kräften bemüht gewesen, das kirchliche Leben zu fördern, namentlich seitdem er im Jahre 1793 Vicepräsident und im Jahre 1801 auch Präsident des Weimarischen Konsistoriums geworden war. Ganz besonders lag ihm die Fortbildung der Kandidaten des Predigtamtes und deren bessere Vorbereitung für den Kirchendienst am Herzen. So bemühte er sich, wenn auch leider vergeblich, um die Errichtung eines Predigerseminars. Für die Katechumenen und den Konfirmandenunterricht suchte er den lutherischen Katechismus wieder zu Ehren zu bringen. In Hirtenbriefen und kirchenregimentlichen Verfügungen suchte er die ihm unterstellte Geistlichkeit für die Aufgaben des geistlichen Amtes zu begeistern und zu einer würdigen Auffassung ihrer geistlichen Pflichten anzuleiten. Freilich hat er dabei auch manche schmerzliche Erfahrung machen müssen; die in seiner Zeit verbreiteten Vorurteile, die Geistesträgheit vieler Geistlichen, manche Verhältnisse seiner nächsten Umgebung, Reibungen mit den großen Geistern, die den Weimarischen Hof zierten, haben ihm viele Verdrießlichkeiten bereitet und es gab Zeiten, in denen sich seiner eine mißmutige Stimmung bemächtigen wollte und in denen er geneigt war, über sein verfehltes Leben zu klagen. Auch hatte er in seinen letzten Lebensjahren viel durch Kränklichkeit zu leiden; insbesondere bereitete ihm sein altes Augenübel, an dem er von Jugend auf gelitten hat, manche qualvolle Stunde. Andrerseits ist das

huldvolle Vertrauen, dessen er sich von Seiten des Weimarischen Fürstenhauses zu erfreuen hatte, insbesondere das der geistvollen Herzogin Amalie, für ihn eine Quelle vieler mit Dankbarkeit anerkannter Freude gewesen. Die Letztere war es auch hauptsächlich, die ihn zeitlebens an Weimar zu fesseln wußte und ihn bewog, manchen von auswärts an ihn ergehenden Ruf abzulehnen. Zu den Beweisen der Anerkennung, die er von nah und fern in reichem Maße erhielt, gehört auch seine Erhebung in den Adelstand, die ihm noch kurz vor seinem Lebensende durch den Kurfürsten von Bayern zu teil wurde.

Ein Lichtpunkt seines Lebens war eine langersehnte Reise nach Italien, die er im Jahre 1788 unternehmen durfte und die ihm nicht bloß die erwünschte Erholung brachte, sondern auch dazu diente seinen Blick für Kunst und Altertum zu schärfen und zu erweitern. Zeitlebens hat er von den Erinnerungen dieser Reise gezehrt.

Am 18. Dezember 1803 ist Herder nach langen Leiden, unter denen er in der Bibel, insbesondere in den prophetischen Schriften Trost und Erquickung gesucht hat, selig entschlafen. Sein unvergängliches Verdienst bleibt es, Tausende seiner Zeitgenossen zu warmer, tiefer Begeisterung für alles echt Menschliche angeregt zu haben. Er war ein Prophet und Vertreter der wahren im Christentum begründeten Humanität. Die Wiederherstellung des Menschen zu dem Ebenbilde Gottes ist das Ziel alles seines Strebens und Wirkens gewesen. Die Worte: „Licht, Liebe, Leben", die der Großherzog Carl August von Weimar als Inschrift auf eine Gedächtnistafel setzen ließ, mit der er im Jahre 1819 Herders Grab geschmückt hat, bezeichnen treffend den Inhalt seines ganzen Wesens und Wirkens. Im Jahre 1850 ist ihm dann in Weimar ein ehernes Standbild errichtet worden. Das schönste Denkmal aber hat er sich selbst in seinen Schriften gesetzt.

Johann Georg Hamann.

Es gehört zu den schwierigsten Aufgaben, ein klares allgemein verständliches Lebensbild des Mannes zu zeichnen, dessen Andenken die nachfolgenden Blätter gewidmet sind. Ist Hamann doch von den wenigsten seiner Zeitgenossen verstanden und richtig gewürdigt worden. Noch lange nach seinem Tode ist das Urteil der Nachwelt über ihn ein schwankendes gewesen. Dieser Mangel eines richtigen Verständnisses seiner Person und einer gerechten Würdigung des Einflusses, den Hamann auf seine Zeit ausgeübt hat, ist wohl teilweise auf die fast ungenießbare Schwerfälligkeit des Stiles und der Ausdrucksweise zurückzuführen, deren er sich in seinen Schriften bedient hat; zum großen Teil aber auch auf die Zerfahrenheit seines ganzen Wesens und auf manche dunkle Stellen, auf die wir in seinem Lebenswandel stoßen, sowie auf die inneren Widersprüche, von denen sein Charakter nicht frei gewesen ist. Dennoch glauben wir in der Reihe deutsch-evangelischer Charakterbilder, die wir dem Leser aus dem vorigen Jahrhundert hier vorführen, seinen Namen nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Wie einsam auch die Höhe ist, auf welcher er gestanden hat, so läßt ihn doch die Treue und der wahrheitsliebende Ernst, mit welcher er einem dem Worte Gottes entfremdeten und auf verschlungenen Irrwegen ein neues Evangelium suchenden Geschlechte einem Prediger in der Wüste gleich das in Christo erfahrene Heil vorgehalten hat, als einen jener Glaubenszeugen erkennen, deren die Kirche Christi nicht vergessen darf. Aber die oben angedeutete Schwierigkeit, auf die man bei

der Darstellung seines Lebensbildes stößt, läßt mich gern von der mir gütigst erteilten Erlaubnis Gebrauch machen, die nachfolgenden Mitteilungen über Hamanns Leben und Wirken einem Lebensbilde zu entnehmen, das ein Mitarbeiter des leider seit länger als einem Vierteljahrhundert schon eingegangenen Evangelischen Kalenders von D. Piper s. Z. von diesem merkwürdigen und eigenartigen Manne entworfen hat.*)

Joh. Georg Hamann wurde am 27. August 1730 zu Königsberg i. Pr. geboren. Sein Vater war ein tüchtiger und beliebter Wundarzt daselbst, der die stolze Verschmähung jedes äußeren Scheines dadurch bekundete, daß er den ihm nahe gelegten Gedanken, sich um einen Titel zu bewerben, mit den Worten abwies: „Die Leute nennen mich den altstädtischen Bader, und als der will ich leben und sterben.“ In dieser Bescheidenheit des Sinnes ist nachmals der Sohn dem Vater gleich geworden. Hamanns Eltern waren, wie er selbst erzählt, Feinde des Müßiggangs und Freunde göttlicher und menschlicher Ordnung; Lügen, Umtreiben und Naschereien waren die Hauptdinge, die den Kindern nicht vergeben wurden. Neben unserm Johann Georg wuchs nur noch ein Bruder, der später gemütskrank wurde, im Vaterhause auf. Die Mutter, eine emsige, gewissenhafte und nur für die Ihrigen lebende Frau, hat die ihr eigene aufrichtige Frömmigkeit auch dem Herzen und Gemüt des Sohnes einzuprägen gewußt; leider wurde sie ihm, als er kaum zum Jüngling herangewachsen war, durch den Tod entrissen. Die äußeren Verhältnisse des Hauses waren ärmliche. Zur Unterstützung des Haushaltes wurden junge Leute gegen billiges Kostgeld in dem Hause aufgenommen, welche die genossenen Wohlthaten durch Nachhilfe und Privatunterricht, die sie den Kindern angedeihen ließen, vergalten und, wie Hamann sich ausdrückt, „die Armut

*) Evangelischer Kalender. Jahrbuch für 1862 von D. Piper. Verlag von Wiegandt u. Grieben, Berlin.

sittsam machten.“ Hamanns Schulunterricht war wechselvoll und zum Teil sehr ungünstig für ihn. Sein erster Lehrer, dem er sieben Jahre anvertraut war, war ein abgesetzter evangelischer Geistlicher, aus dessen Unterricht er später in die Privatschule eines geistlosen und pedantischen Prorektors der Kneiphoff'schen Schule namens Röh überging. Hamann selbst klagt über den wenig günstigen Einfluß, den dieser Lehrer auf ihn ausgeübt habe. Die Bildung des Urteils wurde vernachlässigt und der ungeordneten Fülle des Stoffes, mit welcher jener Unterricht sein Gedächtnis belastete, schreibt Hamann den Mangel an Geschmack und die Verworrenheit der stilistischen Ausdrucksweise zu, an welcher seine schriftstellerischen Leistungen später gelitten haben. Der dritte Lehrer Hamanns war dann der Hofmeister einer Predigerwitwe, die ihm auf Bitten seines Vaters erlaubte, an dem Unterrichte ihrer Söhne teilzunehmen. Es war zu seinem Unglück. Hamann wurde in dieser Schule mit einem Aussatze am Kopfe angesteckt, welcher Kahlköpfigkeit und langen andauernden Kopfschwindel zur Folge hatte, während er gleichzeitig durch einen Lehrburschen, der im Dienste seines Vaters stand, verderbliche Jugendsünden kennen lernte. Die traurigen Erfahrungen, welche er an sich selbst gemacht hatte, ließen ihn später den pädagogischen Beruf mit großem Ernste erfassen und weckten in seiner Seele eine gewisse Zärtlichkeit für Kinder, die zu den liebenswürdigsten Seiten seines Charakters gehört. Vielleicht etwas zu spät kam Hamanns Vater auf den Gedanken, ihn in die Kneiphoff'sche Stadtschule zu schicken, wo ihm ein angemessener Unterricht zu Teil wurde. Ein würdiger Gottesgelehrter, sein Pate und Beichtvater, nahm sich seiner Geistesentwickelung an und konfirmierte ihn. Er war noch nicht sechzehn Jahre alt, als er die Hochschule zu Königsberg bezog. Er studierte anfangs Theologie, gab aber dieses Studium bald auf, weil er, wie er angab, seine schwere Zunge und sein schwaches

Gedächtnis als ein Hindernis für den geistlichen Beruf ansah. Aber auch der Rechtswissenschaft, zu der sein Vater ihm nun riet, wandte er sich nur zum Scheine zu. Sein eigentliches Studium wurden die Altertümer, Philologie, schöne Wissenschaften und die neuere Litteratur. Es zog ihn mächtig einein in den Kampf der Zeit, in das Schlachtgetümmel der geistigen Bewegung, die damals in Deutschland anhob. Aber es lebte noch etwas anderes in ihm, was ihn noch mächtiger hinausdrängte aus dem Getümmel jener Bewegung und ihn mitten im Kampfe mit wenigen Getreuen vereinsamte. Es lebte das Wort Gottes in ihm, zuerst als eine bloße Erkenntnis neben anderen Erkenntnissen, als ein Wissen neben anderem Wissen, und später noch auf eine andere Weise, als eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben. Hamann hat niemals das eigentümliche göttliche Recht der heiligen Schrift aus dem Auge verloren. Er hat sich in alle Forschungen der Wissenschaft mit Hingebung vertieft und an allen wohlberechtigten Fragen über die menschliche Seite der Schrift und der Offenbarung den tiefsten Anteil genommen. Aber er hat immer festgehalten an dem unvergleichlichen und einzigen Charakter der heiligen Geschichte.

Nach fünf Studienjahren beschloß er im Jahre 1755 seine akademische Laufbahn mit einer kleinen lateinischen Abhandlung über den „Schlaf und die Träume“. Nunmehr sah er sich genötigt, an einen praktischen Beruf zu denken und er wählte den eines Jugenderziehers, indem er die Stelle eines Hofmeisters im Hause der Baronin von Budberg in Kurland annahm. Die Verhältnisse waren ungünstig; schon vorher war ihm der Wink gegeben worden, daß der Frau Baronin nicht eben damit gedient sein würde, wenn er sich der Erziehung ihres Sohnes gar zu ernstlich annehmen wollte. Die Schwachheiten und Thorheiten der Mutter in der Erziehung der Kinder vereitelten seine gewissenhaften Bemühungen, und als er darüber der Mutter brieflich

bescheidene Vorstellungen machte, erhielt er sofort in verletzender Weise seine Entlassung. Besser schien es ihm in einer andern Stellung dieser Art bei dem General von Witten auf Grünhof gelingen zu wollen. Er fand Bildung und für seine Leistungen freudige Anerkennung. Aber das unruhige Leben der Familie, welche auf verschiedenen ihr gehörigen Gütern abwechselnd wohnte, die Rücksichtslosigkeit, mit welcher dabei gegen ihn verfahren wurde, die üblen Folgen derselben für seine ohnedies schwankende Gesundheit und vornehmlich die Störungen des Unterrichts, welche ihm um so schmerzlicher waren, je mehr von den bedeutenden Gaben des älteren Zöglings erwartet werden durfte, — dies alles verleidete ihm auch diese Wirksamkeit. Er war eben im Begriffe, diese Stellung mit einer andern zu vertauschen, als er sich plötzlich entschloß im Juli 1755 nach Riga zu gehen, wo er mit dem Sohne des Handlungshauses Berens befreundet wurde, der ihn für die damals aufkommenden Wissenschaften der Nationalökonomie und der Handelspolitik zu begeistern wußte. Sein Freund Berens veranlaßte ihn zu der Übersetzung eines auf dem Gebiet der Handelswissenschaft für jene Zeit wichtigen Werkes von Dangueil, mit welcher er zuerst seine schriftstellerische Laufbahn betrat. In den Anmerkungen, die er zu diesem Buche schrieb, entwickelte er die große, welthistorische und sittliche Bedeutung des Handels. Obgleich es Hamann in dem Kreise der Rigaer Freunde äußerlich wohl erging, fühlte er sich doch nicht glücklich. Gott suchte dies Herz, aber es wollte sich noch nicht finden lassen. Auch die ehrenvolle Zurückberufung in das Haus des Generals von Witten und die rührende Dankbarkeit, die man ihm zeigte, konnten ihm daher den Frieden nicht geben, den er brauchte. Der bevorstehende Tod seiner Mutter veranlaßte Hamann aufs neue, dieses Haus zu verlassen. Er eilte nach Königsberg, fand die Mutter in hoffnungslosem Zustande und war Zeuge ihres Todes im Juli 1756. Noch war

es ihm vergönnt gewesen, der Sterbenden einige Liebesdienste zu erweisen, aber der strafende Blick, mit dem sie ihm zu verstehen gab, daß sie ihn gereifter und ernster wiederzusehen erwartet hätte, und ihre Gleichgiltigkeit gegen alles Irdische standen ihm lange und bange vor der Seele. Aber er verstand auch diese Mahnungen nicht recht. Obwohl er versprochen hatte, nach dem Tode der Mutter in das Wittensche Haus zurückzukehren, that er es doch nicht, ja er suchte, wie er selbst gesteht, mit guter Art aus jenem Haus loszukommen. Die Gelegenheit dazu bot sich ihm durch einen Auftrag des Berensschen Handlungshauses, das ihn mit Vollmacht und Mitteln zu einer Geschäftsreise über Hamburg, Bremen, Amsterdam nach England ausstattete, um für handelspolitische Zwecke, von denen er thatsächlich nichts verstand, thätig zu sein. Er sollte auf dieser Reise die bittersten Erfahrungen machen. Er, der schon in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens eine gewisse Unsicherheit und Unbeholfenheit offenbarte, unternahm es, in einer ihm fremden Welt und in Angelegenheiten, denen nur die höchste Lebensgewandtheit und Weltkenntnis gerecht werden konnte, wichtige und wie es scheint, tiefgreifende Aufträge zu erfüllen! Voll von dem Gedanken, sein Glück zu machen, und bereits innerlich fest entschlossen, der Wissenschaft zu entsagen und sich dem Handel ganz zuzuwenden, war er eben im Begriffe, mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen und die Ziele seines Lebens, auf welche ihn Gott durch Anlage, Erziehung und bereits sichtbar gewordene Erfolge hingewiesen, zu verleugnen. Hier lag Hamanns Sünde, hier sollte ihn die züchtigende und liebende Hand Gottes erreichen. Schwer lag sie schon während der Hinreise auf ihm. Nirgends Genüge, nirgends Frieden! Schon in Amsterdam bereut er das ganze Unternehmen. In England selbst erstaunte man über die Wichtigkeit seiner Aufträge, noch mehr über die Art der Ausführung und am meisten über die

Person, der sie anvertraut waren. Man lächelte und beklagte ihn, man gab ihm im besten Falle nichtige Versprechungen. Das völlige Mißlingen seiner Pläne, die Beschämung darüber, das Vertrauen seiner wohlmeinenden Freunde so gänzlich getäuscht zu haben, die Entbehrung freundschaftlichen Umganges und die Hoffnungslosigkeit seiner Zukunft, das alles brachte ihm der Verzweiflung nahe und sein Gewissen verhehlte ihm nicht, daß er die Schuld an dem Allem selbst trage. Zwar stürzte er sich in Zerstreuungen, um dieser Stimme zu entfliehen, aber es gelang ihm nicht. Mehr als einmal war er bei der Arglosigkeit seiner Seele das Opfer von Betrügern geworden. Nach Mitteln suchend, seine Schulden zu tilgen, nimmt er seine Zuflucht zum Lautenspiel, das er in Berlin zu erlernen angefangen hatte und gerät dadurch in die Genossenschaft eines Lautenspielers, der auf einem vornehmen Fuß lebt, aber mit den schändlichsten Lastern ein Gewerbe treibt. Hamann hofft ihn sittlich zu bessern, wird aber selber mißleitet. Da rafft er sich voll sittlichen Abscheus auf, reißt sich aus dieser Verbindung los und in der unaussprechlichen, elenden Lage, in die er geraten ist, geht ihm die Erkenntnis seiner eigenen Sünde auf. Die äußerste Not in Verbindung mit seiner sittlichen Ernüchterung wird nun seine Führerin zur Buße. Er bezieht ein dürftiges Quartier bei redlichen Leuten, und legt sich selbst die strengste Entsagung auf, kauft sich eine Bibel und beginnt, wie er selbst sagt: „die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis.“ Die heilige Schrift wird ihm entschleiert, er wendet sie zum ersten Male auf sich selbst an und ist erstaunt, in ihr sein eigenes Verderben und das Verderben der Menschheit mit hellen, klaren Worten beschrieben zu sehen. Aber er hat es auch erfahren dürfen, daß, wo die Sünde mächtig geworden, die Gnade noch viel mächtiger ist. „Der Geist Gottes“ — so erzählt er selbst — „fuhr fort, ungeachtet meiner großen Schwachheit, ungeachtet meines langen Wider-

standes, mir das Geheimnis der göttlichen Liebe und Wohlthat, des Glaubens an unsern gnädigen und einzigen Heiland immer mehr zu offenbaren. Er ging aus dem schweren Seelenkampfe, in welchem die Neugeburt seiner Seele sich vollzog, getröstet hervor. Fast war er erschrocken über die Überschwenglichkeit dieses Trostes, und im jubelnden und demütigenden Dankgefühle weihet er Gott sein Herz. „Da ist es," betet er, „mein Gott. Du hast es verlangt, so blind, so hart, felsig, verkehrt, verstrickt es war. Reinige es, schaffe es neu und lasse es die Werkstatt deines guten Geistes sein! — Es ist ein Leviathan, den du allein zähmen kannst — durch deine Einwohnung wird es Ruhe, Trost und Seligkeit finden."

Die echte Demut und den gewissen Glauben, daß ihm Heil widerfahren, bewies Hamann zunächst durch die Geduld, mit welcher er die Anfechtungen und Prüfungen, die noch nicht geendet waren, ertrug. Es ging noch tiefer mit ihm in die äußere Trübsal, aber auch Gottes Hilfe blieb nicht aus, und ließ ihn zuletzt in sehr unerwarteter Weise die Mittel zu seiner Rückkehr finden. Dem Bettelstab nahe, entschloß er sich auf den Rat eines Geistlichen zur Heimkehr und ein alter Engländer, mit dessen Sohn er bekannt geworden war, nahm sich seiner freundlich an, um sie ihm zu ermöglichen. Am 27. Juli 1758 langte er wieder in Riga an, wo er trotz seines völlig gescheiterten Auftrages von der Familie Berens mit Schonung und Herzlichkeit aufgenommen wurde. Seine Lehrjahre waren trübe und ernst, aber heilsam und fruchtbar gewesen. Er brachte ein gelassenes und in Gott zufriedenes Herz aus der Unruhe der Welt mit, und diese Frucht des Glaubens hat er seitdem bis ans Ende bewahrt. Je unruhiger bisher sein Leben gewesen war, desto ruhiger und einförmiger wurde es nun. Er hatte gelernt, stille zu sein in Gott und auf ihn zu harren. Seine Schulden wur-

den getilgt. Eine Zeitlang blieb er noch im Berensschen Hause und hatte sogar den Mut an eine Verlobung mit der Schwester seines Freundes zu denken. Da aber die Familie Berens diesem Vorhaben den entschiedensten Widerstand entgegensetzte und gleichzeitig sein erkrankter Vater seiner Pflege bedurfte, so schied er aus diesem Verhältnisse und kehrte im März 1759 nach Königsberg zurück, ohne daß jedoch seine freundliche Stellung zu dem Berensschen Hause beeinträchtigt worden wäre.

Im väterlichen Hause verlebte er nun vier wichtige Jahre in stiller Muße, teils der Pflege des hinfällig gewordenen Vaters, teils den Studien, die er in einem neuen und großartigen Sinne wieder aufgenommen hatte, hingegeben. In dieser Zeit beginnt seine eigentliche und ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit mit einer Schrift, die er unter dem Titel: „Sokratische Denkwürdigkeiten“ erscheinen ließ. Zahllos waren die Gegner, die er sich dadurch schuf. Die Vertreter der damals herrschenden hochmütigen Aufklärung fühlten sich durch die Kolbenschläge, die er austeilte, ebenso betroffen, wie die einer toten Rechtgläubigkeit, denen das Wesen des lebendigen Glaubens ebenso fremd geworden war. Mit prophetischem Blicke erkannte Hamann den schwachen, verhängnisvollen Punkt einer nur verstandsmäßigen Bildung, die das Gemüt, das Innerste des geistigen Lebens, in welchem der Glaube wurzelt, vernachlässigte und damit die Seite des menschlichen Seelenlebens, durch welchen die Seele mit Gott in unmittelbare Gemeinschaft zu treten vermag. Darin will Hamann die Mitwelt mahnen in jenen Sokratischen Denkwürdigkeiten. Denn indem er daran erinnert, daß Sokrates, der ihm unter den Heiden als ein Dolmetscher und Bote göttlicher Gedanken erscheint, die Unwissenheit als die Summe seines Wissens bezeichnet habe, folgert er aus diesem Geständnis, daß das Korn aller menschlichen Weisheit erst vergehen müsse, wenn aus diesem Tode das Leben und Wesen einer bessern Erkenntnis

hervorgehen solle im Glauben. Auf geistvollste Weise hat Hamann den Schwärmern für das klassische Altertum, die sich auf dessen Kenntnis so viel zu Gute thaten und aus ihm allein alle Bildung schöpfen wollten, beides zugleich fühlbar gemacht, daß sie einen Charakter wie den des Sokrates nicht verstanden, und daß sie aus demselben Grunde, aus welchem sie jenen nicht begriffen, auch das Christentum nicht zu würdigen vermochten. Die überaus kühne, freie und witzige Form der Darstellung, diente dazu, die Wirkung dieser Schrift zu vermehren. Gerade von den besten seiner Zeitgenossen, wie Matthias Claudius, Herder, dem Philosophen Jakobi, Lavater und später selbst Goethe, die in der rauhen, oft ungenießbaren Schale seiner Schriften den wertvollen Kern zu würdigen verstanden, wurde ihm die reichste Anerkennung zu teil. Zu seinen größten Bewunderern gehörte Präsident von Moser in Darmstadt, der ihm den Namen „des Magus im Norden" beilegte, eine Bezeichnung, die er sich gern gefallen ließ und mit der er mehrere seiner späteren Schriften erscheinen ließ.

Die glückliche und verhältnismäßig sorglose Muße, die ihm im väterlichen Hause zu verleben vergönnt war, ging zu Ende, als die zunehmende Schwäche des Vaters und die dadurch immer näher an ihn herantretenden Sorgen um einen gesicherteren Erwerb, als ihn die Schriftstellerei gewährte, die Nötigung auferlegte, eine feste amtliche Anstellung zu suchen. Nach manchen vergeblichen Versuchen, die ihn sogar zweimal zu bedeutenden Reisen veranlaßten, erhielt er durch die Verwendung des Philosophen Kant die Stelle eines Packhofverwalters bei der städtischen Accise in Königsberg. Freilich gewährte sie ihm und zwar auch erst nach mehreren Jahren nur ein spärliches Gehalt von 300 Thlr. nebst freier Wohnung. Mehr aber als die dürftige Besoldung bedrückte ihn in diesem Amte, dem er gewissenhaft oblag, der Einblick in jenes verderbliche System der General-Pächter, welches der große König der französischen Staatswirt-

schaft entlehnt, und zum Unglück des Volkes und der Beamten in Preußen von raubgierigen und gewissenlosen Franzosen handhaben ließ. Im Jahre 1766 starb Hamanns Vater, der in der letzten Zeit völlig gelähmt gewesen war. Eine eigene Wirtschaft einzurichten, war für Hamann nun um so dringender nötig, als er zugleich für seinen Bruder zu sorgen hatte, der, nachdem er durch Mangel an Thatkraft lange Jahre den Seinen vielen Kummer bereitet hatte, zuletzt in völligen Blödsinn verfiel. Er nahm ihn zu sich und hat ihn bis an den Tod gehütet und gepflegt. Die Art und Weise, in der er nach dem Tode des Vaters seine eigene Häuslichkeit begründete, ist es ganz besonders gewesen, was einen dunklen Schatten auf sein Leben geworfen hat. Er ging mit der kindlich treuen Pflegerin seines Vaters eine Verbindung ein, die er selbst eine „Gewissensehe“ genannt hat, indem er es verschmähte, den Bund, den er mit ihr schloß, kirchlich einsegnen zu lassen und dadurch nach unseren Begriffen in einer rechtlich und bürgerlich ungiltigen Ehe mit ihr lebte. Auch alles Zureden seiner Freunde wie z. B. von Seiten des Matthias Claudius vermochte ihn nicht zu bewegen, diesem natürlichen Ehebündnis durch die nachträgliche kirchliche Weihe die bürgerliche Anerkennung zu verschaffen, obwohl er sonst ein treuer Sohn der lutherischen Kirche gewesen ist. Thatsächlich hat er trotzdem dieses Verhältnis bis an sein Ende heilig gehalten und in seiner nunmehrigen Lebensgefährtin, auch ohne das sie ihm angetraut war, alle Zeit die Mutter seiner vier Kinder, die ihm von ihr geboren wurden, geehrt. Wie dunkel dieser Punkt in Hamanns Leben auch immer bleiben wird und wie schmerzlich er uns daran erinnert, wie tief das Ansehen und der sittliche Einfluß der evangelischen Kirche damals erschüttert war, so darf man doch nicht verkennen, daß diesem Verhältnisse die sittliche und religiöse Grundlage und darum auch der Segen nicht fehlte. In dem Häuschen, welches er mit dem kleinen

Vatererbe gekauft hatte, führte er mit seiner „Hausmutter“ und seinen Kindern ein stilles aber zufriedenes Leben, und wurde nicht müde, dankbar den häuslichen Frieden, der ihm geworden, zu preisen. In diesem beschränkten Glücke auf der einen und in dem seiner immer weiter sich ausdehnenden Wirksamkeit auf der anderen Seite fand er hinreichenden Trost für die Täuschungen und die Zurücksetzungen, die er im Amte erleben mußte. Je länger, je mehr fühlte er sich von der gottentfremdeten Aufklärung seiner Zeit angewidert, denn er sah in aller Weisheit der menschlichen Vernunft nur einen Zuchtmeister auf Christum und in der Furcht des Herrn der Weisheit Anfang. Zwar wollte er ebensowenig ein Philosoph von Beruf sein, als er ein zunftmäßiger Schriftsteller werden wollte; nur einen Zuschauer bei den Kämpfen seiner Zeit, „bei den olympischen Spielen“, wollte er abgeben. Aber freilich einen solchen, der über Wert und Unwert der Kämpfenden ein Wort mitreden wolle. Darum verschweigt er auch nicht, wie er von der menschlichen Vernunft denke, nämlich sehr hoch; er halte sie für heilig, recht und gut, aber er könne schließlich von ihr doch eben so wenig glauben, daß sie uns weise mache, als das Gesetz der Juden hätte gerecht machen können. Die Wahrheit sucht er wo anders: in dem Lichte des Evangeliums. Und nur „wo eine einzige Wahrheit gleich der Sonne herrsche“, da kann er „den Tag sehen“; wo aber statt dieser einzigen so viele Wahrheiten herrschen, als Sand am Meere, wo gar ein kleines Licht noch jenes ganze Sonnenheer an Glanz übertreffe, da kann er nur die „Nacht sehen, in die sich Poeten und Diebe verlieben“. Und für diese eine Wahrheit zu zeugen, die er in Christo dem Gekreuzigten sah, in ihm, in welchem alle Rätsel unseres Daseins und alle philosophischen Widersprüche sich lösen, das ist er nicht müde geworden.

Müde geworden ist er aber der Welt und ihres Kampfes. Ein

tiefes Ungenüge an Allem, selbst dem Großen und Schönen, was seine Zeit darbot, spricht sich je länger, desto mehr in seinen Schriften und Briefen aus. Teils die gesteigerten Bedürfnisse der Familie, teils die Verluste, die er beim Verkauf seines Hauses erlitt, teils endlich unbillige Abzüge, welche jene fremdherzigen Männer der Regie den Zollbeamten machten, drohten seinen Lebensabend zu trüben. Luthers Schriften bieten ihm zwar eine Zuflucht und Erholung bei dem zunehmenden „Ekel vor allem Thun und Leiden des seculi", aber er sehnt sich doch, aus dem Joch ausgespannt zu werden, und ein „tief geholter Seufzer that ihm so wohl, wie eine Motion". Und noch einmal sollte ihm, wie so oft in seinem Leben, die treue Vaterhand Gottes sichtbar werden. Im fernen Westen des deutschen Vaterlandes, in Westfalen, wo sich eben um eine durch geistige Bedeutung und innige Frömmigkeit hervorragende Frau, die Fürstin Galizyn, ein Kreis edler Männer gesammelt hatte, waren Hamanns Schriften seit einiger Zeit mit dem tiefsten Interesse gelesen worden. Einer dieser Männer, der seltsame und gediegene Franz Buchholtz auf Wellbergen bei Münster, hatte kaum durch Lavater die drückende Lage Hamanns erfahren, als er diesem ein bedeutendes Kapital, welches nicht nur die persönlichen Verhältnisse Hamanns, sondern auch die Erziehung seiner Kinder sicher stellte, zusendete. Diese That der Liebe weckte das Bedürfnis des persönlichen Umganges. Eine Reise Hamanns in das Land seiner Freunde wurde verabredet, und nach Besiegung mancher Schwierigkeiten und nachdem er seine Pensionierung ausgewirkt hatte, am 21. Juni 1787 in Begleitung seines Sohnes angetreten. Sie ging über Berlin, Magdeburg, Bielefeld nach Münster, wo er am 16. Juli bei Buchholtz anlangte. Jacobi war nach Münster gekommen, um ihn zu sehen, die Fürstin holte ihn selbst nach ihrem Landsitze ab. Alles beeiferte sich, den alten kranken Philosophen zu ehren und zu pflegen. Nach

zwölf Tagen reiste er mit Jacobi in dessen schönes Pempelfort, fühlte sich aber von den Wohlthaten, mit denen er von Jacobis Schwestern überhäuft wurde, so gedrückt, daß er heimlich das Haus verließ, und nach Münster zurückkehrte. Behaglich lebte er während des Winters in Wellbergen selbst. Im März 1788 kehrte er von dort nach Münster zurück und lebte hier im Schoße der „Freunde von gleichem Schlage, die wie Hälften zu den Idealen seiner Seele paßten", noch drei schöne Monate. Seine zunehmende Schwäche erfüllte die Freunde mit Sorge, blieb aber seinem eigenen Blicke verborgen. Er gedachte, noch einmal Jacobi zu besuchen und von dort aus seinen Heimweg anzutreten. Schon war am 20. Juni der Wagen vor der Thür, als Hamann von einem Fieber befallen wurde, und die Ärzte die Reise untersagten. Am nächsten Morgen war er sanft und schmerzlos verschieden. Er war aufgenommen in die Wolke jener Zeugen, deren die Welt nicht wert war. Der edlen Fürstin war es ein süßer und erhebender Gedanke, die Asche des Seligen in ihrem Garten zu bewahren. Dort wurde ihm ein bescheidenes Denkmal errichtet mit der Inschrift, 1. Cor. 1. v. 23 und 27: „Wir aber predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Thorheit. — Was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist." Später ist der Garten, in welchem sich Hamanns Ruhestätte befand, durch mancherlei Hände gegangen, das ganze Grundstück in einzelnen Teilen verkauft worden, und als im Jahre 1834 einige Verehrer Hamanns sein Grab aufsuchten, war nicht einmal ein gebahnter Weg zu demselben vorhanden. Das Denkmal, mit Unkraut überwuchert, befand sich in der traurigsten Verfassung, die Urne war zerbrochen, die Schrift unleserlich. Durch die königliche Fürsorge Friedrich Wilhelms IV. sind endlich am

31. Juli 1851 die sterblichen Reste Hamanns nach dem Überwasser-Kirchhof zu Münster überführt und ein dem früheren gleiches Denkmal ist über der Gruft errichtet worden. Hamann ist es wert gewesen, daß dadurch die Nachwelt von neuem an einen Mann erinnert worden ist, den die Mitwelt vielfach verkannt hat. Denn auch er gehört zu den Lehrern, von denen im Ebräerbriefe die Rede ist, die uns das Wort Gottes gesagt haben, deren wir gedenken, deren Ende wir anschauen, deren Glauben wir nachfolgen sollen!

Johann Heinrich Jung
gen. Stilling.

In der Reihe deutsch-evangelischer Charakterbilder aus dem Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts darf der Name eines Mannes nicht fehlen, der zu den merkwürdigsten Männern seiner Zeit gehört und mit den größten seiner Zeitgenossen in naher persönlicher Beziehung gestanden hat. Je schwerer es aber bei der mystischen Eigenart seiner Lebensrichtung ist, ein klares und anschauliches Bild seines äußeren wie inneren Lebens zu zeichnen, um so lieber machen wir in diesem Falle von der uns gütigst erteilten Erlaubnis Gebrauch, die hier folgenden Mitteilungen über Jung-Stilling der unter Leitung von DDr. von Liliencron und von Wegele herausgegebenen „Allgemeinen Deutschen Biographie"*) zu entnehmen.

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, wurde am 12. September 1740 im Dorfe Grund, damaligen Fürstentums Nassau-Siegen, geboren. Wie der Geburtsort, im tiefen Waldthale, umkränzt von hohen, an geschichtlichen Erinnerungen reichen Bergen, auf das weiche Gemüt des Knaben großen Einfluß übte und für ihn ein Stimmungsbild wurde, so gab ihm ganz besonders das ernst-christliche Leben seiner Familie eine Richt-

---

*) „Allg. Deutsch. Biogr." 17. Bd. Leipzig. Dunker & Humblot.

schnur für sein Erdenwallen. Um Jung-Stilling ganz zu verstehen, muß er im Zusammenhange mit seiner Familie betrachtet werden. Als Haubergs- und Landwirte, als Köhler und Bergleute suchten die Jung'schen Familienglieder im Schweiße ihres Angesichts ehrlich ihr Brot zu verdienen. Mehrere derselben hatten sich dabei als besonders tüchtige Männer hervorgethan und eine Bedeutung erlangt, die sie weit über ihre Dorfgenossen stellte. Einer von ihnen, der am 22. Februar 1711 geborene J. H. Jung, war ein mathematischer Kopf. Anfangs Dorfschulmeister, beschäftigte er sich zugleich mit Anfertigung mechanischer und astronomischer Instrumente. Schon als Jüngling wußte er aus einem hölzernen Teller ein Astrolabium, aus einer buchenen Butterdose einen Kompaß herzustellen. Auf seinem weiteren Lebensgange zeichnete er sich im Betriebe des berühmten Müsener Stahlberges so aus, daß er später die ansehnliche Stelle eines Land- und Oberbergmeisters erhielt. Sein gleichnamiger Sohn, Altersgenosse unseres Jung-Stilling, wurde ebenfalls Oberbergmeister und Mitglied der fürstlichen Berg- und Hütten-Kommission in Dillenburg. Ein anderes Familienglied, J. H. Helmes, „der brave Hirte", hatte zu jener Zeit in Helberhausen, einer nahe an der nordöstlichen Grenze des Siegerlandes gelegenen waldigen Gegend die Ahornlöffelschnitzerei eingeführt und war hierdurch ein Wohlthäter seiner armen Heimat geworden.

So hatte in der Familie Jung schon eine Erhebung und ein Aufleuchten des Volksgeistes stattgefunden, als Jung-Stilling sich heranbildete. Dieses geschah unter den Augen seines Großvaters Eberhard, eines markigen Mannes, der mit patriarchischem Ansehen die Geschicke seines Hauses und Dorfes leitete. Nicht so bedeutend wie dessen erwähnter ältester Sohn, der Oberbergmeister, war sein anderer Sohn Wilhelm, ein verwachsener, schwächlicher Mann, der als Schulmeister, Schneider, zeitweise auch als geschickter Feldmesser sein Brod verdiente und in Dorothea

(Dortchen) Fischer, der zarten, gottinnigen Tochter eines vertriebenen Predigers, seine erste Gattin fand. Diesem Ehepaare wurde nun am 12. September 1740 unser Johann Heinrich Jung, genannt Stilling geboren. Seine Kinderjahre verlebte er im Elternhause und erregte hier schon als kleiner, sehr eigenartiger Knabe die Aufmerksamkeit seiner Umgebung. Wenn er in seiner späteren Erscheinung „als eine weiche, träumerische, von zarten Farben überhauchte Menschenblüte“ aufgefaßt wird, so dürfte dieses auch das Bild seiner Mutter sein, die ihr „Heimweh“ nach dem Himmel schon der Erde entrückte, als ihr Heinrich erst zwei Jahre alt war. Unter der Rute des hypochondrischen Vaters wuchs der Knabe nicht ohne Unarten heran. Diese suchte er aber durch eifriges Beten zu bekämpfen und zu besiegen. Je weniger dem empfindsamen Knaben die Wirklichkeit zusagte, desto mehr flüchtete er sich in eine übersinnliche Welt, wohin ihn überall das Bild seiner verklärten Mutter begleitete. In seiner Umgebung fand das poetische, phantasiereiche Gemüt des jungen Jung-Stilling reiche Nahrung. Insbesondere zog ihn die Beschäftigung seines Großvaters als Kohlenbrenner in dem an romantischen Partien so reichen Forstrevier Lützel an. In der Waldeinsamkeit fühlte er sich am wohlsten. Die sagenumwobenen Ruinen des Schlosses Giensberg und die Stelle einer längst zerfallenen, dem h. Antoninus geweihten Wald- und Wallfahrtskirche erfüllten, neben dem Lesen der schönen Melusine, der vier Haimonskinder und ähnlicher Schriften, seine Seele mit phantastischen Gebilden. Doch war ihm schon damals die heilige Schrift, das Buch der Bücher, sein größtes Heiligtum.

Was er zu Hause nicht erhaschen konnte, bot ihm die kleine Bibliothek des Rektors der lateinischen Schule zu Hilchenbach, des „lateinischen Schulmeisters“, dem er im zehnten Jahre zur weiteren Ausbildung übergeben worden war. Durch angestrengten Fleiß brachte es nun der Knabe in wenigen Jahren dahin, daß

er, neben den üblichen mathematischen und geschichtlichen Studien, „lateinische Historien lesen und verstehen, ja sogar lateinisch schreiben und reden konnte“. Diese raschen Fortschritte erregten ebenso die Bewunderung der Familie Jung, wie die des Pastor Seelbach, der deshalb dem auch als bibelfest erprobten Knaben schon zu Ostern 1755, also im 15. Jahre die Schulmeisterstelle auf der Lützel übertrug. Hier kam er mit einem alten Förster in nähere Beziehungen. Dieser war Separatist und hatte unter seinen Büchern auch eine Übersetzung Homers; sie fiel unserm Schulmeister in die Hände und nahm ihn so ein, daß er darüber alles Andere vergaß. Wie er in seinen späteren Erinnerungen meint, „ist wohl die Ilias seit der Zeit, daß sie existiert, niemals mit mehr Entzücken und Empfindung gelesen worden“. — Aber auch die mystischen Schriften des Paracelsus, Jakob Böhmes und andere wurden von ihm gierig gelesen. Dabei vernachlässigte er keineswegs seine Schule; er wußte sie vielmehr so zu heben, daß er die größeren Knaben in den Elementen der Geometrie unterrichten konnte. Dem Pastor aber gefiel sein Umgang und seine Richtung so schlecht, daß er seine Stelle verlassen und zu seinem Vater zurückkehren mußte, dem er nun schneidern half. Als dieser aber mit einer jungen Witwe in Kredenbach zur zweiten Ehe geschritten war, suchte Jung-St. ein anderes Unterkommen. Er fand ein solches bei einem ebenso reichen wie rohen Stahlfabrikanten in Plettenberg. Wegen erlittener Mißhandlungen verließ er auch diese Stelle und kehrte ins elterliche Haus zurück. Trostlos arbeitete er hier in der Landwirtschaft; Tag und Nacht flehte er in brünstigem Gebet um Änderung seines Zustandes. Er sah es denn auch als eine Gebetserhörung an, als er 1757 von einem Verwandten mütterlicher Seits, dem Pastor Göbel in Netfen, als Kapellenschullehrer nach Dreisbach berufen wurde. Hier studierte er fleißig Wolfs Anfangsgründe der Mathematik und andere Bücher verwandten Inhalts. Seine

mystische Richtung und eigentümliche Lehrmethode mißfielen indessen der Gemeinde so, daß er auf des Pastors Rat seiner Stelle freiwillig entsagte. Sein Vater empfing ihn mit bitteren Vorwürfen; er aber erwiderte traurig: „es wäre doch entsetzlich, wenn mir Gott Triebe und Neigungen in die Seele gelegt hätte und seine Vorsehung verweigerte mir, so lange ich lebe, ihre Befriedigung.“ Aber das notgedrungen wieder ergriffene Schneiderhandwerk sah er als eine Hölle an. Mitten in der Nacht seiner Trauer kam nun der freudig begrüßte Ruf an die Kapellenschule zu Klafeld. Doch auch hier war nicht lange Weilens; der geistliche Inspektor zu Siegen als Schulvorsteher, brachte ihn um seine Stelle. Dieses Mal von seinem Vater freundlich empfangen, bestieg er wieder den Nähtisch und schaffte daneben in der Landwirtschaft. Derartige Arbeiten, besonders das Dreschen, fielen ihm indessen so schwer, daß er den Erwartungen seiner Eltern nicht genügte. So entstanden Mißhelligkeiten zwischen Vater und Sohn, und diesem graute zuletzt so vor seines Vaters Haus, daß er, ein recht geschickter Geselle, bei andern Meistern Arbeit suchte.

Zuletzt kam es zwischen Vater und Sohn zum Bruche und es entstand eine Scene, die uns Jung-St. selbst so erzählt: „Einstmals kam Stilling nach Hause. Er hatte auf einem benachbarten Dorfe gearbeitet und wollte etwas holen; er dachte an nichts widriges, deshalb ging er in die Stube. Sein Vater sprang auf, sobald er ihn sah, griff ihn und wollte ihn zu Boden werfen. Stilling aber ergriff seinen Vater, hielt ihn so, daß er sich nicht regen konnte und sah ihm mit einer Miene ins Gesicht, die einen Felsen hätte spalten können. Und wahrlich, wenn er je die Macht der Leiden in all' ihrer Kraft auf sein Herz hat stürmen sehen, so war es in diesem Zeitpunkte. Wilhelm konnte diesen Blick nicht ertragen, er suchte sich loszureißen, allein er konnte sich nicht regen; die Arme seines Sohnes waren fest wie

Stahl und konvulsivisch geschlossen, „Vater“, sagte er sanftmütig und durchdringend, „Euer Blut fließt in meinen Adern und das Blut — das Blut eines seligen Engels, — — reizt mich nicht zur Wut: Ich liebe, ich verehre euch, aber“ —, hier ließ er seinen Vater los, sprang gegen das Fenster und rief: „ich möchte schreien, daß die Erdkugel in ihren Achsen bebte und die Sterne zitterten!“ Nun trat er seinem Vater näher und sprach mit sanfter Stimme: „Vater, was hab' ich gethan, das strafwürdig ist?“ Wilhelm hielt sich beide Hände vors Gesicht, schluchzte und weinte, Heinrich aber ging in einen Winkel des Hauses und schrie laut. Nun war seines Bleibens nicht mehr im Elternhause; er begab sich als Geselle nach Hilchenbach, besuchte noch einmal seine heimatlichen Berge, empfing die Wünsche seiner wackeren blinden Großmutter Margarethe und den — Segen seines Vaters, mit dem er sich inzwischen ausgesöhnt hatte. Am 12. April 1762 wanderte er als Schneidergeselle mit vier Thalern Geldes, drei Hemden, einem Paar alter Strümpfe, mit Schere und Fingerhut aus Hilchenbach über Siegen und Freudenberg nach Elberfeld. Nach kurzem Aufenthalt in dieser Stadt kam er nach Solingen. Hier fand er bei einem braven Schneidermeister Arbeit und in dem Kreise der Anhänger Speners und Terstengens Beziehungen, die dem Bedürfnisse seines Herzens nach religiöser Vertiefung genügten. Eine merkwürdige Vision führte zu einem Bunde mit Gott, dessen gnadenvolle Führung er schon in mancherlei Not und Herzeleid so vielfach und wunderbar erfahren hatte. Er bekam nun die Stelle eines Hauslehrers bei einem reichen Kaufmann; sie wurde jedoch für ihn eine Quelle großer Trübsale, die ihn fast bis zum Wahnsinn brachten. Ruhiger geworden, sah er diese Leiden als Prüfungen und als ein Läuterungsfeuer an, wodurch sein Gottvertrauen mehr und mehr befestigt werden sollte. Da zog es ihn zu einem christlichen Schneidermeister nach Rade vorm Walde und hier erhielt sein weiterer Lebensgang die bestimmende Richtung.

Er kam nämlich durch Vermittelung seines Meisters in den Dienst eines aus dem Siegerlande stammenden reichen Gutsbesitzers und Kaufmanns, Namens Flender. Derselbe machte ihn mit Handel und Gewerbe, besonders auch mit der rationellen Landwirtschaft vertraut und gab ihm Muße, sich litterarisch weiter auszubilden. Jung-St. fand Lehrer und Lehrmittel zur Erlernung der griechischen, hebräischen und französischen Sprache, wobei er sein Latein nicht vergaß; er bekundete hierbei sein hervorragendes Talent zur Erlernung fremder Sprachen. Dann trieb er Logik und Metaphysik und studierte die Werke von Wolf und Leibniz. Von seinem Brodherrn auf die Medizin als diejenige Wissenschaft aufmerksam gemacht, welche für ihn am geeignetsten sei, erblickte er hierin einen Wink Gottes und machte nun sogleich mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit medizinische Vorstudien. Auf einem Besuche in seiner Heimat lernte er den seiner Familie befreundeten katholischen Pastor Molitor in Attendorn, einen in der Augenheilkunde rühmlichst bekannten Mann, ebenfalls kennen. Dieser vermachte ihm seine Heilmittel und schenkte ihm zugleich seine Arcana mit den Segensworten: „der Herr, der Heilige, überall allgegenwärtige, bereite Sie durch seinen heiligen Geist zum besten Menschen, zum besten Christen und zum besten Arzte!“ In Rade vorm Wald begann Jung-St. nach Molitors Rezepten sogleich seine Augenkuren und rüstete sich dann zum Abgange auf die Universität Straßburg (1770). Vorher aber verlobte er sich noch mit Christine Heyder, einem kränklichen Mädchen, wie er glaubte in Folge höherer Eingebung. Seine ganz unzulänglichen Reisemittel waren schon in Frankfurt zur Neige. Doch kam unerwartet Hilfe und mit ihr aufs neue das feste Vertrauen auf Gottes durchhelfende Liebe. Diese hatte er auch in Straßburg zu preisen, wo er ungeahnt Geldunterstützungen fand und die Freundschaft Goethes, wie den näheren Umgang Herders genoß. Von diesem sagte er: „Herder hat nur einen Gedanken und

dieser ist eine ganze Welt." Goethe hat seine Bekanntschaft mit Jung-St. in „Dichtung und Wahrheit" ausführlich geschildert. Hier möge ein Auszug genügen: „Stilling's Gestalt, ungeachtet einer veralteten Kleidungsart, hatte bei einer gewissen Derbheit, etwas Zartes. Seine Stimme war sanft, ohne weich und schwach zu sein; ja sie wurde wohltönend, sobald er in Eifer geriet, welches sehr leicht geschah. Wenn man ihn näher kennen lernte, so fand man in ihm einen gesunden Menschenverstand, der auf dem Gemüt ruhte und sich deswegen von Neigungen und Leidenschaften beherrschen ließ und aus eben diesem Gemüt entsprang ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichster Reinheit. Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbare von daher fließende Hilfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Not, von jedem Übel augenscheinlich bestätigt. Jung hat dergleichen Erfahrungen in seinem Leben viele gemacht. — — Er erzählte seine Lebensgeschichte auf das anmutigste. Ich trieb ihn, solche aufzuschreiben, und er versprachs. Sein Glaube duldete keinen Zweifel und seine Überzeugung keinen Spott ꝛc."

Jung-St. bewältigte mit emsigem Fleiße die medizinischen Wissenschaften und gewann zugleich an allgemeiner Bildung. Es hatten sich ihm namentlich die Schätze der englischen Litteratur erschlossen. Zum Doktor promoviert, ging er 1772 nach Elberfeld in die ärztliche Praxis, gründete seinen Hausstand und trat in freundschaftliche Beziehungen zu den Brüdern Jacobi, Lavater, Hasenkamp und Collenbusch. F. H. Jacobis Richtung war auch die seinige; denn wie dieser stritt er für das Recht des Gefühls und des Glaubens als einer inneren Offenbarung.

Große Freude machte ihm ein Besuch Goethes (22. Juli 1774.) Dieser nahm das eben beendete Manuskript „Stillings Jugendjahre" an sich und ließ es ohne des Verfassers Wissen

drucken. Der Beiname „Stilling“ erklärt sich aus der nahen Verbindung mit den „Stillen im Lande“ (pietistischen Gesellschaften), denen Wilhelm Jung und sein Sohn Heinrich anhingen. Als Jung-St. später in größter Not und nahe daran war, obdachlos zu werden und als die jungen Eheleute zu Gott um Hilfe in ihrer Trübsal wieder und wieder gebetet hatten, da trat gerade in der Stunde, in der seine Ausweisung aus seiner Wohnung erfolgen sollte, „um zehn Uhr der Postbote zur Thür herein, in einer Hand das Quittungsbüchlein, in der andern einen schweren Brief. Es war Goethes Hand und seitwärts stand: mit 150 Reichsthalern in Gold. Es war das Honorar für das Manuskript. Sie waren gerettet.“ „Heinrich Stillings Jugend“ fand in allen Gesellschaftskreisen ungeteilten Beifall. Welchen Eindruck diese Perle volkstümlicher Poesie auf Ferdinand Freiligrath gemacht, hat er in seinem Gedichte an Berthold Auerbach: „Die erste Dorfgeschichte“ geschildert:

Als Knabe schon von Berg- und Hüttenmännern
Hab ich entzückt ein kleines Buch gelesen,
Es führte mich zu frommen Kohlenbrennern
Und ist ein herzig's kleines Buch gewesen,
Ein rechter Spiegel alter Bauerntugend,
Mit Namen hieß es: Heinrich Stillings Jugend.

Das war die erste deutsche Dorfgeschichte!
Die hat mit Lied, mit Märchen und mit Sage,
Die hat in Einfalt und in eitler Schlichte
Das Gold im Volke treu geschürft zu Tage,
Die ließ mich schau'n durch ihrer Meiler Schwelen
Im festen Umriß starke mut'ge Seelen.

Jung-Stillings Aufenthalt in Elberfeld war nicht von Dauer. Brodneid, Mißtrauen seiner früheren pietistischen Freunde und ungestüme Gläubiger verbitterten ihm das Leben. Sogar die Freundschaft Goethes ward ihm zum Nachteil angerechnet. Tag und Nacht rief das junge Paar nach göttlicher Hilfe; „das

Wasser ging ihm an die Seele". Da fiel wieder mitten in ihre Nacht ein heller Hoffnungsstrahl. Der Rat Eisenhart aus Mannheim hatte in Kaiserslautern eine staatswirtschaftliche Gesellschaft gegründet, welche im Laufe der Zeit zu einer Cameral-Akademie erweitert wurde. Jung-St., zum Mitarbeiter berufen und zum auswärtigen Mitgliede der Gesellschaft ernannt, hatte sich bereits in Straßburg durch eine Abhandlung „Über die forstwirtschaftliche Benutzung der Gemeindewaldungen im Fürstentum Nassau-Siegen" auf diesem Gebiete vorteilhaft bekannt gemacht; er erhielt durch die Bemühungen Eisenharts einen Ruf an die Akademie als Professor der Ökonomie und der Cameralwissenschaften.

In Kaiserslautern aber kamen sehr bald neue Drangsale. Seine Gattin kränkelte und starb; die Schulden hatten sich vermehrt; seine zwei kleinen Kinder entbehrten ausreichender Pflege. Da entschloß sich unser Dulder zu einer zweiten Heirat. Frau Sophie von Laroche führte ihm die geist- und gemütvolle Selma von Florentin als Gattin zu, und diese brachte durch geregelte Sparsamkeit Ordnung in die zerrütteten Verhältnisse Jung-Stillings. Als 1784 die Akademie nach Heidelberg verlegt wurde, kam Jung-St. mit dem Titel eines kurfürstlichen Hofrates an die Ruperto-Carolina; er folgte aber schon nach drei Jahren einer Berufung des Landgrafen von Hessen-Kassel an die Universität Marburg. Die Tage in dem ihn anheimelnden Lahnstädtchen waren heitere; er konnte seinen alten, kränklichen Vater Wilhelm zu sich nehmen und war, an der Seite seiner trefflichen Frau, geachtet und geliebt. Sein verbreiteter Ruf führte ihm viele Studenten aus vornehmen Familien zu, u. a. auch den später rühmlichst bekannten westfälischen Oberpräsidenten von Vincke, welcher in Jung-Stillings Familie Aufnahme fand. Doch schon nach zwei Jahren ungetrübten Glückes brachte ihm der Tod seiner Selma neuen Seelenschmerz.

Die vielen Reisen, welche Jung-St., als Prorektor der Universität, als Augenarzt und besonders als weitberühmter Staar-Operateur zu machen hatte, die Sorge um die Erziehung seiner fünf Kinder, wie der Mangel an genügender Aufsicht in seinem großen, 15 Personen umfassenden Hauswesen veranlaßten ihn zu einer dritten Heirat. Er führte in seinem 51. Jahre die ihm von seiner Selma noch auf dem Sterbebette empfohlene Elise Coing als Gattin in sein Haus und fand in ihr eine „Krone der Frauen, seine Seelenfreundin, seine Lebens- und Sterbensgefährtin."

Jung-St., der berühmte Augenoperateur und geachtete National-Ökonom, erkannte nun endlich darin seinen wahren Beruf, daß er ausschließlich in den Dienst seines Herrn und Heilandes trete. Seine mystische Schriftstellerei fand auch Anstoß, sowohl in Kassel bei Hofe, als zu Marburg in Universitätskreisen. Er aber ließ sich nicht beirren, sondern trat mit seinem Werke auf diesem sehr heiklen Gebiete hervor, den „Scenen aus dem Geisterreiche". Dieser Schrift legte er seine eigentümliche Anschauung von dem Zustande der Seele nach dem Tode zugrunde, indem er sich die Seelen der Abgeschiedenen im raumlosen Geisterreiche dachte, worin sie ihrer letzten Entscheidung entgegenreiften. Einen Versuch zur Begründung dieser Anschauung machte er in seiner, von der wissenschaftlichen Kritik beanstandeten „Geisterkunde". Dann folgte sein „Heimweh". Vorbild zu dieser Arbeit war „Joh. Bunyan's Pilgerreise nach der himlichen Stadt", die ihn schon als Knabe entzückt hatte. Ein Beifall ohne Gleichen folgte dem „Heimweh", vom Königsschlosse bis zur Hütte des Armen. Übersetzungen in fast alle europäischen Sprachen und die Bildung von „Stillingsgemeinden", selbst in Asien bewiesen, wie sehr die Gedanken des frommen Verfassers gezündet hatten. Auch in Romanen und Erzählungen suchte Jung-St. das sittlich-religiöse Leben zu fördern. Seine

„Geschichte des Herrn von Morgenthau“ und des „Florentin von Fahlendorn“, „Das Schatzkästlein“ und andere Schriften werden in christlichen Familien noch heute gern gelesen.

Um Jung-St. richtig zu erfassen, muß man sich die politischen Ereignisse seiner Zeit, die Greuel der französischen Revolution und die Gewaltherrschaft des ersten Napoleon vergegenwärtigen. Die Freunde der menschlichen Gesellschaft stellten die ernste Frage, wo und wie sollen wir Rettung aus der sittlichen Verkommenheit finden, in welche die Welt versunken ist? Zuletzt fand sich immer die eine Antwort: durch religiöse Vertiefung und durch Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden!

Was nun die schale Gegenwart nicht bot, Stille des Gemüts, Leben und Ruhe in Gott, gewährte den Friedensuchenden das „Heimweh“. Die Zeitschrift „Der graue Mann“, dann die nach Vorarbeiten des gelehrten württembergischen Theologen Joh. Alb. Bengel entworfene „Siegesgeschichte der christlichen Religion“, eine Erklärung der Offenbarung Johannis, sollten jene Ziele erreichen helfen. Jung-St. war nun durch sein begeistertes Auftreten in christlichen Familien des In- und Auslandes als ein Herold Christi bekannt geworden. Auch der Kurfürst Karl Friedrich von Baden hatte ihn lieb gewonnen. Als Jung-St. einst von einer augenärztlichen Reise aus der Schweiz zurück- und nach Karlsruhe kam, bildete sich ein näheres Verhältnis zwischen diesen wahlverwandten Männern, und Jung-St. trat im Herbste 1803 in die Dienste seines fürstlichen Freundes. „Er wurde von allen irdischen Verbindlichkeiten entbunden und beauftragt, durch seinen weitausgedehnten Briefwechsel und seine Schriftstellerei Religion und praktisches Christentum an des Kurfürsten Stelle zu befördern.“ Von 1803 bis 1817 hat er dieser Mission treulich genügt. Christliche Freunde aus allen Bekenntnissen standen mit ihm in Verbindung. Eine Begegnung mit dem Kaiser Alexander von Rußland machte auch diesen zu einem Stillingsfreunde und

Wohlthäter. In Jung-Stillings Kreis fand sich zuletzt auch die bekannte Baronin von Krüdener gebannt. Jung-St. glaubte: „die Feuerprobe der großen Versuchungsstunde sei das einzig bewährte Mittel die Einigkeit der Lehre des Glaubens und des Geistes zu Stande zu bringen und zu vollenden. Dann werde keiner mehr fragen, zu welcher Partei er gehöre, ob er katholisch, lutherisch, reformiert, Herrnhuter, Mennonit sei, sondern die Liebe werde alle ins Band der Vollkommenheit binden und die brünstige Liebe zum Herrn werde, wie eine himmlische Glut, Alle in ein ewiges Eins verschmelzen. Dann werde eine philadelphische Gemeinde sein. Als der Kaiser Alexander ihn fragte, welche Religion er für die rechte halte, soll Jung-St. die biblische Antwort erteilt haben: „unter allen Religionsparteien diejenigen, die Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Alle ihm, dem geheimen Hofrate, Professor und Doktor der Medizin und der Philosophie, dem berühmten Augenarzte und Schriftsteller reichlich zugefallenen Ehrenerweisungen konnten seinen treuen, schlichten Sinn nicht beirren. In einer hübschen Erzählung: „Der brave Hirte", sagt er: „O du holde Erinnerung an jene blühenden Maitage meiner, übrigens so ernsten Lebensjahre! Wie heimwehartig würdest du mein beladenes Herz drücken, wenn mir nicht der treue Führer durch dieses Erdenleben, der Engel Religion, in einem nie verblühenden Mai das frohe Wiedersehen zusicherte. Du sollst mich stündlich antreiben, so zu leben und zu handeln, daß meine verklärten Ahnen sich meiner nicht zu schämen brauchen, wenn ich dereinst plötzlich in ihrer Mitte erscheine, sowie ich mich hier auch ihrer nicht geschämt habe. Jene Kohlenbrenner, Hirten, Löffelmacher, Schneider, Bergleute und Krämer geben mir zwar hienieden keinen stiftsmäßigen Adel, aber ich hoffe einst bei der großen Ahnenprobe um so besser bestehen zu können, und das Bürgerrecht, welches ich dadurch erhalte, stört ferner kein Entschädigungssystem."

Mit irdischen Glücksgütern war Jung-St. nicht versehen. Wie wäre dieses auch möglich gewesen, da sein Hausstand von 15 Personen das ganze Diensteinkommen aufzehrte und er seine augenärztliche Kunst an Tausenden von Staarblinden meist unentgeltlich ausübte, sein ausgedehnter Briefwechsel mit christlich gesinnten Freunden auch jährliche Geldopfer, allein an Porto über 1000 Gulden forderte. Jung-St. lebte zuletzt meist in einer übersinnlichen Welt; ihm war der alte Glaube des Hereinragens einer Geisterwelt in die unsrige gleichsam von selbst überkommen. Sein fast angeborener Pietismus hatte ihn zum Mysticismus und dieser zum Spiritualismus (nicht zum Spiritismus) geführt. Aber auch er hat nur bewiesen, daß die höchsten Rätsel des Menschenlebens hienieden nicht zu lösen sind. Sein Wahlspruch war: „Jehovah jireh“, der Herr wird's versehen, und wahrlich, sein Gottvertrauen hatte die Feuerprobe bestanden.

Ruhig und im Frieden Gottes, umgeben von seinen Kindern und Enkeln sah der 77jährige Greis seinem Heimgange entgegen. Im März 1817 starb seine Elise und schon am 2. April folgte er ihr nach, in die Heimat der Seligen, wonach er sich gesehnt hatte. „Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen!“ So ist es ihm unter Bezugnahme auf seine vom himmlischen Heimweh erfüllten Schriften in freier Nachbildung der Seligpreisungen der Bergpredigt nachgerufen worden. Sein Schwiegersohn, der Geh. Kirchenrat Dr. Schwarz, bezeugte: „Christus hatte in ihm eine Gestalt gewonnen.“ Ein einfaches Grabmal auf dem Kirchhofe zu Karlsruhe bezeichnet das Grab dieses wahrhaft frommen Mannes; zu Hilchenbach, seinem Florenburg, ist ihm ein Denkmal „nahe der Kirche“ errichtet worden. Max von Schenkendorf, der treue Stillingsfreund und langjährige Hausgenosse Jung-Stillings sang zu dessen Geburtstage:

Ich kann es nimmermehr vergessen,
Wie Alles hier so freundlich war,
Wie ich an diesem Tisch gesessen,
So manchen Tag und manches Jahr,
Wie Vater Stillings Augen glänzten
Beim fröhlich christlichen Gespräch,
Und wie die Töchter uns kredenzten,
Als ob das Brod ein Andrer bräch!

O du von reinen Himmelsblüten
Von ew'gen Kränzen schön umlaubt,
Dem sechs und siebzig Sommer glühten,
Du teures, vielgeprüftes Haupt;
Du darfst noch lange dich nicht neigen
Der Aehre gleich, vom Segen schwer;
Mußt vielen noch die Wege zeigen,
Zum Throne Gottes licht und hehr.

Fahr wohl! Zwar fernhin muß ich ziehen,
Doch bleibt mein Gastrecht unversehrt,
Noch lange soll die Flamme glühen,
Auf diesem Patriarchenherd.
Die Engel kamen zu den Alten,
Zum Abraham, zum frommen Lot;
Mir ist, als fühlt' ich hier sie walten,
Fahr wohl! und Alle grüß euch Gott!

Matthias Claudius.

Unter den deutsch-evangelischen Charakterbildern, die wir dem Leser vorführen, darf der unter dem Namen des „Wandsbecker Boten" weithin bekannte Volksdichter und Volksschriftsteller Matthias Claudius nicht fehlen. Gehört er doch zu den wenigen Männern, die in einer dem Christentum größtenteils entfremdeten Zeit durch ihre scharf ausgeprägte christliche Persönlichkeit und durch ihre schriftstellerische Thätigkeit eine tiefgehende Wirkung ausgeübt und für den einfachen Bibel- und Christenglauben ein aufrichtiges und lebensfrisches Zeugnis abgelegt haben.

Äußerlich betrachtet ist freilich das Leben von Matthias Claudius in sehr einfachen Bahnen und schlichten Verhältnissen verlaufen.*) In seiner Lebensstellung hat er niemals zu den Großen seiner Zeit gehört, aber nur um so bedeutender ist er durch den geistigen Einfluß gewesen, den er auf Tausende seiner Zeitgenossen ausgeübt hat. Seine Familie stammt aus dem hohen Norden unseres Vaterlandes, aus den erst durch die Ereignisse der neuesten Zeit dem deutschen Reiche zurückgewonnenen schleswigschen Landen, wo seine Vorfahren seit dem Jahre 1571 in ununterbrochener Reihe als Geistliche gewirkt haben. Der erste bestimmt nachweisbare Vorfahre der Familie Claudius ist Claus Paulsen, den wir im Jahre 1598 als Pastor zu Emmerler im Stifte Riepen, einem unweit Schleswig gelegenen Kirchdorfe finden. Der Sitte seiner Zeit folgend, verwandelte er seinen deutschen Namen in den lateinischen Claudius Pauli um, den

*) Für diesen Abschnitt ist hauptsächlich das Werk von Wilhelm Herbst: „Mathias Claudius der Wandsbecker Bote. Ein deutsches Stilleben. Gotha Fr., Andr. Perthes" benutzt worden.

dann seine Nachkommen unter Fortlassung des Zusatzes Pauli beibehalten haben. Der Vater unseres Claudius, der wie dieser Matthias hieß, wurde durch den Herzog Friedrich Carl von Ploen als Pastor nach Reinfeld berufen. In diesem zwei Meilen westlich von Lübeck gelegenen Marktflecken, ist Matthias Claudius am 15. August 1740 geboren. Es war ein kinderreiches Pfarrhaus, dem er entstammt ist. Von acht Kindern, die dem Pfarrherrn von Rheinfeld in seiner zweiten Ehe mit Maria Lork, der Tochter eines Ratsherrn in Flensburg, geboren worden sind, war Matthias der zweite Sohn. Außerdem waren aus der ersten Ehe des Vaters noch zwei Söhne vorhanden. So ist Matthias in einem großen Geschwisterkreise in den einfachsten ländlichen Verhältnissen aufgewachsen. Sein Vater war ein ehrenfester verständiger und dabei einfach bibelgläubiger Mann, der seine Kinder in ernster Gottesfurcht erzogen hat. Die Unterweisung im Christentum nahm neben den alten Sprachen und der Mathematik in dem vom Vater selbst erteilten Unterrichte die erste Stelle ein. Daher kam es, daß der junge Claudius schon früh mit Bibel und Gesangbuch vertraut war. Einen wie tief gehenden für das ganze Leben nachhaltenden Einfluß der Vater auf unsern Matthias ausgeübt hat, bezeugt am besten der Nachruf, den ihm der Sohn in einem seiner köstlichsten Lieder gewidmet hat, und in dem er das Andenken des Verstorbenen mit den Worten ehrt:

„Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben
Und mir war er mehr;

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
Duft' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!"

Die Erziehung des Vaters wurde von der Mutter in erfolgreicher Weise ergänzt. Als Matthias neun Jahre alt war, erhielt er als Neujahrsgabe eine Kansteinsche Bibel, auf deren letztes Blatt die Mutter eine Widmung geschrieben hat, die besser als viele Worte ihre aufrichtige und schlichte Herzensfrömmigkeit schildert, und die darum auch hier eine Stelle finden möge: „J. N. J. Mein Sohn! Gedenke an Deinen Schöpfer in Deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und fürchte Gott, denn das ist der Weisheit Anfang. Und solche Weisheit macht reich und bringt geistliche und leibliche Gaben mit sich. Vor allem danke allezeit Gott in allen Deinen Schicksalen, die Dir widerfahren werden, und bitte, daß er Dich regiere und Du in allem Deinem Vornehmen seinem Worte folgest. Laß das Wort Gottes Deinen edelsten Schatz sein, denn dies kann Dich unterweisen zur Seligkeit, und was Du thust, bedenke das Ende, so wirst Du nimmer Übels thun. Dies ist meine mütterliche Erinnerung und Vermahnung; wirst Du solchen nachkommen, so wirst Du gewiß des Glaubens Ende, der Seelen Seligkeit davontragen. Solches verleihe der Herr aus Gnaden. Amen." In seinem späteren Leben hat Matthias selbst oft erzählt, wie die Mutter in Fällen „wo es nicht war, wie es sein sollte" das Lied „Befiehl du deine Wege" andächtig mit ihm gesungen oder gebetet habe. Aus dem in enger Abgeschlossenheit dahingehenden Familienleben des Rheinfelder Pfarrhauses, dessen gute

alte Sitte durch lebendige religiöse Gesinnung geadelt war und dessen Kinder in natürlicher und ungezwungener Fröhlichkeit aufwuchsen, indem ernste Arbeit mit Spiel und Erholung angemessen abwechselten, hat Matthias den Familiensinn geerbt, der sein ganzes Leben hindurch ein Grundzug seines eigenartigen Wesens gebildet hat.

Nach seiner Konfirmation bezog der fünfzehnjährige Matthias mit seinem älteren Bruder Josias, mit dem er in besonderer Liebe verbunden war, die lateinische Schule zu Ploen, an deren Spitze der gelehrte und dabei strenge Rektor Alberti stand. Der Unterricht im Lateinischen überwog den in allen anderen Fächern so sehr, daß die Kenntnisse in andern Lehrgegenständen, wie im Griechischen, in den neueren Sprachen und in der Mathematik von den Schülern nur auf dem Wege des Selbstunterrichts gewonnen werden konnten. Aber Claudius hat die neben den Schulstunden und Schularbeiten ihm übrig bleibende Zeit zu solchen fleißig ausgenutzt und so konnte er mit schönen Kenntnissen ausgerüstet, als neunzehnjähriger Jüngling zu Ostern 1759 die Universität zu Jena beziehen, um gemeinsam mit seinem Bruder Josias Theologie zu studieren. Doch nötigte ihn ein Brustleiden, das sich zum Blutspeien steigerte, sehr bald das theologische Studium aufzugeben und mit dem juristischen und staatswissenschaftlichen zu vertauschen. Außer dem Zustand seiner Gesundheit mag ihn wohl zu diesem Wechsel auch die geistige Dürre bewogen haben, die in der damaligen Theologie in jener Zeit überhaupt und in Jena insbesondere herrschte. Noch weniger wie die theologischen vermochten ihn die philosophischen Vorlesungen, die er in Jena zu hören bekam, zu fesseln. Ja sie haben abstoßend auf ihn gewirkt und ihm in ihrer ledernen Trockenheit einen so widerwärtigen Eindruck gemacht, daß er sich später oftmals mit feinem Humor über die in damaliger Zeit aufgetischte Weltweisheit lustig gemacht hat. Sein tief angelegtes

Gemüt konnte in der seichten Aufklärung, die damals an der Tagesordnung war, keine Befriedigung finden. Um so mehr wurden die alten und neuen Sprachen seine Lieblingsbeschäftigung und auch seine ersten, wenn auch noch sehr unbeholfenen dichterischen Versuche gehören der Jenenser Zeit an. Aber auch den Ernst des Lebens sollte er hier aufs schmerzlichste erfahren. Sein Bruder Josias starb nach langem Krankenlager an den Blattern. Aufs schmerzlichste war Claudius von diesem Verluste ergriffen. Um so wunderlicher ist die Grabrede, die er in Gegenwart des Rektors und einer zahlreichen Trauerversammlung dem Bruder gehalten hat. Es ist bezeichnend für den Geist der damaligen Zeit, dessen Einfluß auch er sich nicht zu entziehen vermochte, daß er im Stande war vor der offenen Gruft die Frage zu behandeln „ob und in wie weit Gott den Tod der Menschen bestimme.“ Von dem Trost, den das Christentum an Gräbern gewährt, ist in der gedrechselten und gekünstelten Rede nichts zu finden. Dennoch ist der Tod des Bruders von tiefsten Einfluß auf sein inneres Leben gewesen.

Ohne die Vorbereitung für einen bestimmten Beruf zum Abschluß gebracht zu haben, kehrte Claudius als dreiundzwanzigjähriger Jüngling in das Vaterhaus nach Reinfeld zurück. Doch hat ihn die Sorge um seine Zukunft wenig bekümmert. Der Drang nach persönlicher Lebensfreiheit und Ungebundenheit war in ihm so mächtig, daß er nach einer festen Anstellung und nach einem gesicherten Erwerb in geordneter amtlicher Thätigkeit nicht einmal eine besondere Sehnsucht verspürte. Es war dies ein Mangel, der sich durch sein ganzes Leben hindurch zieht, der aber auch andrerseits dazu gedient hat, daß seine Eigenart sich ungehemmt durch äußere Rücksichten frei entwickeln konnte. Für kurze Zeit nahm er im Jahre 1764 eine Stelle als Sekretair bei einem Grafen Holstein an, die ihn nach Kopenhagen führte. Der dortige Aufenthalt ist für seine weitere Entwickelung dadurch

wichtig geworden, daß er hier mit dem Dichter Klopstock und mit dessen Jugendfreund, dem geistlichen Liederdichter Johann Andreas Kramer, mit dem Dichter Gerstenberg und mit andern geistig angeregten und anregenden Männern in Verbindung trat und durch diese mit dem Geiste der neueren deutschen Litteratur, die sich damals der hergebrachten Fesseln zu entledigen und von der Steifheit leerer Formen zur Natürlichkeit des Empfindens zurückzukehren begann, bekannt wurde. Er wurde in den Strom eines neuen, ihm bis dahin fremd gebliebenen geistigen Lebens hineingezogen. Aber der Aufenthalt in Kopenhagen währte nur kurze Zeit. Er fühlte sich in seiner beengenden Stellung nicht wohl und ohne vorläufige Aussicht auf eine andere kehrte er schon im Jahre 1765 in das stille Vaterhaus zu Reinfeld zurück. Der Zug nach Landeinsamkeit und Verborgenheit, der durch sein ganzes Leben hindurch geht, machte sich auch hier schon geltend. Drei Jahre hat er in stiller Zurückgezogenheit in Reinfeld zugebracht und diese Zeit scheint für die Entwickelung seines inneren Menschen und für die Ausbildung seines eigenartigen Wesens besonders fruchtbar gewesen zu sein. Diese Eigenart, auf welche der in späteren Jahren von ihm ausgeübte Einfluß vor allem zurückzuführen ist, finden wir schon völlig ausgeprägt, als er im Jahre 1768 einem Rufe nach Hamburg folgte, um in die Mitarbeit an der unter dem Titel: „Adreß-komptoirnachrichten" erscheinenden Zeitung einzutreten. Das Blatt erschien zweimal wöchentlich und sollte in erster Linie den Interessen der kaufmännischen Welt dienen, enthielt aber auch, was wir heute ein Feuilleton nennen, kurze Aufsätze, Unterhaltung der Leser über Litteratur und Leben. Für diesen Teil des Blattes hatte Claudius zu sorgen und er hat selbst eine Reihe von Beiträgen für denselben geliefert. In Hamburg wurde Claudius mit Lessing bekannt und durch diesen wieder mit einer Reihe von andern Männern, in denen das damalige

geistige Leben in Hamburg vertreten war. Auch mit Herder ist Claudius während seines Hamburger Aufenthaltes in Beziehung getreten und hat mit ihm eine dauernde Freundschaft geschlossen, und durch Klopstocks Übersiedelung nach Hamburg wurden die in Kopenhagen bereits angeknüpften Beziehungen neu befestigt. So stand er mitten in der Bewegung der zu neuem Leben und Streben erwachten deutschen Litteratur und im nächsten persönlichen Verkehr mit deren drei Hauptvertretern, Klopstock, Lessing und Herder.

Schon im Herbst 1770 trat Claudius in Folge eines Zerwürfnisses mit dem Besitzer der „Adreßkomptoirnachrichten" von der Leitung derselben zurück, und es hob zunächst eine Zeit drückender Not für ihn an. Er schreibt in dieser Zeit an den ihm befreundeten Legationsrat Schönborn, ein Mann der auch an der Neubelebung unserer deutschen Litteratur seinen Anteil gehabt hat: „Ich bin itzt nichts und habe itzt nichts." Aus dieser Notlage befreite ihn der Antrag des Verlagsbuchhändlers Bode, dessen Geschäft im Dienste der neuen Litteratur stand, und der Claudius aufforderte an dem von ihm angekauften „Wandsbecker Boten" mitzuarbeiten, ein Blatt, das viermal wöchentlich auf je zwei Quartblättern in sehr bescheidener Ausstattung erschien. Neben politischen Nachrichten brachte es s. g. „Gelehrte Artikel," die aus Gedichten, kleinen Aufsätzen und kurzen Bücheranzeigen bestanden. Am 1. Januar 1771 begann der „Bote" unter der Leitung von Claudius, der inzwischen von Hamburg nach Wandsbeck übersiedelt war, seine Wanderung. Bald wurde Wandsbeck für Claudius seine zweite Heimat. Sie hat ihm den Namen gegeben, unter dem alle Welt ihn kennt und nennt; hier hat er in einer durch die Natur herrlich ausgestatteten Umgebung sich wohl gefühlt; hier durfte er sich nun auch, nachdem er zu einer festen Stellung gelangt war, seine Häuslichkeit gründen. Bei dem Suchen nach einer Wohnung in Wandsbeck hatte

er die sechszehnjährige Tochter eines dortigen Zimmermeisters, Rebecca Behn, kennen gelernt, deren edle Gestalt und Haltung es ihm gleich bei der ersten Begegnung angethan hatte. Unter Zustimmung des Vaters hielt er um ihre Hand an; Rebecca sagte gern „ja" und am 15. März 1772 wurde die Hochzeit gefeiert. Es ging dabei, nach unseren heutigen Anschauungen, etwas eigenartig her. Claudius hatte einige Freunde aus Hamburg nach Wandsbeck geladen, unter ihnen auch Klopstock und den oben erwähnten Schönborn, ohne ihnen mitzuteilen, um was es sich handelt. Auch der Pfarrer von Wandsbeck gehörte zu den geladenen Gästen. Im Verlauf der heiteren Gespräche, die sich bald entspannen, brachte Claudius die Rede auf Copulirt-werden. Dann zog er eine königliche Konzession hervor, die ihm gestattete, sich im Hause ohne vorheriges Aufgebot trauen zu lassen und forderte den anwesenden „Pastor Loci" (Ortspfarrer) auf, die Trauung zu vollziehen. So verlief die Hochzeit in aller Stille, aber nachher ließ Claudius auch die Leser des „Wandsbecker Boten" an seiner Freude teilnehmen. Es war auch nach dem Zeugnis zahlreicher Freunde eine überaus glückliche Wahl, die er getroffen hatte. Rebecca war fromm, naiv, einfach; Claudius nennt sie, wenn auch scherzweise, auch als Frau noch oft „sein Bauermädchen." Dabei war sie ungewöhnlich schön, von trefflichen Geistes- und Herzensanlagen, lebensmutig, fröhlich, liebenswürdig. Ging ihre Bildung auch nicht über die eines Bürgermädchens einer kleinen Stadt im vorigen Jahrhundert hinaus, so war sie doch bildungsfähig genug, um an dem geistigen Leben des Gatten vollen Anteil zu nehmen. Manches Lied, das Claudius später seiner Gattin gewidmet hat, giebt davon Zeugnis, welch ein Schatz sie ihm gewesen und geworden ist. So singt er in seinem Feierlied zur silbernen Hochzeit 1797 von seinem treuen Weibe:

„Ich will nicht von dir sagen, will nicht von dir singen;
Was soll uns Loblied und Gedicht?

Doch muß ich heut' der Wahrheit Zeugnis bringen,
Denn unerkenntlich bin ich nicht.

Ich danke dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben.
Ich war wohl klug, daß ich dich fand;
Doch ich fand nicht. Gott hat dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand."

Freilich hat es in dem glücklichen Ehestande auch an mancherlei Sorge nicht gefehlt; aber in seiner Bedürfnislosigkeit, in seiner Geringschätzung irdischer Güter, in seinem unerschütterlichen Gottvertrauen wußte sich Claudius leicht über sie hinwegzusetzen und Frau Rebecca verstand es, im Stillen zu tragen und sich weise einzurichten. Mit der Zeit erreichten aber doch die häuslichen Verlegenheiten einen solchen Grad, daß sie sich zur bittersten Not zu steigern drohten, und nachdem Claudius im Jahre 1775 aus mancherlei Gründen von der Leitung „des Wandsbecker Boten" zurückgetreten war, blieb ihm nur ein dürftiger Übersetzerlohn, um sein und der Seinen Leben kümmerlich zu fristen. Die erste Sammlung seiner im „Wandsbecker Boten" und anderwärts veröffentlichten kleinen Aufsätze, Gedichte, Herzensergüsse u. s. w., die er unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans" im Selbstverlag herausgab, da er keinen Verleger hatte finden können, ergab nur einen geringen Ertrag. Dabei hatte sich der Hausstand inzwischen durch die Geburt zweier Töchter erweitert und so klopfte manchmal die bitterste Not an seiner Thür an. Es war die höchste Zeit, daß sich Andere seiner annahmen, um ihn zu einer Stellung mit festem Gehalt zu verhelfen, denn er selbst ließ sich auch jetzt noch aus seiner harmlosen und unthätigen Sorglosigkeit nicht herausbringen. Da war es sein Freund Herder, der sich seiner annahm. Durch dessen Vermittelung wurde ihm von dem Präsidenten Friedrich Carl von Moser in Darmstadt die Stelle eines Oberlandkommissarius mit 800 Gulden Gehalt angeboten. Claudius wußte

unächst nicht, was er aus diesem ihm angetragenen Amte machen sollte und hatte kaum eine Ahnung von den Verpflichtungen, die seiner in demselben warteten. Erst nach der Annahme der Stelle erfuhr er, daß er in Darmstadt als Mitglied einer Kommission arbeiten sollte, welche die Aufgabe hatte, auf die Verbesserung der materiellen Hilfsquellen des Landes, in Ackerbau und Gewerbe sowie auf die Hebung der geistigen und sittlichen Lage der Bevölkerung hinzuwirken. Mit wahrhaft kindlicher Unbefangenheit, halb zweifelnd, halb froh, zagend und zugleich Luftschlösser träumend, machte sich Claudius mit seiner Rebecca und seinen zwei Kindern im März 1776 auf den Weg, um seine neue Stellung anzutreten. Unterwegs wurde in Bückeburg, wo Herder damals als Konsistorialrat lebte, eine Woche Rast gemacht, die im innigsten Verkehr zwischen den Freunden schnell verlief. Von den Präsidenten Moser wurde Claudius aufs wohlwollendste empfangen und ihm seine Arbeit angewiesen. Die Hauptarbeit, die ihm übertragen wurde, war die Herausgabe der „Hessen-Darmstädtischen priveligierten Landzeitung," die vom 1. Januar 1777 ab zum Besten der Invalidenanstalt zweimal wöchentlich erschien und in welcher der bisherige „Wandsbecker Bote" nun unter dem Namen des „Invaliden Görgel" seine launigen Einfälle niederlegte. Auch in Darmstadt trat Claudius wieder in einen Kreis bedeutender und anregender Männer, mit denen auch Goethe, so lange er noch in Frankfurt weilte, mehrfach im Verkehr gestanden hatte. Der Mittelpunkt der geistig angeregten Männer, die Claudius dort vorfand, war der Kriegsrat Johann Heinrich Merck, der, wenn auch selbst nicht poetisch schaffend, mit selbständigem Urteil an den Schöpfungen der Sturm- und Drangzeit der deutschen Litteratur den regsten Anteil nahm. Sodann verkehrte Claudius im Hause des Geheimen Rates Heß, Herders Schwager, und auch ein Schwager Goethes, Johann Georg Schlosser trat zeitweilig in den Darmstädter Kreis.

Die Umgegend von Darmstadt bot dem für Naturschönheit schwärmenden Claudius manche Gelegenheit zu lohnenden Ausflügen und Wanderungen. Noch heute wird in der Nähe von Darmstadt die Stelle gezeigt, an der er das bekannte herrliche Abendlied gedichtet haben soll:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldenen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar“ u. s. w.

Aber je länger, je mehr fühlte er doch, daß er zu dem ihm aufgetragenen Amte nicht paßte. Es war, wie einer seiner Freunde richtig bemerkt, unmöglich, den „Wandsbecker Boten“ in einen Ökonomieinspektor zu verwandeln. Überdies waren die Ziele der Landkommission, der Claudius angehörte, so unklare, daß einem so ehrlichen und aufrichtigen Manne wie Claudius es war, die Thätigkeit in ihr verleidet werden mußte. Dazu kamen Zerwürfnisse mit dem Präsidenten Moser, der sich bald überzeugte, daß Claudius für geschäftliche Behandlung der ihm übertragenen Arbeiten untauglich war. Es kam zwischen Moser und Claudius zu Erklärungen, die schließlich dahin führten, daß der Letztere den Entschluß faßte, nach Wandsbeck zurückzukehren. In Folge der mit diesem Entschlusse verbundenen Aufregung, die noch durch die Ungewißheit seiner Zukunft vermehrt wurde, verfiel er in eine tötliche Krankheit. Nachdem er unter der treuen Pflege seiner Rebecca, die in dieser Zeit selbst ihrer Niederkunft entgegensah, glücklich genesen war, brach er fröhlich und getrost von Darmstadt auf, um nach dem alten lieben Wandsbeck zurückzukehren. Die Mittel zur Reise dorthin hatte ihm Herder, der inzwischen Generalsuperintendent in Weimar geworden war, von der edlen Herzogin von Sachsen-Weimar zu verschaffen gewußt. Aber was nun in Wandsbeck anfangen? So fragte Herder mit Recht, und Claudius antwortete kurz und bündig. „Übersetzen, Fortsetzung der Herausgabe des Asmus

und — „„Befiehl du deine Wege““. Sein Gottvertrauen sollte nicht getäuscht werden. Nachdem er am 4. Mai 1777 mit Weib und Kindern wieder in Wandsbeck angelangt war, halfen über die ersten Jahre teilnehmende Freunde hinweg, soweit seine Feder das, was zum Lebensunterhalt nötig war, nicht beschaffen konnte. Eine wesentliche Beihilfe war es ihm, daß er zwei Jahre hindurch die beiden ältesten Söhne des Philosophen Friedrich Heinrich Jakobi zu Düsseldorf zur Erziehung ins Haus bekam. Später hat dann alle Not ein Ende erreicht, als er die Stelle des ersten Revisors der Schleswig-Holsteinschen Bank zu Altona erhielt, mit einem Jahresgehalt von 1000 Thlr. und mit der Erlaubnis, in Wandsbeck wohnen zu bleiben. Schon vorher hatte ihm der Kronprinz von Dänemark ein Jahrgehalt von 200 Thlr. ausgesetzt. Abgesehen von einer Entfernung für kurze Frist, zu der ihn die Not des Krieges zwang, hat Claudius nach der Rückreise aus Deutschland sein stilles Wandsbeck nicht wieder verlassen.

Die Lehr- und Wanderjahre lagen nun hinter ihm und er war in ihnen zu dem Dichter und Schriftsteller ausgereift, der ein Liebling des deutschen Volkes geworden ist. In einem schönen geräumigen eigenen Hause, das er, anfangs zum Schrecken seiner Rebecca, im Jahre 1781 mit aufgenommenem Gelde erwarb, erblühte ihm eine reiche Kinderschar von sechs Töchtern und vier Söhnen, von welchen letzteren der im Dezember 1786 geborene Matthias schon nach anderthalb Jahren starb. Hinter dem Hause lag ein mit Linden bepflanzter Platz, in dessen Schatten Claudius oft gesessen hat, dann ein großer Küchen- und Obstgarten mit doppelter Baumreihe, an den eine Wiese stieß, die der Dichter von der ihm befreundeten Gräfin Schimmelmann zum Geschenk erhielt. Nur wenige Schritte hatte man zu dem Walde des Wandsbecker Gehölzes. Es war ein köstliches Familienleben, das auf diesem Schauplatz sich entfaltete. Eine anziehende Schilderung desselben verdanken wir einem jungen

katholischen Theologen, der in dem gemütlichen Familienkreise gastliche Aufnahme gefunden hatte. „Alles zeigt,“ so heißt es in dessen Aufzeichnungen, „eine geräuschlose, im Stillen glückliche Familie, die Eines Sinnes und Herzens nicht nur zu sein scheint, sondern auch ist. — Vor oder nach dem Essen nimmt Claudius seinen oben gekrümmten Stecken — seine Haare hängen ihm unfrisiert und ungepudert über den Rock; er ist auch nicht bange, wenn ihm die Strümpfe in Falten über die Beine hängen —, und wir durchstreifen das angrenzende angenehme Wäldchen, das er so schön und wahr besungen hat, wo das Kühle der Luft und der schön glänzende Mond, der durch die Blätter scheint, öfters in unsere Gespräche einfließt und uns in höhere Regionen zu führen scheint. Oder wir stehen im Garten um das Chor gelber Nachtblumen und warten stille den Zeitpunkt ihrer Entwickelung ab. Mich freuen und belehren immer die Fragen der Kinder, die auch hier unsere Gesellschafter sind. Der Vater zeigt und erklärt ihnen das Wunderbare dieser Erscheinung und winkt immer auf den Schöpfer. Da ist's oft, als wenn wir um einen Altar ständen. Man kann es jedem im Gesichte lesen, daß er von innen opfert. Vorgestern machten wir in ein nahe gelegenes Dorf einen Spaziergang, wir aßen in einer schönen Gartenlaube Schafmilch und Zwieback. Ich möchte nur die Bocksprünge hermalen können, die Claudius darauf im Garten herummachte! — und die Kinder und ich mit lautem Gelächter hinter drein! Mancher würde denken, so müßte der Respekt der Kinder gegen den Vater verloren gehen. — Aber die Thatsache widerlegt es; denn Gehorsam, Liebe, Ehrfurcht gegen den Vater zeichnet diese Kinder vor allem aus; sie erfreuen und ergötzen sich an der Munterkeit des Vaters und lieben ihn um so mehr. — An Sonntagen liest er Abends eine Predigt vor. Wir sind dann alle ganz stille um den Tisch herum, und Claudius zieht dann, bevor er

anfängt, ganz andächtig seine Mütze herunter. Der Übergang zu einem schönen erbauenden Liede ist dann ganz natürlich, oder zu dem prächtigen Te Deum von Schulz; der kleine Fritz, den auch schon die Harmonie der Musik rührt, fällt mit seiner zarten Stimme ein, er kann nicht mehr auf dem Schoße der Mutter ruhen, er ergreift den Arm des Vaters, der nur mit vieler Mühe fortspielen kann, und der gute Junge meint vielleicht durch seine Beihilfe noch reizendere Töne zu entlocken. Vor Tisch fängt Claudius, nachdem sich alle hinter ihren Stuhl gestellt haben, allein und mit langsamer andachtsvoller Stimme an: „Diese Speise segne unser Vater im Himmel". Dabei verneigen sich alle, als wenn die Gottheit bei dem Tische stände und den Segen in die Schüssel legte. Nach der Mahlzeit betet er: „Der Name des Herrn sei gelobet und gebenedeiet in Ewigkeit". Die Kinder und die Mutter küssen und danken dem Vater; man sieht, wie ihnen das Herz auf den Lippen schwebt." Frau Rebecca stand mit aller Umsicht und Treue dem Hauswesen vor. Durch die Festigkeit ihres Wesens, durch ihre große Klugheit, ja Weisheit in der Erziehung der Kinder, vor allem durch ihre Liebe, aus deren Quell Groß und Klein schöpfte, war Frau Rebecca die Seele des Hauses, während Claudius selbst dessen Haupt war.

Die heranwachsenden Söhne hat Claudius meist selbst unterrichtet, namentlich in den alten Sprachen, Geschichte und Geographie; doch war der Unterricht weniger regelmäßig und methodisch, als zum Selbststudium aufmunternd. Auch die Musik lebte in dem Hause. Claudius selbst war ein fertiger Klavierspieler und jedes Familienfest wurde durch Musik verschönt. Vor allem liebte er die alten großen italienischen Meister Palestrina und Leonardo Leo, dann die deutschen Komponisten Bach, Händel, Mozart.

Vor allem war es Claudius darum zu thun, an seinem Teil auf die Erhaltung und Belebung einer frommen von keinem Zweifel angefochtenen gläubigen Gesinnung in seinen Kindern hinzuarbeten. Er kannte diesen Lebensschatz und seinen Segen, er überschätzte aber auch eben deshalb seine Arbeit daran nicht, die im besten Falle nur grundlegend sein kann. Aber Lehre und Beispiel, die Angelpunkte aller wahren Erziehungskunst, gingen von ihm aus. Seiner Lehre verdanken wir den „Einfältigen Hausvater-Bericht über die christliche Religion", an seine neun Kinder gerichtet, mit dem Zusatz in der Vorrede: „Ist für Unmündige. Verderbt es nicht, es ist ein Segen darin". Die Schrift enthält die Grundzüge des Heilsganges nach den Pfaden der Bibel des alten und neuen Testaments, mit dem Sündenfall anhebend und mit der Vollendung des Reiches Gottes schließend.

Mit dem Unterricht in der Religion ging die Andacht des Hauses, wie wir schon gesehen haben, Hand in Hand. Gebet war die Weihe des täglichen Lebens; mit dem Lesen der heiligen Schrift wurde der Tag und seine Arbeit begonnen.

Als der älteste Sohn Johannes im Jahre 1801 das Vaterhaus verließ, um die Landesschule Pforta zu besuchen, gab ihm der Vater ein Flugblatt mit auf den Weg, in welchem der ganze Ernst und die zarte Fürsorge der Vaterliebe zum Ausdruck kommt, mit welcher Claudius seine Kinder umfaßt. Auch die drei jüngeren Brüder sind der Reihe nach in den Jahren 1803, 1807 und 1809 nach Schulpforta gekommen und in der gediegenen Schule trefflich gediehen. Drei von ihnen sind Theologen geworden. Die älteste Tochter Caroline wurde im Jahre 1797 die Gattin des Buchhändlers Friedrich Perthes zu Hamburg und ist durch den großen Anteil, den ihr Gatte an der vaterländischen Erhebung in der Zeit der Befreiungskriege gehabt hat, auch in weiteren Kreisen bekannt geworden. Im Jahre darauf verheiratete sich die reichbegabte dritte Tochter

Anna mit dem Arzte Max Jakobi, dem Sohne des schon erwähnten Philosophen. Mit seinen entfernten Kindern unterhielt Claudius einen lebhaften Briefwechsel, in welchem neben Mitteilungen aus dem engen Kreise örtlicher und häuslicher Erlebnisse, von seiner Seite auch immer ernste Fragen aus dem Gebiete des geistigen Lebens berührt wurden.

Eine schmerzliche Unterbrechung hat das glückliche Stillleben, das Claudius vier Jahrzehnte hindurch in Wandsbeck geführt hat, noch fast an seinem Lebensabend durch die Kriegsereignisse im Jahre 1813 erlitten. Dänemark stand mit Napoleon im Bündnis und so war auch Holstein mit seinen Geschicken an die dänische Politik gebunden. Daher war Wandsbeck für die an der Nieder-Elbe stehenden, gegen Frankreich kämpfenden Truppen ein feindlicher Ort. Claudius hielt es deshalb für geraten, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes, der von Juni bis in die Mitte des August 1813 den Fortgang der Kriegsereignisse unterbrach, aus Wandsbeck zu flüchten. Von allen Mitteln entblößt, seines Gehalts beraubt, irrte er an verschiedenen Orten umher, bald bei einem Freunde, bald bei einem Bruder vorübergehende Zuflucht suchend. Nur durch die unerwartete Hilfe unbekannter Wohlthäter, die ihm einige Male eine Geldsumme zugehen ließen, blieb er vor der bittersten Not bewahrt. Anfangs November ging er nach Kiel, aber als dort im Januar 1814 schwedische Truppen einrückten, hielt er es für geraten, nach Lübeck zu gehen, wo er sich wieder in der dürftigsten Lage befand. „Wir sind hier soweit wohl", so schreibt er von Lübeck aus seiner Tochter Caroline, „wir haben ein kleines Stübchen, darin ein Bett und Canapee stehen, dann aber auch so wenig Raum übrig ist, daß ein Mensch sich kaum umdrehen kann. Wir kochen selbst Grütze und Kartoffeln, nur ist die Feuerung überteuer. Aus der Zeitung werdet ihr erfahren haben, daß Wandsbeck in der Alliirten Hände ist. Fritz ist dort und hält Haus und hat die Kuh verkauft. Im Keller sieht es aus,

wie vor der Schöpfung, wüste und leer". — Das Schwerste aber war ihm der innere Zwiespalt, in welchen er dadurch geriet, daß er dem König von Dänemark auch durch persönliche Wohlthaten zu Liebe und Dankbarkeit verpflichtet war und daß doch sein Herz auf Seiten Deutschlands stand. Als er endlich am 8. Mai 1814 nach Wandsbeck zurückkehren konnte, fand er sein Haus verwüstet und es dauerte lange, bis er seines Heims wieder froh werden konnte.

Mit diesen Tagen der Flucht, zu welcher Claudius durch die Kriegsereignisse genötigt wurde, sind wir schon bei der Zeit angelangt, in welcher der Lebenstag des „Wandsbecker Boten" sich zu neigen begann. Und es erübrigt uns nur noch einen flüchtigen Rückblick auf die Fülle der geistigen Gaben zu werfen, die unser deutsches Volk dem Dichter und Schriftsteller Claudius zu verdanken gehabt hat, und in kurzen Zügen den Einfluß zu schildern, den er als solcher auf weite Kreise ausgeübt hat.

Die Eigenart der Claudius'schen Dichtung liegt vor Allem in ihrer einfachen und schlichten Natürlichkeit. „Vergesse Deutschland nie des deutschen Dichters, aus dem, wie aus wenigen die echte unsträfliche Natur sprach", — mit diesen Worten hat Herder, einer der größten Kenner echter Dichtung, über Claudius geurteilt. Alles Gekünstelte und Gemachte liegt ihm fern. Das Leben in der Natur, die Sorgen und Freuden des Landmanns, die kleinen und großen Vorgänge des Familienlebens, aber auch das Vaterland und dessen Ruhm und Ehre sind die Gegenstände seiner Lieder. Er besingt die Natur mit dem Wechsel ihrer Jahreszeiten, die am Morgen heraufziehende Sonne und den Abend mit seinem mildem Mondlicht; — ich erinnere nur an das seiner Hausfrau in den Mund gelegte Morgenlied: „Kommt Kinder, wischt die Augen aus, es giebt hier was zu sehen" und an das vorhin schon erwähnte unvergängliche und unvergleichlich schöne Abendlied. Aber niemals bleibt sein Blick an der

Natur selbst haften, sondern er erhebt sich zu dem, der sie geschaffen hat. Den Schöpfer in der Schöpfung zu preisen, das ist seines Herzens Lust. Die Natur ist ihm nur die durchsichtige Hülle, durch die ihm eine andere Welt als die der sichtbaren im überirdischen Glanze hindurchscheint. So heißt es in dem „Lied vom Reiffen", in welchem er die Winterherrlichkeit geschildert hat:

„Muß einer doch gewesen sein
Der ihn gestreuet hat;

Ein Eng'l Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist
Wir sagen Dank und Preis.
O mach' uns doch zum heilgen Christ
Die Bäume wieder weiß."

In einem „Bauernlied" überschriebenen Gedichte erinnert er den Landmann, daß aller Segen von oben kommt. „Der Himmel", so heißt es dort:

— „thut mit leisen Wehen
Sich mild und heimlich auf,
Und träufelt, wenn wir heimwärts gehen,
Wuchs und Gedeihen drauf.

Der sendet Thau und Regen,
Und Sonn- und Mondenschein;
Der wickelt Gottes Segen
Gar zart und künstlich ein,

Und bringt ihn dann behende
In unser Feld und Brot;
Es geht durch seine Hände,
Kömmt aber her von Gott.

Was nah' ist und was ferne,
Von Gott kömmt alles her!
Der Strohhalm und die Sterne,
Der Sperling und das Meer. — —

Auch Frommsein und Vertrauen,
Und stiller edler Sinn,
Ihm fleh'n und auf Ihn schauen,
Kömmt alles uns durch Ihn.

Er gehet ungesehen
Im Dorfe um und wacht.
Und rührt, die herzlich flehen
Im Schlafe an bei Nacht."

Auch in der Menschenwelt besingt er das Natürliche als das Einfache und Echte, als das von Gott Gewollte und Gewirkte; darum verweilt er am liebsten beim Familienleben, dessen Freude und Leid, dessen Geburts- und Festtage, aber auch dessen kleinste und unscheinbarste Ereignisse, wie z. B. der Durchbruch eines neu angekommenen Zahnes für ihn zum Anlaß seiner Gedichte werden. Doch schweift sein Blick auch aus dem engeren Kreis der Familie hinaus, auf Freunde und Nachbarn, deren er in Liebe gedenkt; so schließt das mehrfach erwähnte Abendlied mit der Bitte: „Verschon' uns Gott mit Strafen und laß uns ruhig schlafen und unsere kranken Nachbarn auch!" Einen echt vaterländischen Ton schlägt er in seinem viel gesungenen „Rheinweinlied" an:

„Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher
Wächst solch ein Wein nicht mehr."

Das beste Lob, das er dem Rheinwein spenden kann, ist es, daß er von ihm singen darf:

„Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!

Wie wär' er sonst so edel, wäre stille,
Und doch voll Kraft und Mut!"

Die vaterländische Begeisterung, zu der er sich in dem bekannten Liede: „Stimmt an mit hellem hohen Klang" erhebt und das er „der alten Barden Vaterland, dem Vaterland der Treue" zu Ehren gesungen hat, verliert auch dadurch nichts an Wert, daß durch die neue Forschung die alten Barden längst über Bord geworfen sind. Wie durch seine Gedichte so zieht sich auch durch seine in ungebundener Rede verfaßten Schriften und Aufsätze neben dem Tone eines schalkhaften Humors, den er so gern anschlägt, doch zugleich der des tiefsten Ernstes hindurch. Noch mehr als in seinen Gedichten kommt in seinen prosaischen Schriften der einfältige kindliche Bibelglaube zum Ausdruck, den sich Claudius in der Zeit der herrschenden Aufklärung bewahrt hat. Sein Lebenskern und darum die Kraft seiner Schriften war der Glaube an Christum, seinen Heiland und Erlöser. Durch eine offen ausgesprochene Liebe zur Bibel und durch die biblischen Betrachtungen, die er veröffentlichte, ist er vielen seiner Zeitgenossen ein Führer auf dem Wege des Heiles geworden. Wie Viele hat er durch die Auslegung seines Vaterunsers zum rechten Beten angeleitet. Wohl hat er die Vernunft nicht verachtet; aber durch ihre Grübeleien will er sich den Glauben an seinen gekreuzigten Heiland nicht verleiden lassen. „Ich bin kein Freund von neuen Meinungen", so schreibt er an seinen Freund Andres, und halte fest am Wort. Sogar hasse ich das Kopfzerbrechen an Religionsgeheimnissen, denn ich denke, sie sind eben darum Geheimnisse, daß wir sie nicht wissen sollen, bis daß es Zeit ist". Hingenommen von der Herrlichkeit des Erlösers, wie ihn die Evangelien uns vor Augen malen, ruft er aus: „Andres, hast Du je was Ähnlichers gehört, und fallen Dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es ist freilich ein Geheimnis, und wir begreifen es nicht; aber die Sache

kommt von Gott und aus dem Himmel, denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes.

„Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an.“ Mögen Andere meinen, daß sie eines Heilands nicht bedürfen, er kann es nicht. „Wer nicht an Christus glauben will“, so schreibt er wieder an Andres, „der muß sehen, wie er ohne ihn raten kann. Ich und du können das nicht. Wir brauchen jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen; und das kann er überschwänglich nach dem, was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wir's lieber hätten. — Keiner hat je so geliebt, und so etwas in sich Gutes und in sich Großes, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Menschen Herz gekommen und über all sein Verdienst und Würdigkeit. Es ist eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgeht und sein innerstes Bedürfnis, sein geheimstes Ahnden und Wünschen erfüllt. — Wir wollen an ihn glauben, Andres, und wenn auch niemand mehr an ihn glaubt. Wer nicht um der Andern willen an ihn geglaubt hat, wie kann der um der Andern willen auch aufhören, an ihn zu glauben?“ —

In diesem festen Glauben ist Matthias Claudius am 21. Januar 1815 selig heimgegangen. Von den Unbilden und Beschwerden, die der vierundsiebzigjährige Greis in der Unruhe der Kriegsereignisse durchzumachen hatte, hat er sich nicht wieder erholen können. Sein Gesundheitszustand war seitdem aufs tiefste erschüttert. An seinem letzten Geburtstag, den er hienieden erleben durfte, am 15. August 1814 hatte er noch einmal die Freude alle seine Kinder, mit Ausnahme von zwei Töchtern, um

sich versammelt zu sehen, dazu eine ganze Schar von Enkeln. In der Öffentlichkeit erschien er zum letzten Male bei der Gründung der „Hamburg-Altonaschen Bibelgesellschaft", die am 19. Oktober 1814 ins Leben trat. Sein letztes Wort, das er als Schriftsteller hat hinausgehen lassen, war ein Flugblatt, das er unter dem Titel: „die Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814" erscheinen ließ. Es ist ein ernstes Mahnwort an sein deutsches Volk, sich die große Zeit der Erhebung von 1813 zum bleibenden Segen werden zu lassen und zu erkennen, was zu seinem Frieden dient. „Deutschland," so hebt das Flugblatt an, „hatte seiner Ahnen-Tugenden vergessen; der Geist der alten Biederkeit, der Brudertreue und Manneskraft war gewichen, und Irreligiösität, Wohlleben und Weichlichkeit waren an ihre Stelle getreten — und so ward einem unternehmenden Nachbar möglich, was ihm sonst unmöglich gewesen wäre. Er trat kühn einher, zergliedert, überwand, unterjochte und teilte den Raub aus — und unsre freien Brüder sahen dem zu und ließen mit sich als mit Schwächlingen und Sklaven spielen. —

„Als aber eine edle Stimme aus Norden es weckte, besann es sich; der alte Mut erwachte; groß war die Menge der Helden — und die vereinte Kraft und Weisheit machte dem Unfug ein Ende. Und wie sie sich dadurch bis daher um Deutschland unsterblich verdient gemacht, so werden sie ihr Werk vollenden, bekehren, bekehren, die Gerechtigkeit wieder ehrlich machen und uns und unsern Nachkommen Ruhe und Sicherheit für die Zukunft erkämpfen. „Doch das kostet und hat gekostet". Deutschlands Berge und Thäler triefen von Blut, seine Ebenen sind mit Leichen bedeckt, seine Städte und Dörfer liegen öde und verwüstet, und die Einwohner sind entflohen und irren verlassen und traurig umher.

„Es bleibt dem Edelmut und der Rechtlichkeit der Fürsten und Väter der Völker aufbehalten, das Andenken der für Vater-

land und Freiheit gefallenen Helden zu ehren, ihre Witwen und Waisen zu versorgen, die Flüchtigen zu sammeln, die öden und verwüsteten Städte und Dörfer herzustellen und das gethane und geschehene Böse, so viel möglich, wieder gut zu machen.

„Das alles ist indes nur ein Teil der ihnen von Gott anvertrauten Sorge, und bei weitem der geringere.“ „Wir gehen zwar hier auf Erden in Fleisch und Bein einher; aber wir sind nicht Fleisch und Bein.“ „Der Mensch ist unsterblich,“ so fährt er fort, um von diesem Ausgangspunkt auf die Heilsgedanken hinzuweisen, die Gott in dieser Zeit an dem deutschen Volk hinausführen wolle. „Vielleicht, so heißt es in dieser Beziehung, ist seit der Einführung des Christentums keine Zeit gewesen, wo der Acker so gut und so weit und breit zugerichtet war, als zu dieser unserer Zeit. Gott hat ihn zugerichtet, und, weil gelindere Mittel nicht helfen wollten, strengere und eine allgemeine Züchtigung zugelassen. Der Krieg hat die Güter, an denen das Herz gehangen und von denen es in Güte nicht lassen wollte, mit Gewalt genommen, dem Dünkel den Mut gebrochen; die Menschen Ergebung und Unterwerfung unter die gewaltige Hand Gottes gelehrt; er hat sie empfänglicher gemacht. Und was darf es mehr, als empfänglich zu sein, um zu empfangen und glücklich zu werden?“ — Diese gebrochene Bahn sollen nun Fürsten und Vorgesetzte nach ihrem Beruf durch Sorge und Beispiel, mit Rat und That nützen. Dann würde, heißt es im Schlußwort, auch dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sein, die würde offenbart werden.“ Als das Jahr 1814, das Claudius mit diesen Seherworten begrüßt hatte, zu Ende ging, begann auch sein Lebenstag sich zu neigen. Im Dezember dieses Jahres erkrankt, gab er den Bitten der Seinen nach und zog mit seiner Frau zu seiner Tochter Caroline nach Hamburg, um dort von seinem ihm seit vierzig Jahren nahestehenden Arzte leichter behandelt werden zu können. Noch sieben lange Wochen hatte

er unter vielen Schmerzen zu leiden. Mit dem Gedanken an die Trennung von den Seinen sich beschäftigend, sagte er: „Mein ganzes Leben habe ich auf diese Stunde zu studiert und noch weiß ich nicht wie es enden soll.“ Im Gefühl des herannahenden Endes betete er noch: „Führe uns nicht in Versuchung und erlöse uns von dem Übel.“ Mit den Worten: „Gute Nacht, gute Nacht“ schlug er die Augen noch einmal groß und hell auf, um sie dann zum ewigen Schlummer zu schließen. Seine irdische Hülle wurde von Hamburg nach Wandsbeck überführt, um auf dem dortigen Kirchhof an der Seite seiner ihm schon vor fast zwanzig Jahren vorangegangenen Tochter Christiane bestattet zu werden. Ein einfaches gußeisernes Kreuz, das seine Ruhestätte bezeichnet, trägt als Inschrift das Wort, das seines Lebens Kern und Stern gewesen ist: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen eingeborenen Sohn gab auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Johann Peter Hebel.

Weniger durch seine Wirksamkeit auf kirchlichem Gebiete, als durch den wohlverdienten und bleibenden Ruhm, den er sich als Dichter und Volksschriftsteller erworben hat, gehört Johann Peter Hebel zu den Männern von ebenso ausgeprägten deutschem wie evangelischem Charakter, deren Lebensbilder sich hier zusammengestellt finden. Durch die Verwendung der alemannischen Mundart in seinen Gedichten und Erzählungen ist Hebel von bahnbrechender Bedeutung für unsre gesamte deutsche Litteratur geworden. Sein Beispiel ist auch für die Verwendung andrer deutscher Mundarten in der Schriftsprache vorbildlich geworden. Vor allem aber hat es kaum je ein Dichter so verstanden, den Volkston im höchsten und besten Sinne zu treffen.

Johann Peter Hebel war selbst ein echtes Kind des Volkes und stammt aus den einfachsten ländlichen Verhältnissen. Zwar ist sein Geburtsort die Stadt Basel, wo er am 10. Mai 1760 das Licht der Welt erblickt hat. Aber nur zeitweise hielten sich seine Eltern in Basel auf und wie Luther ist er seinen Eltern auf der Reise geboren worden. Deren eigentliche Heimat war das Dorf Hausen bei Schopfheim, einer der lieblichst gelegenen Orte des südlichen Schwarzwaldes. Hier betrieb sein Vater das Weberhandwerk, das seit einem Jahrhundert in der aus dem damals pfälzischen, jetzt preußischen Städtchen Simmern auf dem Hundsrück stammenden Familie sich vererbt zu haben scheint. Seine Verheiratung mit Ursula Örtlin, die er als Diener eines Major Iselin in Basel kennen gelernt hatte, führte ihn in deren

Heimatsdorf Hausen. Dort arbeitete der Vater unsres Hebel den Winter über in seinem Gewerbe, während er zur Frühlings- und Sommerszeit sich des besseren Erwerbs halber mit seiner Frau in Basel aufhielt. Den obengenannten Ort hat Hebel stets als seine eigene Heimat angesehen. Hier ist er, nachdem sein Vater schon ein Jahr nach seiner Geburt verstorben war, unter der Aufsicht seiner Mutter in den ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen. Sein Elternhaus, ein schlichtes aber nettes altes Schwarzwaldgebäude, dem nach der Sitte des Landes das geschnitzte Holzwerk und die übliche Galerie nicht fehlte, trägt auf einer hölzernen Tafel die Inschrift:

Hebels
des alemannischen Sängers
Heimathaus.

Außerdem hat das Haus nach deutscher Sitte auch noch die alte Inschrift:

„Wann Näd und Haß brent
Wie ein Feuer,
Wär Holz und Kohlen nicht so teuer. 1763.“*)

Es war für die Mutter bei den dürftigen Verhältnissen, in denen sie ihr Gatte zurückgelassen hatte, keine leichte Aufgabe, sich und ihren Knaben mit Ehren durchzubringen und dem letzteren auch noch eine gute Erziehung angedeihen zu lassen. Vom 6. bis zum 12. Jahre besuchte Hebel die Volksschule zu Hausen und später die lateinische Schule in dem dreiviertel Stunden von seinem Heimatsdorf entfernten Städtchen Schopfheim. Dem Schulmeister zu Hausen Andreas Grether hat Hebel bis an sein Ende ein dankbares Andenken bewahrt. Er nennt ihn einen treuen und freundlichen Lehrer, wenn er es auch an gelegentlicher wohl verdienter Züchtigung nicht habe fehlen lassen. So

*) In dem Lebensbilde Hebels ist ein Aufsatz des Daheim II. Jhrg Nr. 2, sowie die Schrift von Georg Längin, Karlsruhe 1876 benutzt.

erzählt Hebel selbst, wie er einst eine daliegende Kohle benutzt habe, um den Lehrer an die neue Schulthüre zu zeichnen und dafür Schläge bekommen habe, „nicht die ersten und nicht die letzten,“ fügt er hinzu, „aber auch nicht die schlechtesten.“ Erst dreizehn Jahre alt erfuhr Hebel den großen Schmerz, auch seine Mutter zu verlieren, die während eines Aufenthaltes in Basel von einer schweren Krankheit befallen wurde, der sie auf der Rückkehr nach Hausen, wohin man sie noch zu bringen versuchte, unterwegs erlag. Sein ganzes Leben hindurch hat Hebel ihr Andenken heilig und wert gehalten. „Der Segen ihrer Frömmigkeit,“ so schreibt er noch in seinem sechzigsten Lebensjahre, „hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgewalt denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten, und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbteil geworden und ich bin wohl dabei gefahren.“

Nach dem Tode der Mutter, nahm sich Diakonus Obermüller zu Schopfheim des verwaisten Knaben freundlich an und da er bald dessen ungewöhnliche Fähigkeiten erkannte, so sorgte er dafür, daß Johann Peter in seinem vierzehnten Lebensjahr nach Karlsruhe gebracht wurde, um das dortige Gymnasium illustre zu besuchen und sich für die theologische Laufbahn vorzubereiten, zu der er besondere Neigung zeigte. Der Erlös aus dem Verkaufe des mütterlichen Hauses bot ihm, wenigstens für die nächste Zeit, die erforderlichen Mittel für die Erreichung dieses Zieles. In dem Hause des Hofdiakonus Preuschen, der den Knaben schon in Schopfheim kennen gelernt hatte, fand er liebevolle Aufnahme. Wie in Hausen und Schopfheim, so scheint Hebel auch als heranwachsender Jüngling noch zu allerhand „Schalkstreichen“ aufgelegt gewesen zu sein. Nach einer vor den geistlichen Kirchenräten abgelegten Prüfung, zu welcher es auch gehörte, daß der eben achtzehnjährige angehende Student eine Predigt halten mußte,

bezog Hebel die Universität Erlangen, wo er an dem studentischen Treiben fröhlich teilnahm und wo ihm die wiederholte Hilfe seines väterlichen Freundes Preuschen aus mancher Geldverlegenheit helfen mußte. Obwohl danach sein Fleiß kein gerade rühmenswerter und seine Beschäftigung mit den theologischen Wissenschaften keine sehr ernste gewesen zu sein scheint, so bestand er doch glücklich, wenn auch nicht glänzend, im September 1780 die theologische Prüfung und war nun Kandidat der Theologie. Die nächsten Jahre brachte er als Hauslehrer in seiner Heimatgegend in dem Markgräflerdorfe Hertingen zu, bis er zur Unterstützung des dortigen Pfarrers als Vikar berufen und im August 1782 für dieses Amt ordiniert wurde. Schon im folgenden Jahre wurde er zum „Präceptoratsvikar" in Lörrach ernannt, wo es seine Hauptaufgabe war, am dortigen Pädagogium Unterricht zu erteilen, doch bot sich ihm hin und wieder auch Gelegenheit in Lörrach und in der Umgegend zu predigen. Hier finden wir ihn in inniger Freundschaft mit einem Kreise von Männern verbunden, die sich ganz im Geschmacke jener Zeit, die recht eigentlich die Zeit der Geheimbünde war, zu einem wissenschaftlichen und litterarischen Verein zusammengethan hatten. Man wandte das Bild eines „Kleinstaates" auf diesen Verein an. Ein Mitglied, Tobias Günthert führte den Titel: Vogt, ein andrer den eines Bammerts, (Bannwarts), während Hebel selbst der Stabhalter hieß. Allerhand Geheimniskrämerei, die sich wohl auch gelegentlich in geschmacklose Spielerei verlor, wurde in diesem Bunde getrieben. Durch eine eigene Zeitrechnung, offenbar eine Satire auf den französischen neuen Kalender, ein eignes Wörterbuch, eigne Siegel und Geheimzeichen schloß sich der geweihte Kreis der Freunde, die sich, nach ihrem obersten Gott Protheus die Protheuser nannten, von der Außenwelt ab. Das ganze Treiben dieses Geheimbundes, für junge Leute begreiflich, für Männer in Amt und Würde nicht unbe-

denklich, ist nur aus der Richtung jener Zeit erklärlich, die solche Spielerei liebte und als „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ betrachtete.

In die Zeit dieses Lörracher Aufenthaltes fällt auch ein Liebesverhältnis, das er mit Gustave Fecht, der schönen Schwester der Frau seines Freundes Günthert anknüpfte, das aber über eine dauernde Freundschaft nicht hinausgediehen ist, wenn auch Hebel noch viele Jahre hindurch mit ihr in innigem brieflichen Verkehr gestanden hat. Warum er sie nicht geheiratet hat, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Er pflegte wohl später zu sagen: „Als ich heiraten wollte, konnte ich nicht, und als ich heiraten konnte, wollte ich nicht.“ Vielleicht entsprach ihr Gemüt später doch nicht ganz dem, was das seinige in einer Frau bedurft hätte. In den zahlreichen Briefen an sie, die uns erhalten sind, nannte er sie „allerwerteste Jungfer Gustave“, später auch häufig, „liebste Jungfer Gustave“; noch später schreibt er an sie hier und da mit dem Zusatz: „liebste Freundin“ und „teuerste Freundin.“ Er läßt sich durch sie und ihre Familie noch in späteren Jahren allerlei Kleinigkeiten besorgen, empfängt Wein durch ihre Vermittelung, bestellt Basler Leckerle bei ihr, wie er seinerseits ihr seine Gedichte zusendet, Rätsel aufgiebt und dergl. Dinge; auch nimmt er ein Rechenexempel von ihr in den Kalender auf. So blieb das Verhältnis bis zu Hebels Tod. Nachdem von den Genossen des Freundschaftsbundes in Lörrach einer nach dem andern ihm entrückt worden war, sehnte er sich aus den dortigen Verhältnissen heraus. Sein Einkommen reichte nicht einmal hin, ihn zu ernähren. Vergeblich wartete er auf Amt und Versorgung, „gleich dem Baume oben auf einem Berge und gleich einem Panier oben auf einem Hügel.“ Besonders kränkte es ihn, daß er die Stelle eines Prorektors in Lörrach, die 1791 frei geworden war, und auf die er nach achtjähriger Thätigkeit in Lörrach gerechte Ansprüche zu haben glaubte, nicht erhielt und

ihm ein andrer vorgezogen wurde. Schon trug er sich mit dem Gedanken „sein Bündel zu schnüren und in die Fremde zu wandern, um irgendwo bessres Brot zu finden, ja wohl gar umzusatteln und Medizin zu studieren“, als er zu seiner Überraschung im Jahre 1791 einen Ruf als Subdiakonus nach Karlsruhe erhielt, dem er Anfang 1792 folgte. Als solcher hatte er an dem Karlsruher Gymnasium teils im Lateinischen und Griechischen und in den Anfangsgründen des Hebräischen, teils in Mathematik und Naturgeschichte Unterricht zu erteilen, sowie von Zeit zu Zeit in der fürstlichen Hofkirche zu predigen. Häufiger geschah dies, nachdem er im folgenden Jahre zum wirklichen Hofdiakonus ernannt worden war. Als Lehrer wußte er sich bald die Liebe und das Vertrauen seiner Schüler zu erwerben und auch auf der Kanzel fand er großen Beifall. Zu seinen regelmäßigen Zuhörern in der fürstlichen Hofkirche gehörte der damals in Karlsruhe regierende Markgraf Carl Friedrich. Über seine erste Predigtthätigkeit in Karlsruhe schreibt Hebel in einem Briefe an Gustave Fecht: „Am Sonntag habe ich meine erste Predigt gehalten; Hören und Sehen verging mir, als ich mich so von einem Meer von Hauben und Frisuren umflutet sah. Die Leute sahen alle so kennerisch aus unter den Hauben und Frisuren“. In einem andern Briefe an seine Freundin heißt es: „Ich bin stolz darauf, daß die Karlsruher Kenner so ziemlich zufrieden waren und kaum die Hälfte der Zuhörer, höchstens zwei oder drei mehr, einschliefen, so daß ich die Predigt in die ganze Welt schicken möchte und Sie mir keinen größern Verdruß anthun könnten, als wenn Sie mich wissen ließen, daß Sie dieselbe nur aus Spaß verlangt hätten. Aber ein Karlsruher Diakonus läßt nicht mit sich spaßen. Sie müssen sie jetzt haben und sollten Sie nur Baumwollen darauf spinnen, oder Ihre blonden Haare damit aufwickeln“. In rascher Aufeinanderfolge gelangte Hebel in Karlsruhe von Stufe zu

Stufe zu höheren Würden und zu einflußreicherer Stellung. So wurde er im März 1798 zum Professor der Dogmatik und der hebräischen Sprache an der oberen Abteilung des Gymnasiums ernannt und auch äußerlich besser gestellt. Er hatte als solcher besonders diejenigen Schüler zu unterrichten, welche Theologie studieren wollten. Dagegen wurde ihm die Verpflichtung zum Predigen abgenommen. Im Jahre 1808, nachdem das Markgrafentum Baden inzwischen zum Großherzogtum erhoben und dem Rheinbunde beigetreten war, wurde Hebel zum Direktor des Gymnasiums, das jetzt Lyceum hieß, ernannt. Mit reichem Erfolg, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, die namentlich in den geringen Einkünften der Anstalt begründet waren, hat Hebel dieses Amt bis zum Jahre 1814 verwaltet, in welchem er zum Mitglied des evangelischen Oberkirchenrats ernannt wurde. Doch blieb er auch in dieser Stellung mit dem höheren Schulwesen des Landes dadurch in Verbindung, daß er die Prüfungen der höheren Lehranstalten abzunehmen und zu leiten hatte. Als Mitglied der kirchlichen Oberbehörde hat sich Hebel um die Einführung der Union in der evangelischen Kirche des Großherzogtums Baden besonders verdient gemacht und das schöne Werk nach Kräften gefördert. In der Synode, welche die Union im Jahre 1821 abschloß, vertrat er mit seinem Freunde Sander die hauptsächlich in der alten Markgrafschaft Baden-Durlach verbreitete lutherische Kirche, während auf Seiten der reformierten, vornehmlich in der neuerworbenen Pfalz verbreiteten Richtung Männer wie Daub in der Synode thätig waren. Auch eine neue Agende ist von ihm dieser Synode vorgelegt und von ihr zum Beschluß erhoben worden. Die Einführung eines von ihm verfaßten Katechismus für die evangelischen Volksschulen, den er der zweiten Generalsynode vorzulegen gedachte, hat er nicht mehr erleben dürfen. Wenn auch den Anforderungen der heutigen Zeit nicht mehr entsprechend, so ist dieser Katechismus doch ein

Zeugnis der einfachen und schlichten Frömmigkeit Hebels. Inzwischen war derselbe schon vorher im Jahre 1819 zum Prälaten der badischen Landeskirche ernannt worden. Hebel war von dieser Berufung tief ergriffen und erst nach längerem Bedenken entschloß er sich, diese neue Würde anzunehmen. Namentlich war die Frage, ob mit der neuen Würde sein bisheriges ungezwungenes geselliges Leben im Kreise seiner Freunde vereinbar sei, für ihn ein Gegenstand der ernstesten Erwägung.

Als Prälat gehörte Hebel auch der ersten Kammer der Landstände an, die kurz vor seiner Berufung durch die von dem Großherzog Carl gegebene Verfassung ins Leben getreten waren. Auch auf diesem Gebiete ist seine Thätigkeit nicht ohne Erfolg gewesen. Mit der größten Gewissenhaftigkeit nahm er an den Verhandlungen teil, wenn er auch seines mehr ruhigen für die eigentlichen öffentlichen Fragen wenig beanlagten Wesens wegen nur selten das Wort ergriff. Doch unterließ er es nicht dies zu thun, wenn es sich um Angelegenheiten handelte, die Kirche und Schule betrafen, so trat er z. B. sehr entschieden für die Befreiung der Theologen vom Militärdienst ein, indem er ausführte, daß unter den Beamten am meisten ein Theologe für seinen Beruf verloren gehe. Bei dieser Gelegenheit sprach er sich auch über die Stellung der Geistlichen und den Theologenmangel aus. „Die Jünglinge, die sich dem geistlichen Stande widmen,“ so hob er hervor, „seien meist Arme, die das Einstandsgeld nicht aufbringen könnten. Nur solche ergriffen einen Beruf, der so wenig Einladendes habe; die drückende Besteuerung der Staatsgüter, der gegenwärtige Unwert der Naturaleinkünfte, die bürgerliche Stellung der Geistlichen gegen die Ortsbehörden und Anderes haben in den neueren Zeiten nichts an ihrem Verhältnis gebessert. Die Gefahr, die aus der Aufhebung der Militärfreiheit der Theologen erwachsen könnte, daß man am Ende einen Teil der Pfarrstellen nicht mehr würde besetzen

können, sei dabei nicht die größte, sondern die letzte und werde vielleicht sogar zu einer heilsamen Krise führen. Auch des Lehrerstandes nahm er sich in der Frage der Militärfreiheit und als es sich um die Dotation der Schullehrerfrage handelte, mit Wärme an.

Doch wäre Hebels Name wohl kaum durch seine eigentliche Berufsthätigkeit über die engen Kreise seines Heimatlandes hinaus so bekannt geworden, wie dies durch die Herausgabe seiner Gedichte in alemannischer Mundart der Fall gewesen ist. Sie erschienen unter dem Titel: „Alemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitte“ zuerst im Jahre 1803, nachdem sie im Jahre vorher mit einer Einladung zur Subskription angekündigt worden waren. Nur schüchtern wagte Hebel ihre Veröffentlichung. Er verwahrt sich in der ihnen vorangeschickten Vorrede gegen das Vorurteil, als handle es sich in diesen Gedichten um niedrige Possen, die sich schon zu oft in das Gewand der Volksmundart gehüllt hätten, und schildert ihren Wert für den Gebildeten und Ungebildeten und insbesondere für den Sprachforscher. Doch übertraf der Erfolg bei Weitem seine Erwartungen; während er in Sorge war, es möchten ihm die 500 Exemplare, die er über die Subskription drucken ließ, teilweise am Halse hängen bleiben, wurde schon im Jahre 1804 eine zweite und 1806 eine dritte Ausgabe nötig. Goethe begrüßte die neue Dichtererscheinung auf das anerkennendste in der Jenaschen Litteraturzeitung. Er rühmte insbesondere das Gedicht „Die Wiese“ wegen ihrer reizenden Naturschilderung. Der Dichter stellt diesen kleinen Fluß seiner Heimat, der auf dem Feldberg entspringt und von dem das Wiesenthal seinen Namen führt, „als ein immer fortschreitendes und wachsendes Mädchen dar, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und sich zuletzt mit dem Rheine vermählt.“ Begeistert begrüßt sie den herrlichen Strom:

„Jo er ischs, er ischs, i hörs am freudige Brusche!
Jo er ischs, er ischs mit sine blauen Auge,
Mit de Schwitzerhosen und mit der sammete Chretze,
Mit de christalene Chnöpfen am perlefarbige Brusttuch,
Mit de breite Brust und mit de chräftige Stotze (Beine),
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rots-Her vo Basel,
Stolz in sine Schritten und schön in sine Gebehrde.“

Zur besonderen Genugthuung gereichte Hebel das günstige Urteil, das Jean Paul über seine Gedichte fällte. „Unser alemannischer Dichter,“ so schrieb dieser, „hat für Alles Leben und für Alles Sinn, das offene Herz, die offenen Arme der Liebe und jeder Stern und jede Blume wird ihm ein Mensch. — Das Abendrot einer schönen friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er aufsteigen läßt — poetische Blumen ersetzt er durch die Blumengöttin selber, durch die Poesie — das Schweizer Alphorn der jugendlichen Sehnsucht und Freude hat er am Munde, indes er mit der andern Hand auf das Alpenglühen der hohen Gletscher zeigt und zu beten anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken schon herabrufen.“ In der That spiegelt sich in Hebels alemannischen Gedichten das Leben, die Denkart und die Gesittung seiner Heimat und deren Bewohner auf das Treueste ab und zugleich liegt über denselben ein warmer Hauch von tiefer Gemütsinnigkeit ausgebreitet. Durchweg spricht sich in ihnen ein gesunder frommer Sinn aus. Der Herzschlag der Hebelschen Gedichte ist der fromme Glaube, den sich der Dichter bis ins Alter bewahrt hat. Besonders bezeichnend ist in dieser Beziehung eine poetische Epistel, „der neu Vicari vo Löhrech,“ den Hebel schon viele Jahre vor der Herausgabe seiner Gedichte verfaßt hat, und in welcher er seinen Freund Hitzig, der im Jahre 1787 als Vikar nach Lörrach kam, dem dortigen Vogt anempfiehlt. In diesem Briefe heißt es:

„Bringt i'ch (euch) mi Brifli, e brave Heer, undg'mei mit de Lüte.
Sust sind die junge Burst mengmol e wenig phantestig,

Meine, si heige allei mit Löffln d' Glersamkeit g'fresse.
Dreck hen sie g'fresse, io woll! (vor euer Ehre z' vermelde).
Schwetze uf der Chanzle vo weltliche Sache-n-us Büch're,
(S' fräs es ka Hund und ka Chaz) und ziehn i'ch ka gotsälig Sprüchli
Us der Bibel a, — sie wüße bi Gott nit, was drin stot!
B'haupte, Christis der Herr seig's Josephs libliche Suhn g'si,
Heig mit füris (für uns) glitte, seig nit vo de Todten erstande.
Hohl i'ch der Teufel denn au! Di- dunderspließige häri!
Bringen is no um Glauben und Liebi, um Hoffnig und Himmel.
Und wenn ein vor Chumer und Trübsal schier gar verschmachtet,
Oder wenn ein's Gwisse an sine Sünde-n-erin'ret,
Oder wemme vo hinnen im letzte Stündli soll scheide,
Stöhn sie wie Mulaffe do mit ihrer weltliche Wisheit,
Wüsse nit gix no gax und chönnen ein ebn nit tröste.
Aber der neu Vicari isch ken vo dene. Er predigt
Wie's si ghört no em Text und nit usem hunderst'n ins tausigst,
Het e tröstliche Zuspruch, und fihrt e christliche Wandel,
Git de hüte Bscheid, und wenn er d' Bibel van Schaft lengt,
Hexefrisirt (exegesirt) er eim d' Sprüch, so dütlich daß es e Freud isch.
So e Heer muß men ehre. Sind (seid) ordeli, wenn er ins Dorf chunt (kommt),
Machet em ke Verdruß. I will i'ch en grehkumedirt (recommandirt) ha!
Gent (gebt) wohl Achtig uf d' Gmei, und grüßt's Bammarte (Bannwart) Schwager!

Zu den sinnigsten Gedichten Hebels gehört „Der Sommerabend" mit seinen Anfangsstrophen:

„O, lueg doch, wie isch d' Sunn so münd,
Lueg, wie sie d' Heimeth abezieht!
O lueg, wie Stral um Stral verglimmt,
Und wie si's Fazenetli nimmt,
E Wülkli, blau mit roth vermüscht,
Und wie sie an der Stirne wüscht.

's isch wohr, sie het au übel Zit,
Im Summer gar, der Weg isch wit,
Und Arbet findt sie überal
In Haus und Feld, in Berg und Thal.
's will alles Liecht und Wärme ha,
Und spricht sie um e Segen a.

Unnachahmlich hat es Hebel verstanden, das Kleinleben in der Natur zu schildern, so in der „Spinne“, die Hebel selbst für den Liebling seiner Gedichte erklärte, in dem „Käfer“, dem „Morgenstern“, dem „Sommerabend“ und vor Allem in dem Gedichte „Das Habermus“, in welchem das Werden des Körnleins zur Erde anschaulich dargestellt wird. Eine andere Reihe von Gedichten enthält Schilderungen des Volkslebens; so der „Charfunkel“, in welchem der Dichter in ergreifender Weise den Jammer und das Elend schildert, das Trunksucht und Spiel über eine Familie gebracht haben. Die Sitten und Gebräuche des Wiesenthals und des Schwarzwalds werden in den Gedichten „Freude in Ehren“, „der Schmelzofen“, „die Marktweiber in der Stadt“, „der zufriedene Landmann“, „Wächterruf“, „der Bettler“ u. a. in anschaulicher Weise dargestellt. Viel genannt und viel gelesen war seiner Zeit das Gedicht „Hans und Vreni“ eines der treusten Abbilder des Lebens im hinteren Wiesenthal, das einen Familienzwist und Herzenskampf darstellt, wie er dort und in dem Schwarzwald überhaupt vorkommt: Eine der Töchter eines reichen Hofbesitzers faßte zu einem schmucken Taglöhnersohn des Hofes oder der Umgebung eine Liebe und reicht ihm, der nach der Sitte der Gegend keine Hoffnung, seine Geliebte zum Weib zu erlangen, haben kann, trotz aller Widerstände frisch und entschieden die Hand. Um den mit der alemannischen Mundart unbekannten Lesern die Hebelschen Gedichte zugänglich zu machen, sind viele derselben auch ins Hochdeutsche übertragen worden. Durch die Abstreifung des ursprünglichen Gewandes haben sie zwar manches von ihrem feinen dichterischen Duft eingebüßt, aber sie üben doch auch so noch immer eine große Anziehungskraft aus. Auch Hebel selbst hat verschiedene Gedichte in hochdeutscher Sprache verfaßt, die aber den alemannischen an dichterischem Wert nachstehen. Weniger allgemein bekannt dürfte es sein, daß Hebel sich auch an die Übersetzung protestantischer Kirchenlieder

ins Lateinische gewagt hat, so u. a. Gellerts Lied: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte." Es war nahe daran, daß sie in der päpstlichen Kapelle in Rom, wohin Hebel eine Abschrift gesandt hatte, verwendet worden wären. Man fand aber, daß nichts von den Heiligen darin enthalten war, und so wurden sie zurückgewiesen. Hebel bedauerte in seinem Humor sehr, daß ihm nicht die Ehre widerfahren sei, in der Peterskirche gesungen zu werden.

Nicht minder groß als der Ruf des alemannischen Dichters, den Hebel sich erwarb, ist der des Volksschriftstellers. Als solcher ist Hebel zuerst durch Beiträge für einen im Großherzogtum Baden erscheinenden Kalender für das Landvolk in die Öffentlichkeit getreten. Vom Jahre 1808 an übernahm er selbst die Herausgabe dieses Kalenders, der von da an unter dem Titel „der rheinische Hausfreund" erschienen ist. Hebel wußte ihn zu einem Volksbuch im vollsten Sinne des Wortes zu gestalten und durch ihn belehrend, unterweisend und bildend auf das Volk einzuwirken.*) Er wußte den rechten Ton zu treffen, der dem Volke gefiel, indem er Ernst und Humor mit einander in trefflicher Weise zu verbinden wußte und das bestimmende Ziel der Belehrung und moralischen Hebung des Volkes nicht aus den Augen ließ. Auch die Zundelfriedergeschichten und Gaunerstreiche, an denen er eine offenbare Freude hatte, lassen diesen Gesichtspunkt nie ganz bei Seite und sind zugleich ähnlich, den Helden wie Till Eulenspiegel, Gestalten, an denen von je das Volk Wohlgefallen hatte, in denen es gerne den Gegensatz und die Überlegenheit des Verstandes und Witzes und des ursprünglichen und naturwüchsigen Wesens gegen alles Gemachte, Steife, Pedantische, Ungeschickte und Tölpelhafte, auch wenn es in der lieben Polizei repräsentiert war, sich veranschaulichte. Der Beifall, den der Kalender fand, veranlaßte Hebel, die von ihm

*) Georg Längin, Joh. Peter Hebel, S. 148.

gelieferten Beiträge unter dem Titel „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ zusammen und gesondert herauszugeben. Bis zum Jahre 1815 hat Hebel den „rheinischen Hausfreund“ unangefochten geschrieben. Er wußte auch in den traurigen Zeiten des Rheinbundes, wo Angeberei und Spioniererei an der Tagesordnung war, sich glücklich durchzuwinden. Da trat plötzlich eine Störung des schönen Werkes ein. Der Kalender für 1815 war bereits gedruckt, als plötzlich der Verkauf von der Regierung untersagt wurde. Die Erzählung „der fromme Rat“ hatte in katholischen Kreisen Anstoß erregt. Hebel ließ darin einem Jüngling, der auf einer Brücke zwei Geistlichen mit dem „Allerheiligsten“ begegnete und nicht wußte, vor welchem er als frommer Katholik niederknieen sollte, durch einen der Geistlichen die Anweisung geben, gegen den hohen sonnenreichen Himmel aufzublicken, und vor diesem anzubeten. Eine Abbildung versinnlichte die schöne Mahnung des frommen Paters, der Hand und Zeigefinger still zum Himmel emporhob, und Hebel pries außerdem das Verhalten als eine lobenswerte Handlung. Obwohl selbst die Mehrzahl der katholischen Geistlichen in der damaligen Zeit an dieser Erzählung keinen Anstoß nahm, so forderte die Regierung doch deren Herausnahme, wodurch ein Umdruck mehrerer Blätter des Kalenders nötig wurde. Hebel war über dieses Verfahren so verstimmt, daß er sich für immer von dem Kalender zurückzog. Die Lust und Freude war ihm daran verdorben.

Die im Jahre 1819 erfolgte Berufung Hebels zum Prälaten brachte in dem inneren wie äußeren Leben Hebels mancherlei Wandlungen mit sich. Es schlich in seiner Handlung etwas Förmliches und Steifes ein. Der Dichter und Mensch mit seinem frisch und natürlich empfindenden Wesen wurde durch den Prälaten zurückgedrängt. Er zog sich zwar nicht ganz von dem geselligen Verkehr mit seinen Freunden zurück, aber er ließ sich seltener am Wirtshaustisch, an dem er oft mit ihnen in

zwangloser Unterhaltung beim Glase Wein gesessen hatte, sehen und zog sich mehr in seine Häuslichkeit zurück. Inzwischen begann sich auch das Alter je länger, je mehr fühlbar zu machen. Im Jahr 1824 gab er den Unterricht am Gymnasium, den er auch noch als Prälat erteilt hatte, völlig auf. Nur durch die Beaufsichtigung und Berichterstattung über die höheren Lehranstalten des Landes, die ihm als Mitglied der Kirchen- und Schulbehörde oblag, blieb er in Beziehung zu dem badischen Schulwesen. Auf einer Prüfungsreise, die er im September 1826 unternahm, um der Prüfung in den Lyceen zu Mannheim und Heidelberg beizuwohnen, erkrankte er im Hause seines Freundes des Gartendirektors Zeyher in Schwetzingen. Sein Zustand verschlimmerte sich rasch; die ärztlichen Mittel blieben ohne Erfolg und auch sein aus Karlsruhe herbeigeeilter Hausarzt vermochte keine Hilfe mehr zu bringen. Am 22. September frühmorgens ist er entschlafen. Schon am folgenden Tage wurde er auf dem Kirchhofe zu Schwetzingen bestattet. Bis zum Jahre 1858 bezeichnete ein einfacher Stein, über welchem eine Trauerweide ihre Zweige ausbreitete, seine Ruhestätte. In dem genannten Jahre ist sie von Freunden und Verehrern des Heimgegangenen mit einem würdigen Denkmal, auf welchem sein Bildnis angebracht wurde, geschmückt worden. In Karlsruhe, wo Hebel 35 Jahre gewirkt hatte und alle die schriftstellerischen Arbeiten entstanden waren, die seinen Namen unsterblich machen, ist ihm in den schattigen Gängen des Schloßgartens, in denen er sich gern zu ergehen pflegte, im Jahre 1835 ein Denkmal errichtet worden, das auf eisernem Sockel ein gelungenes aus Bronze gegossenes Brustbild Hebels trägt. Die beiden an dem Sockel angebrachten Inschriften sind Hebel'schen Gedichten entnommen. Die eine aus dem „Wegweiser", der zu den Kleinodien Hebelscher Dichtung gehört, lautet:

„Und wenn de amme Chrüzweg stohsch
Und nimme weisch, wo's ane goht,

Halt still und frog di Gwisse z'erst,
S'cha dütsch, Gottlob, und folg sim Roth.

Was Hebel dem deutschen Volke gewesen ist und mit wie unvergänglichem Gedächtnis sein Name zumal in den Herzen seiner süddeutschen Landsleute fortlebt, das hat bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages im Jahre 1860 Victor Scheffel in einem dem alemannischen Dichter gewidmeten Festesgruß ausgesprochen, in welchem er in dessen eigenster Sprache von ihm singt:

„Se lang im Feldberggrund de Tanne wurzlet
Und d' Wiese strömt und d' Wehre und de Rhi,
So lang no Maidli flink und dundersnett
Und Buebe Obeds um de Liechtspohn sitze,
Wenns Marei seit: Verzehlis näumis, Aetti,
Se lang weiß me von dir und wird me wüsse!
S' isch kein meh cho, der g'sunge het wie du
So frisch von Herzen und so heimet-treu.

Johann Gottlieb Fichte.

Unter den Männern, die am wirksamsten in den Tagen der Knechtschaft, welche durch die Gewaltherrschaft Napoleons über unser deutsches Volk und Vaterland hereingebrochen waren, die innere sittliche Erneuerung des Volkes als die Vorbedingung für die Befreiung vom fremden Joche bezeichnet und mit Wort und That dahin zu wirken versucht haben, daß das deutsche Volk vor allem sich innerlich ermanne, nimmt Joh. Gottlieb Fichte eine hervorragende Stelle ein. Als der Sohn eines schlichten Leinewebers wurde er am 19. Mai 1762 in dem Dorfe Rammenau, in dem noch heute zum Königreich Sachsen gehörigen Teile der Oberlausitz geboren. Den ersten Unterricht erteilte ihm der Vater selbst, der ihn lesen lehrte und ihn Bibelsprüche und Lieder auswendig lernen ließ. Der Knabe machte schon früh im sicheren Lesen solche Fortschritte, daß ihm bei der Hausandacht das Vorlesen der Gebete und der Schriftabschnitte übertragen werden konnte. Seine ungewöhnliche Begabung erweckte in dem Vater den Wunsch, ihn für den geistlichen Stand zu erziehen. Auch der Ortspfarrer wurde auf ihn aufmerksam, nahm sich seiner freundlich an und erfreute sich namentlich an dem vorzüglichen Gedächtnis, das dieser an den Tag legte. War er doch im Stande, eine angehörte Predigt fast wörtlich aufzusagen.*) Durch diese Gabe wurde die Aufmerksamkeit eines adeligen Herrn,

*) Wir folgen hier der Darstellung des Lebens Fichte in Hagenbachs Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. S. 197. ff., sowie der in den Geschichts- und Lebensbildern von W. Baur. I. S. 203 ff.

des Freiherrn v. Miltitz, der eines Sonntags nach Rammenau gekommen war, um den dortigen Prediger zu hören, auf den Knaben gelenkt. Der Freiherr war zu spät in den Gottesdienst gekommen und sprach am Tisch des Gutsherrn sein Bedauern darüber aus, daß er den größten Teil der Predigt versäumt habe. Scherzhaft tröstete man ihn: „Im Dorfe sei ein Bauernjunge, der würde ihm die Predigt wörtlich aufsagen können. Gottlieb Fichte wurde gerufen und anfangs schüchtern, dann mit voller Unbefangenheit und Sicherheit trug er die gehörte Predigt wortgetreu vor. Freiherr v. Miltitz fand an dem aufgeweckten Knaben Wohlgefallen und erbot sich, den Knaben mitzunehmen und für seine fernere Erziehung und Ausbildung Sorge zu tragen. Er vertraute ihn zuerst einem Landpfarrer in der Nähe von Meißen an, und ließ ihn dann auf seine Kosten die Stadtschule zu Meißen besuchen, auf der er in den alten Sprachen unterrichtet wurde. Als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, sorgte Miltitz für die Aufnahme des Knaben in die berühmte Fürstenschule von Schulpforta, auf der auch Klopstock seine Erziehung empfangen hatte. Es wurde ihm anfangs schwer, sich in die klösterliche Abgeschiedenheit dieser Anstalt zu finden und durch das Wesen der Geschichte des Robinson Crusoe angeregt, entschloß er sich zu heimlicher Flucht. Aber schon unweit von Schulpforta, als er auf einem einsamen Hügel zum Gebet auf seine Kniee sank, überfiel ihn eine schmerzliche Reue über den gewagten Schritt und er entschloß sich zur Umkehr und zum offenen Eingeständnis des begangenen Unrechts. Die kindliche Offenheit, mit der er seine Flucht mit allen ihren Nebenumständen erzählte, erwirkte ihm Verzeihung seines Fehltritts und hatte auch eine mildere Behandlung zur Folge, die ihn mit dem Aufenthalte in der Pforta aussöhnte. Nachdem er hier die Jahre 1774 bis 1780 unter fleißigem Erlernen der alten Sprachen zugebracht hatte, verließ er die Anstalt, um erst in Jena und dann in

Leipzig Theologie zu studieren; aber es fehlte ihm dazu die Neigung und der rechte innere Beruf und mehr als mit den theologischen Wissenschaften beschäftigte er sich mit philosophischen Forschungen. Doch kehrte er als Kandidat der Theologie im Jahre 1784 in das väterliche Haus zu Rammenau zurück, wo er zum Stolz und zur Freude der Seinen in der Dorfkirche predigte. Sein Wohltäter war inzwischen verstorben und er mußte suchen, sich als Hauslehrer in verschiedenen Stellungen seinen Unterhalt zu erwerben. Um endlich zu einem festen Lebensberuf zu gelangen, wandte er sich unter offener Darlegung seiner bedrängten Verhältnisse an den Konsistorialpräsidenten von Sachsen mit der Bitte um Unterstützung zur Vollendung seiner Studien und zur Ablegung der zweiten theologischen Prüfung. Trotz mancher Zweifel, von denen er angefochten wurde und aus denen er auch dem Konsistorialpräsidenten gegenüber keinen Hehl machte, gedachte er doch bei der theologischen Laufbahn zu verbleiben, um sich dereinst um eine Pfarre bewerben zu können. Die erbetene Hilfe wurde ihm versagt und er sah darin einen Wink von oben den geistlichen Beruf aufzugeben. Aber von allen äußeren Mitteln entblößt, sah er mit recht trübem Blicke in die Zukunft. Da wurde ihm ganz unerwartet eine Hauslehrerstelle bei dem Gastwirt Ott in Zürich angeboten, der einen deutschen Kandidaten suchte, um seinen Kindern eine bessere Erziehung zu geben. Es war gerade am Vorabend seines Geburtstages, den 18. Mai 1788, als sich dem Sechsundzwanzigjährigen, der an seiner Zukunft schon verzweifeln wollte, dieser Ausweg zeigte. Wohlgemut trat er die Wanderung in die Schweiz an. Auch in Zürich hat Fichte noch mehrmals gepredigt und neben dem Unterricht, den er zu erteilen hatte, seine philosophischen Studien und Forschungen fortgesetzt. Entscheidend für sein späteres Leben wurde die Bekanntschaft, die er in Zürich mit Anna-Maria, der Tochter des Wagmeisters Rahn

machte, die später seine Gattin geworden ist. Ihre Mutter war die einzige Schwester Klopstocks, mit dem der Vater während des letzten Aufenthalts in Zürich enge Freundschaft geschlossen hatte. Anna Maria Rahn erwiderte auf's herzlichste die von Fichte ihr entgegengebrachte Neigung, wenn es zunächst auch noch zu keiner ausgesprochenen Verlobung kam. Bei der Unsicherheit seiner eigenen Zukunft durfte Fichte noch nicht daran denken, das Leben der Geliebten an das seine zu fesseln. Im Jahre 1790 wieder nach Deutschland zurückgekehrt und wieder von einer Hauslehrerstelle in die andere ziehend, wurde er durch den Unterricht, den er in Leipzig einem Studierenden in der Kantschen Philosophie zu erteilen hatte, zu tieferem Studium derselben angeregt und bald war er ein begeisterter Anhänger des großen Königsberger Philosophen. Durch ihn ist er von dem Irrtum befreit worden, in den er vorher geraten war, daß der Mensch ein willenloses Werkzeug außer ihm liegender Gewalten sei und keine Freiheit des eigenen Willens habe. Er ergriff mit ganzer Begeisterung die von Kant vertretene Wahrheit, daß der Mensch mit sittlicher Freiheit begabt sei und fühlte sich dadurch von einem Irrtum befreit, den er bei seinem aufrichtigen Streben nach sittlicher Vervollkommnung als eine drückende Fessel empfunden hatte. Bald darauf nötigte ihn seine bedrängte äußere Lage wiederum eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Diesmal führte ihn sein Weg nach Warschau in eine gräfliche Familie. Doch es stellte sich bald heraus, daß man sich gänzlich in ihm getäuscht hatte, und da dies ohne seine Schuld geschehen war, betrieb Fichte die Lösung dieses Verhältnisses, indem er zugleich auf eine Entschädigung drang. Die dadurch erlangten Mittel benutzte er zur Reise nach Königsberg, um die längst von ihm ersehnte persönliche Bekanntschaft des Philosophen Kant zu machen. Mit ungestümer Verehrung kam Fichte dem Manne entgegen, dem er sich durch die von ihm empfangene geistige

Anregung zum wärmsten Danke verpflichtet fühlte. Dieser aber nahm ihn ziemlich kühl auf und auch von der trockenen Art der Kantschen Vorlesungen fühlte er sich wenig befriedigt. Dennoch blieb er ein begeisterter Anhänger des Philosophen und verfaßte unter dem Titel: „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" ein Buch, das ganz im Sinne der Kant'schen Philosophie abgefaßt war. Durch die Überreichung dieser Schrift gelang es ihm, das Vertrauen Kant's zu gewinnen, durch dessen Vermittelung er nach vielen Schwierigkeiten auch endlich einen Verleger für seine Schrift fand, sowie eine neue Hauslehrerstelle in der edelgesinnten Familie des Grafen von Krockow in Westpreußen. Dadurch sah er sich wenigstens fürs erste vor äußerer Not geschützt. Die ohne seinen Namen erschienene Schrift machte in den weitesten Kreisen das größte Aufsehen. Allgemein wurde sie für ein Werk Kants gehalten, bis dieser eine öffentliche Erklärung erließ, in welcher er anzeigte, daß der „geschickte" Verfasser dieses Buches ein Kandidat der Theologie Namens Fichte sei, gegenwärtig Hauslehrer bei dem Grafen Krockow.

Inzwischen hatte der Vater seiner Braut das Unglück gehabt, sich von dem Verluste seines ganzen Vermögens bedroht zu sehen. Doch war es der Klugheit seiner Tochter gelungen, wenigstens noch einen so großen Teil des väterlichen Vermögens zu retten, daß Fichte nun daran denken durfte, die Geliebte heimzuführen und sich einen eigenen Hausstand zu gründen. Er reiste nach Zürich, um im Oktober 1793 zu Baden im Aargau seine Hochzeit zu feiern. Noch vor seiner Ankunft in der Schweiz schrieb er auf der Reise an seine Braut: „Hälfte meiner Seele. Wir wollen den unverbrüchlichen Bund der Tugend schließen, sobald wir uns wiedersehen; wir wollen Einer des Andern Stütze und Stab auf ihrem Wege sein, wir wollen uns erinnern und ermahnen, wenn Eines von uns sich vergißt; . . . denn ich habe mir fest vorgenommen ein rechtschaffener Mann im

ganzen Sinne des Wortes zu sein, und dazu werde ich Deine Unterstützung oft nötig haben." — Nach seiner Vermählung lebte er zunächst in dem Hause seines Schwiegervaters in Zürich, wo er auch Vorlesungen hielt, in denen er Gelegenheit hatte, seine philosophischen Gedanken weiter zu entwickeln. Seiner Schrift und den Empfehlungen des zu Zürich lebenden und wirkenden Pfarrers Lavater hatte er es zu verdanken, daß er gegen Ende des Jahres 1793 als Lehrer der Philosophie nach Jena berufen wurde, wo sich ihm nun eine reichgesegnete Wirksamkeit eröffnete. Jena war damals der Mittelpunkt einer neu aufblühenden Wissenschaft; hier lebte und lehrte Schiller, dessen Bekanntschaft Fichte schon früher gemacht hatte und der mit ihm die Bewunderung des gefeierten Kant teilte; von hier aus fand er Gelegenheit mit den in Weimar lebenden Heroen der neuen deutschen Literatur, mit Wieland, Goethe, Herder in Verbindung zu treten und mit anderen in Weimar verkehrenden bedeutenden Männern Bekanntschaft zu machen. In seiner Wirksamkeit an der akademischen Jugend ließ er sichs vor Allem angelegen sein, einen sittlich veredelnden Einfluß auf sie auszuüben, die Gemüter über das Gemeine und Alltägliche zu erheben und ihren Sinn auf das Ideale hinzulenken.*) In diesem Streben hat Fichte mit Schiller vieles gemein. Dieselbe sittlich anregende, sittlich reinigende Kraft, die wir an Schillers Dichtungen bewundern, finden wir auch in Fichtes Vorlesungen wieder. Ein Zeitgenosse und begeisterter Anhänger Fichtes schreibt über den Einfluß Fichtes auf die akademische Jugend: „An Fichte wird geglaubt, wie nie an einen Lehrer zuvor. Fichte ist gesonnen, durch seine Philosophie auf die Welt zu wirken. Der Hang zu unruhiger Thätigkeit, der in der Brust jedes edeln Jünglings wohnt, wird von ihm sorgfältig genährt

---

*) Vergl. Hagenbach a. st. S. 201.

und gepflegt, damit er zu seiner Zeit Früchte bringe. Er schärft bei jeder Gelegenheit ein, daß Handeln! Handeln! die Bestimmung des Menschen sei, wobei nur zu fürchten steht, daß die Mehrzahl der Jünglinge, die das zu Herzen nehmen, eine Aufforderung zum Handeln für nichts Besseres, als für eine Aufforderung zum Zerstören ansehen dürfte. Und überdem ist der Satz falsch. Der Mensch ist nicht bestimmt zu handeln; kann er nicht handeln, ohne ungerecht zu handeln, so soll er müßig bleiben." Fichte selbst sagt von sich in einem noch vor seiner Vermählung an seine Braut gerichteten Briefe: „der Hauptzweck meines Lebens ist der, mir jede Art von Charakterbildung zu geben, die mir das Schicksal nur irgend erlaubt. Ich forsche dem Gange der Vorsehung in meinem Leben nach, und finde, daß eben dies auch wohl der Plan der Vorsehung mit mir sein könnte, und ich habe im Ganzen gefunden, daß durch alle Vorfälle meines Lebens mein Charakter immer bestimmter geworden ist .... Ich habe zu wenig Talent, mich in Leute zu schicken, die mir zuwider sind; kann nur mit braven Leuten zurecht kommen, bin zu offen und tauge an keinen Hof ..... Ich habe zu einem Gelehrten von Beruf so wenig Geschick als möglich; ich will nicht blos denken, ich will handeln; ich mag am wenigsten über des Kaisers Bart denken ..... Glück ist es nicht, was ich begehre, ich werde es nie finden. Ich habe nur eine Leidenschaft, nur ein Bedürfnis, und ein volles Gefühl meiner selbst, das, außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, desto glücklicher scheine ich mir." Doch fand Fichte in seinem äußeren Leben in Jena wirklich reiches Glück. Dem Ehepaar wurde ein Sohn geboren, der das einzige Kind geblieben ist und Fichtes Haus wurde in Jena bald der Mittelpunkt eines anregenden Verkehrs mit edlen Freunden. Mit der Universität fühlte er sich aufs engste verwachsen. Die Studierenden hingen ihm mit Begeisterung an. Um so schmerzlicher war es ihm, sich schon nach

einer fünfjährigen reichgesegneten Thätigkeit, plötzlich aus ihr herausgerissen zu sehen. Auf Grund einer Schrift: „Über die Gründe unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“, die Fichte herausgegeben hatte, und in welcher die sittliche Weltordnung selbst als Gott bezeichnet und behauptet wurde, wir bedürften keines anderen Gottes, und könnten keinen andern fassen, wurde er des Atheismus, d. h. der Leugnung Gottes angeklagt. Von Kursachsen aus, wo diese Schrift mit Beschlag belegt worden war, wurde der Weimarsche Hof auf das Gefährliche der Fichteschen Lehre aufmerksam gemacht und die Weimarsche Regierung wurde aufgefordert, den Verfasser ernstlich zu bestrafen und Verfügung zu treffen, daß dergleichen Unwesen auf der Universität Jena Einhalt gethan werde. Dabei wurde noch die Drohung hinzugefügt, daß Kursachsen andernfalls sich genötigt sehen werde, den Besuch der Universität Jena seinen Landeskindern zu verbieten. Ähnliche Aufforderungen zum Verbote der angebotenen Schriften Fichtes ergingen auch an die andern protestantischen Höfe. Leider ließ sich die Weimarsche Regierung dadurch einschüchtern. Teilweise mochten dabei feindselige Einflüsse mitwirken, unter denen Fichte schon vielfach vorher zu leiden gehabt hatte. Er hatte an den Sonntagen moralische Vorträge für die Studierenden gehalten, durch welche er den Sinn der der Kirche entfremdeten Jugend auf seine Weise von den vergänglichen Dingen auf das Ewige hinzulenken versuchte. Man sah darin die versteckte Absicht, den öffentlichen Gottesdienst zu untergraben und einen Vernunftgötzendienst an Stelle des Christentums einzuschmuggeln. Fichte hatte seine Sonntagsvorträge zwar fallen lassen, aber das Mißtrauen gegen ihn war doch geblieben. Dazu kam noch, daß Fichte wegen der Stellung, die er zur französischen Revolution einnahm, für einen Vertreter demokratischer Bestrebungen galt. Die Nachricht von den gegen Fichte geplanten Maßregeln rief unter den Stu-

dierenden zu Jena die größte Entrüstung hervor und in stürmischer Weise versuchten sie, ihn der Universität zu erhalten. Als aber Fichte in Erfahrung brachte, daß ihm ein Verweis erteilt werden sollte, kam er in seinem stolzen Selbstgefühl dieser Maßregel zuvor und bat selbst um seine Entlassung. Er erhielt sie am 29. März 1797 und mit ihr war ihm zugleich der Aufenthalt in den Weimarschen Landen verschlossen. Es gereicht dem Könige Friedrich Wilhelm III. zum bleibenden Ruhme, daß er dem aus Jena verbannten Gelehrten eine Zufluchtsstätte in seinen Staaten gewährte. Auf eine in dieser Beziehung an den König gerichtete Anfrage soll derselbe geantwortet haben: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, ist er so fern von allen gefährlichen Verbindungen, wie ich vernehme, so gestatte ich ihm gern den Aufenthalt in meinen Staaten. Über seine religiösen Grundsätze zu entscheiden, kommt dem Staat nicht zu.“ Ja, wie Fichte in einem Briefe an seine Gattin selbst berichtet, hätte der König ganz im Geiste seines großen Ahnherrn Friedrichs des Großen gesagt: „Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen, mir thut das nichts.“ So griff denn Fichte wieder zum Wanderstab und ging, Weib und Kind vorläufig in Jena zurücklassend, im Juli 1799 nach Berlin, wo er bald zu einer noch weit umfassenderen und tiefer gehenden Wirksamkeit Gelegenheit finden sollte. Die Übersiedelung Fichtes nach Berlin bereitete auch in seinem inneren Leben eine Umwandlung vor. „Die tiefere Einkehr in sich selbst,“ so schreibt Fichtes eigener Sohn, in der Lebensgeschichte seines Vaters, „die eigentliche Vollendung und letzte Reife in Lehre und Lebensansicht, beginnt seit der Zeit, wo er abgekehrt von allem Getriebe herrschender oder sich bekämpfender Meinungen, und unbekümmert um fremden Beifall wie Verwerfung, nur mit seiner Selbstbildung sich beschäftigte . . . . . Mildernd und manchen Gegensatz versöhnend

ging später die religiöse Weltansicht in ihm auf, die er mit nicht minderer Zuversicht und Kraft umfaßte.“ Fichte selbst hat später bezeugt, daß ihm die in Jena gemachten Erfahrungen der Anlaß geworden wären, zum lebendigen Quell innerer Kräftigung hindurchzudringen. Gegen das Ende des Jahrhunderts ließ er unter dem Titel: „Über die Bestimmung des Menschen“ eine neue Schrift erscheinen, in welcher er bereits auf die tiefere Bedeutung des Glaubens hinweist. Noch deutlicher tritt seine neugewonnene religiöse Anschauung in den Vorlesungen hervor, welche er im Winter von 1804 auf 1805 über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ gehalten hat. Zwar ist er auch in ihnen weit entfernt von einer gläubigen Stellung zu den Lehren des Christentums. Wie in einem Spiegel zeigt er dem Zeitalter sein wahres Antlitz, indem er es als das Zeitalter der völligen Gleichgiltigkeit gegen alle Wahrheit, der völligen Ungebundenheit von allen sittlichen Grundsätzen und darum als das der vollendeten Sündhaftigkeit schildert. Das Leben dieses Zeitalters, so führt er aus, ist nur durch den Trieb des Selbsterhaltens und des Wohlseins bestimmt. Die Erfahrung ist dem gegenwärtigen Geschlecht die einzige Quelle der Erkenntnis. Die Religion hat sich in eine bloße Glückseligkeitslehre verwandelt, dazu bestimmt, uns zu erinnern, daß man wenig genießen müsse, um recht lange und vieles zu genießen. Ein Gott ist in der Zeit dieses Geschlechtes nur dazu da, damit er unser Wohlsein besorge. In der Sittlichkeit wird nur das als die einzige Tugend anerkannt, daß man seinen eigenen Nutzen befördert. Es war ein beschämendes Bild, daß Fichte in diesen Vorlesungen seiner Zeit vorhielt. Dagegen fordert er, daß der Mensch nicht in der Sorge für sich selbst und sein Wohlergehen, sondern in der Hingabe an das allgemeine göttliche Leben seine Seligkeit suchen und finden soll. Das aber vermag nur die Religion zu bewirken, durch die der Mensch den göttlichen Willen zu dem seinigen

macht; durch sie hat und besitzt er hier schon das ewige Leben mit aller seiner Seligkeit unmittelbar und ganz; er sucht die ewige Seligkeit nicht erst jenseits des Grabes, sondern er hat sie schon hier und darum bedarf es für ihn nicht erst eines Beweises für die Unsterblichkeit der Seele.

Der Aufenthalt Fichtes in Berlin wurde im Frühjahr 1805 für kurze Zeit durch seine Berufung zum Professor der Philosophie an der damals preußischen Universität Erlangen unterbrochen. Nur einen Sommer hindurch hat er dort als akademischer Lehrer wirken können. Schon im folgenden Jahre erreichte seine Thätigkeit durch die Gewalt der in diesem Jahre eingetretenen Ereignisse ihr Ende. Preußen mußte in Folge derselben auf den Besitz der fränkischen Lande verzichten, und Fichte sah sich genötigt, in Berlin zu verbleiben. Hier setzte er seine Vorlesungen fort, in denen er im Jahre 1806 die „Anweisung zum seligen Leben oder die Religionslehre" behandelte. In ihnen suchte er die Übereinstimmung seiner Philosophie mit den Grundsätzen des Christentums nachzuweisen. Zwar ist er auch jetzt noch weit entfernt von einer gläubigen Aneignung der Lehren des Christentums. Er weiß nichts von der allgemeinen Sündhaftigkeit der Erbsünde des Menschengeschlechtes, die in dem Abfall von Gott ihren Ursprung hat und sich zur Feindschaft wider Gott gesteigert hat; sondern die Sünde ist ihm nur eine Abschwächung des göttlichen Lebens im Einzelnen. Darum führt er auch das göttliche Leben nicht auf die Wirkung der Gnade Gottes durch Christum zurück, sondern auf den freien Entschluß des Menschen. Darum vermag er auch nicht in die Lehre des Apostels Paulus von der Versöhnung der sündigen Menschheit durch Christum sich zu finden. Sie erscheint ihm vielmehr als eine falsche vom Judentum befangene. Aber trotzdem haben diese Vorlesungen zur Wiedererweckung des religiösen Lebens in Deutschland in ganz besonderer Weise beigetragen. Die wahre

Religion ist ihm das Einssein mit Gott. Unser armes endliches Ich muß das ewige vollkommene Ich, Gott selbst glaubend und denkend in sich aufnehmen und in dieser innigen Verbindung steht eben die Seligkeit und das ewige Leben. Darum ist ihm das Evangelium Johannes, in welchem die Einheit Christi mit dem Vater so ganz besonders hervorgehoben wird, sein Lieblingsevangelium und das Wort des Herrn: „So jemand will den Willen dessen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, daß ich von Gott sei," der Kernspruch seines Christentums. Einfach und verständlich spricht sich Fichte über das Einssein mit Gott, darin er das Wesen der Religion erkennt, in folgenden Worten aus: „Willst du Gott schauen, wie er in sich selbst ist, von Angesicht zu Angesicht? Suche ihn nicht jenseit der Wolken, du kannst ihn allenthalben finden, wo du bist. Schaue an das Leben seiner Ergebenen, und du schauest ihn an; ergieb dich selber ihm, und du findest ihn in deiner Brust." Einer Sittlichkeit, die nur um des äußeren Ruhmes willen geübt wird und aller Werkheiligkeit tritt er mit Entschiedenheit entgegen und zeigt in echt protestantischer und evangelischer Weise, wie alles auf die innere Gesinnung, mit der man handelt und auf den Glauben ankomme, aus dem man's thue. „Die Religion", so heißt es an einer andern Stelle seiner Religionslehre, „ist nicht bloß ein andächtiges Träumen, sie ist überhaupt nicht ein für sich bestehendes Geschäft, das man abgesondert von andern Geschäften, etwa in gewissen Tagen und Stunden, treiben könnte; sondern sie ist der innere Geist, der alles unser Denken und Handeln durchdringt und in sich eintaucht. Es kommt nicht auf die Sphäre an, in der man handelt. Wer auch nur einen niederen Beruf hat, dem wird selbst dieser niedere durch die Religion geheiligt und erhält durch sie, wenn auch nicht das Materiale (Wesen), dennoch die Form der höhern Moralität, zu welcher nichts mehr gehört, als daß man den Willen Gottes

an uns und in uns erkenne und liebe. So Jemand in diesem Glauben sein Feld bestellt oder das unscheinbarste Handgewerbe mit Treue treibt, so ist dieser höher und seliger, als ob Jemand, falls dies möglich wäre, ohne diesen Glauben die Menschheit auf Jahrtausende hinaus beglückseligte." Ganz ähnlich hatte schon Luther gesagt, daß die Magd, die die Gasse kehret, es im Glauben thun kann, — mithin auf eine Gott wohlgefällige Weise.*) Das ist die in der Innerlichkeit der Gesinnung beruhende Sittlichkeit, wie sie das Christentum im Gegensatze zu jeder äußeren Gesetzlichkeit und wie sie insbesondere der Protestantismus fordert. Auch eine Reihe anderer Äußerungen Fichtes stimmen mit dem innersten Wesen des evangelischen Christentums so überein, daß man trotz aller Abweichungen von der kirchlichen Lehre, die wir bei Fichte wahrnehmen, doch sagen müssen, das ist Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein. So, wenn er sagt: „Die Liebe ist höher denn alle Vernunft, sie ist selbst die Quelle der Vernunft und die Wurzel alles Seins, die einzige Schöpferin des Lebens und der Zeit; . . . sie ist, wie überhaupt Quelle der Wahrheit und Gewißheit, ebenso auch die Quelle der vollendeten Wahrheit in dem wirklichen Menschen und seinem Leben." — Ein ander Mal heißt es wieder: „Das lebendige Leben ist die Liebe und hat und besitzt als Liebe das Geliebte, umfaßt und durchdrungen, verschmolzen und verflossen mit ihm, ewig die eine und dieselbe Liebe. . . . Inwiefern der Mensch die Liebe ist — und dies ist er in der Wurzel seines Lebens immer — bleibt er immer und ewig das Eine, Wahre, Unvergängliche, so wie Gott selbst. . . . Und es ist nicht eine kühne Redewendung, sondern es ist buchstäbliche Wahrheit, was Johannes sagt: „Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm." Auch darin nähert sich Fichte in seiner

*) Vergl. Hagenbach, Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrh. II. S. 221.

„Anweisung zum seligen Leben“ immer mehr der christlichen Anschauung, daß er zugestehen muß, daß vor Jesu Christo die Einsicht in die Einheit des menschlichen Daseins mit dem göttlichen nicht vorhanden gewesen ist. Ist er auch noch nicht zu der Erkenntnis hindurchgedrungen, daß wir in ihm den einigen Mittler haben, der uns mit Gott versöhnt hat und unsere Sünden getilgt hat, war ihm Christus auch nicht der Erlöser in dem Sinne des kirchlichen Bekenntnisses, so doch der eingeborene und erstgeborene Sohn Gottes, von dem er bekennt, daß Alle, die zur Vereinigung mit Gott gekommen sind, nur durch ihn und vermittelst seiner dazu gekommen seien. „Ja bis ans Ende der Tage,“ so fügt er hinzu, „werden vor diesem Jesus von Nazareth alle Verständigen sich tief beugen und alle, je mehr sie nur selbst sind, desto demütiger die überschwängliche Herrlichkeit dieser großen Erscheinung anerkennen.“ Nur meint er nicht, daß Christus selbst auf diese Anerkennung den Wert lege, den die Kirche darauf legt. Jedenfalls hat Fichte das Verdienst, auf das Innere der Religion hingewiesen zu haben und im Zusammenhange damit ganz in Übereinstimmung mit der heiligen Schrift die Seligkeit und das ewige Leben darin gesucht und gefunden zu haben, daß wir schon hier Gott erkennen, Gott lieben und uns mit ihm zu seliger Gemeinschaft mit ihm verbunden wissen. Damit hat er die Religion aus dem Jenseits in das diesseitige Leben verlegt und ihren Wert davon abhängig gemacht, daß sie schon hier einen sittlich erneuernden und veredelnden Einfluß auf das gesamte irdische Leben und Handeln ausübt. Gerade dadurch aber hat er eine tiefgehende Einwirkung auf seine Zeitgenossen ausgeübt und die innere Erneuerung des deutschen Volkes in jener Zeit der tiefsten äußeren Erniedrigung herbeizuführen geholfen. Als ein Beispiel dafür mag hier angeführt werden, was ein preußischer freiwilliger Jäger nach der Schlacht bei Dennewitz, in welcher er dem Fichteschen Buche

von der „Anweisung zum seligen Leben“ seine Rettung zu verdanken hatte, in einem an Fichte gerichteten Brief geschrieben hat: „Ich trug in meinem Tschako,“ so erzählt der Freiwillige, „das treffliche Werk: „die Religionslehre von Fichte“, welches mein unzertrennlicher Begleiter den Feldzug hindurch gewesen ist. So stürzte ich mich hinein in die mörderische Kugelsaat und empfing eine Kugel durch den Tschako unmittelbar durch den Scheitel, wo mein Buch, seinem Zwecke nach eine moralische Schutzwehr, zugleich mich als körperliche Aegide schützte, indem es die sonst ohne Zweifel tötliche Kugel auffing, die, zwischen die Blätter eindringend, ihre Kraft nur durch einen betäubenden Stoß äußern konnte. Vorzüglich bedeutend wird dies Ereignis dadurch für mich, daß die Kugel gerade bei den Worten haften blieb: „Denn Alles, was da kommt, ist der Wille Gottes mit ihm und darum das Allerbeste, was da kommen konnte.“ Die tiefgehende Wirkung der Ficheschen Lehre, welche sie zumal in dem Krieg von 1813 und 1814, auf die jungen Streiter übte, und damit das Recht, Fichte unter die Männer der religiösen Erweckung jener Zeit zu stellen, kann durch nichts deutlicher bewiesen werden, als durch das angeführte Ereignis und durch die Weise, wie es aufgefaßt worden ist.*) Als im Jahre 1806 Preußen sich genötigt sah, an Frankreich den Krieg zu erklären, wäre Fichte am liebsten als Feldprediger mit in den Kampf hinausgezogen, um durch die vaterländische Glut seiner Beredsamkeit die Kämpfer anzufeuern. Sein Anerbieten wurde aber vom König abgelehnt und er konnte seine patriotische Gesinnung nur durch reiche Geldspenden für die Kriegsbedürfnisse bezeugen. In dem schweren Unglück, das infolge der Niederlage bei Jena über Preußen hereinbrach, hielt er sich verpflichtet, seinem Könige nach Königsberg zu folgen, nicht um einer Gefahr feig zu entlaufen, sondern um da zu sein, wo noch Preußen war und für

*) Vgl. W. Baur, Geschichts- und Lebensbilder u. s. w. I. S. 233.

Preußens Auferstehung nach Kräften zu wirken. Hier trat er mit den Männern in Verbindung, die wie Schenkendorf und Fouqué u. a., auch jetzt noch an der Hoffnung auf Preußens Zukunft festhielten. Nach dem Abschluß des Friedens von Tilsit im Juli von 1807 kehrte er über Kopenhagen nach Berlin zurück, wo er im Winter von 1807 auf 1808 vor einer zahlreichen und auserlesenen Zuhörerschaft seine von glühender Vaterlandsliebe durchwehten „Reden an die deutsche Nation" hielt. Es war eine Heldenthat, die er damit in einer Zeit vollbrachte, wo die französischen Behörden alle Versuche, dem öffentlichen Geist eine neue Anregung zu geben, auf das Ängstlichste überwachten. Seit Luther war so zum deutschen Volke nicht geredet worden, wie Fichte es in diesen Reden gethan hat, mit so tiefer Erkenntnis des Schadens und der Herrlichkeit des deutschen Volkes und mit so brennender Vaterlandsliebe. Seine Stimme wurde oft von französischen Trommeln, die durch die Straßen wirbelten, übertäubt, und es fehlte in seinen Vorlesungen nicht an Aufpassern, die nur darauf lauerten, ihn bei den französischen Gewalthabern zu verdächtigen. Aber wie ein gottbegeisterter Prophet steht er da, ohne sich durch Furcht einschüchtern zu lassen. Eins der größten Meisterstücke deutscher Beredsamkeit ist die Rede, welche die Vaterlandsliebe zum Gegenstand hat. Schon ihr Anfang ist hinreißend, namentlich, wenn man die äußeren Umstände erwägt, unter denen diese Reden gehalten worden sind. „Ich setze solche deutsche Zuhörer voraus," so heißt es dort, „welche nicht etwa mit allem, was sie sind, rein aufgehn in dem Gefühle des Schmerzes über den erlittenen Verlust und in diesem Schmerz sich wohlgefallen und an ihrer Untröstlichkeit sich weiden und durch dieses Gefühl sich abzufinden gedenken mit der an sie ergehenden Aufforderung zur That; sondern solche, die selbst über diesen gerechten Schmerz zu klarer Besonnenheit und Betrachtung sich schon erhoben haben

oder wenigstens fähig sind, sich dazu zu erheben. Ich kenne jenen Schmerz, ich habe ihn gefühlt wie einer, ich ehre ihn; die Dumpfheit, welche zufrieden ist, wenn sie Speise und Trank findet und kein körperlicher Schmerz ihr zugefügt wird, und für welche Ehre, Freiheit, Selbständigkeit leere Namen sind, ist seiner unfähig; aber auch er ist lediglich dazu da, um zu Besinnung, Entschluß und That uns anzuspornen; dieses Endzwecks verfehlend, beraubt er uns der Besinnung und aller uns noch übrig gebliebenen Kräfte und vollendet so unser Elend, indem er noch überdies als Zeugnis von unserer Trägheit und Feigheit den sichtbaren Beweis giebt, daß wir unser Elend verdienen." Besonders erfreulich ist die Würdigung, die Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" bei dem Rückblick auf die Vergangenheit des deutschen Volkes der Reformation und der Person Luthers zu teil werden läßt. Fichte führt aus, daß das deutsche Volk vor andern Völkern zu dem Werke der Reformation berufen gewesen sei, weil hier die Frage: was sollen wir thun, daß wir selig werden? in einen ursprünglich lebendigen Boden gefallen und der feste Wille da war, selig zu werden, und die von der bisherigen Religion angebenen Mittel zur Seligkeit mit innigem Glauben und redlichem Ernste in dieser Absicht geglaubt worden waren. Darauf fährt er fort: „Wenn in diesen Boden, der gerade durch sein Ernstnehmen dem Lichte über die Beschaffenheit dieser Mittel sich länger verschloß, dieses Licht zuletzt dennoch fiel, so mußte sich gerade hier ein gräßliches Entsetzen erzeugen vor dem Betruge um das Heil der Seele und die treibende Unruhe, dieses Heil auf andere Weise zu retten." . . . . Ferner konnte der Einzelne, dem diese Einsicht aufging, keineswegs zufrieden sein, etwa nur seine eigene Seele zu retten, gleichgültig über das Wohl aller übrigen unsterblichen Seelen, indem er, seiner tieferen Religion zufolge, dadurch auch nicht einmal die eigene Seligkeit

gerettet hätte, sondern mit der gleichen Angst, die er um diese fühlte, mußte er ringen, schlechthin allen Menschen in der Welt die Augen zu öffnen über die verdammliche Täuschung. — Auf diese Weise nun fiel die Einsicht, die lange vor ihm sehr viele Ausländer wohl in größerer Verstandesklarheit gehabt hatten, in das Gemüt des deutschen Mannes, Luther. An altertümlicher und feiner Bildung, an Gelehrsamkeit, an anderen Vorzügen übertrafen ihn nicht nur Ausländer, sondern sogar Viele in seiner Nation. Aber ihn ergriff ein allmächtiger Antrieb, die Angst um das ewige Heil, und dieser ward das Leben in seinem Leben und setzte immerfort das Letzte in die Wage und gab ihm die Kraft und die Gaben, die die Nachwelt bewundert. Mögen andere bei der Reformation irdische Zwecke gehabt haben, sie hätten nie gesiegt, hätte nicht an ihrer Spitze ein Anführer gestanden, der durch das Ewige begeistert wurde; daß dieser, der immerfort das Heil aller unsterblichen Seelen auf dem Spiel stehen sah, allen Ernstes allen Teufeln in der Hölle furchtlos entgegenging, ist natürlich und durchaus kein Wunder. Dies nun ist ein Beleg von deutschem Ernst und Gemüt." Von diesem Ernst des deutschen Gemütes möchte Fichte auch das gegenwärtige Geschlecht wieder erfüllt sehen.

Eine andere Rede, von der ein neuerer Schriftsteller sagt, daß sie in Erztafeln eingegraben zu werden verdiene und die bei ihrem Erscheinen von der Zensur stark beschnitten wurde, enthält eine bittere Anklage gegen Frankreich, welches dem deutschen Volk gegenüber stets die boshafteste und treuloseste Politik verfolgt habe und geißelt die schändlichen deutschen Schriftsteller, welche dem Genie des Eroberers huldigten. „Nein, biedere, ernste, gesetzte deutsche Männer und Landsleute," so mahnt Fichte, „fern bleibe ein solcher Unverstand von unserm Geist, und eine solche Besudelung von unserer, zum Ausdrucke des Wahren gebildeten Sprache! Überlassen wir es dem Auslande, bei jeder

neuen Erscheinung mit Staunen aufzujauchzen, in jedem Jahrzehnt sich einen neuen Maßstab der Größe zu erzeugen und neue Götter zu erschaffen und Gotteslästerungen zu reden, um Menschen zu preisen.“ Wahrlich es thäte not, daß diese goldenen Worte auch von dem gegenwärtigen Geschlecht beherzigt würden.

Die „Reden an die deutsche Nation“ fanden den lautesten Wiederhall in allen vaterländisch gesinnten Kreisen und zündeten insbesondere in dem Gemüte der deutschen Jugend. Sie haben wohl auch die erste Anregung zur Gründung der Universität Berlin gegeben, welcher derselbe Gedanke zu Grunde lag, den Fichte in seinen Reden ausgesprochen hatte, daß Preußen an geistiger Kraft gewinnen müsse, was es durch seine Niederlage an Umfang und äußerer Machtstellung verloren hatte. Fichte war schon zu den Beratungen, die der Errichtung der neuen Hochschule vorangingen, hinzugezogen worden und als sie im Jahre 1810 eröffnet wurde, war er einer der ersten, der zur Wirksamkeit an ihr berufen wurde. Dadurch wurde ihm, zumal er bald zum Rektor der neuen Hochschule erwählt ward, die ersehnte Gelegenheit geboten, nun auch wieder, wie vorher in Jena, in amtlicher Stellung auf die Erneuerung des sittlichen Geistes in der akademischen Jugend hinwirken zu können. Leider sollte seine Thätigkeit an der neuen Hochschule nicht von langer Dauer sein. Doch ist ihm wenigstens noch die Freude zu teil geworden, den Anbruch des Tages der Befreiung des Vaterlandes erleben zu dürfen, den er mitten in der Zeit der tiefsten Schmach mit zuversichtlichem Glauben an die Zukunft des deutschen Volkes verkündet hatte. „Die Morgenröte der neuen Welt“, so hatte er in seinen „Reden an die deutsche Nation“ ausgerufen, „ist schon angebrochen und vergoldet schon die Spitzen der Berge und bildet vor den Tag, der da kommen soll“.

Als im Frühjahr 1813 der König sein Volk zum Befreiungskampfe aufrief und die Hörsäle der deutschen Hochschulen sich

leerten, mußte Fichte seine schon vorher durch Krankheitsanfälle unterbrochenen Vorlesungen aufgeben. Am liebsten wäre er auch jetzt wieder selbst mit in den Kampf hinausgezogen, um durch die Macht seiner Beredsamkeit im Heere zu wirken, und er ließ sich durch die Vereitelung dieses Planes, die er im Jahre 1806 erlebt hatte, nicht abhalten, seine Dienste von neuem anzubieten. Aber auch diesmal sollte ihm die Erfüllung dieses Wunsches versagt bleiben und er mußte sich darauf beschränken, in seinem engeren Berufskreise für die deutsche Freiheit seine Stimme zu erheben. Das hat er in redlicher Weise gethan, soweit sich ihm in einem zusammengeschmolzenen Kreise von Zuhörern die Gelegenheit bot. Durch den Sieg der deutschen Sache in der Leipziger Schlacht fühlte er sich zu neuer Arbeit gestärkt und er begann mit neuer Freudigkeit mit dem Anfang des Winterhalbjahres wieder seine Vorlesungen. Da traf ihn in den ersten Tagen des Januar 1814 das Unglück, daß seine Gattin am Lazarethfieber schwer erkrankte. Sie gehörte zu den Frauen Berlins, die sich mit größter Aufopferung der Pflege der Verwundeten unterzogen. Bei dieser Thätigkeit hatte sie sich die Krankheit zugezogen, an der sie scheinbar hoffnungslos darnieder lag. Soweit es seine Berufsgeschäfte gestatteten, wich Fichte Tag und Nacht nicht von ihrem Krankenlager. Schon hatte er eines Tages von der in völliger Bewußtlosigkeit daliegenden Kranken Abschied genommen, um in treuer und gewissenhafter Ausübung seiner Berufspflichten in der Universität seine Vorlesung zu halten. Zwei Stunden hintereinander hatte er mit großer Selbstbeherrschung, ohne sich von dem inneren Kampfe, den es ihm kostete, etwas merken zu lassen, den Studierenden seine Wissenschaftslehre vorgetragen. Dann in sein Haus zurückeilend, war er darauf gefaßt, schon an der Thür mit der Nachricht von dem eingetretenen Ende der geliebten Gattin empfangen zu werden. Aber gerade in den Stunden seiner Abwesenheit war eine un-

erwartete Wendung zum Bessern eingetreten und die Ärzte gaben der Hoffnung auf die Erhaltung des teuren Lebens Raum. Freudigen Dankes voll, beugt sich Fichte über die Typhuskranke, ohne zu ahnen, daß er dadurch selbst die tötliche Krankheit einatmete. Schon am andern Tage, an dem er zwar den Versuch macht, seine Vorlesungen fortzusetzen, fühlte er sich im höchsten Grade unwohl und es unterlag bald keinem Zweifel, daß die Ansteckung der verderblichen Krankheit ihn selbst ergriffen hatte. Während die Gattin langsam der Genesung entgegenging, verfiel er schon nach wenigen Tagen völliger Bewußtlosigkeit. In einem der letzten lichten Augenblicke konnten ihn die Seinen noch mit der Nachricht von Blüchers Rheinübergang und dem raschen Vordringen der Verbündeten in Frankreich erfreuen. Diese Kunde erhob seinen Geist noch einmal zu kühnen Hoffnungen und verflocht sich so mit seinen Fieberphantasien, daß er selbst am Kampfe teil zu nehmen meinte. Als kurz vor seinem Tode sein Sohn an sein Lager trat, um ihm noch einmal die vom Arzte verschriebene Arzenei zu reichen, antwortete er, wie im Vorgefühl des nahen Endes: „Laß das, ich bedarf keiner Arzenei mehr, ich fühle, daß ich genesen bin.“ In der Nacht des 27. Januar 1814 hauchte der tiefe Denker im noch nicht vollendeten 52. Lebensjahre, aber in ungeschwächter geistiger und körperlicher Kraft seinen Geist aus. Auf dem vor dem Oranienburger Thore gelegenen Kirchhofe der Dorotheenstädtischen Kirche wurde er bestattet. Seine Ruhestätte bezeichnet ein hoher Obelisk, auf dem als Inschrift das Wort aus dem Propheten Daniel steht: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Trotz aller seiner Abweichung von den Lehrsätzen des kirchlichen Bekenntnisses ist Fichte durch seine Philosophie und durch seine ideale Lebensrichtung vielen seiner Zeitgenossen ein Führer zum lebendigen thatkräftigen Glauben ge-

worden. Daß er auch selbst diesem Glauben niemals so entfremdet gewesen ist, wie seine Gegner es oft behauptet haben, beweist sein Familienleben und sein Walten als frommer gottesfürchtiger Hausvater im Kreise der Seinen. Wie sein eigener Sohn in der von ihm verfaßten Lebensbeschreibung seines Vaters berichtet, beschloß er jeden Tag mit einer würdigen und feierlichen Abendandacht, zu der auch die Dienstboten des Hauses hinzugezogen wurden. Nachdem unter Begleitung des Klaviers einige Verse aus einem Choral gesungen wurden, nahm der Hausvater das Wort und sprach über eine Stelle aus dem neuen Testament, besonders aus seinem Lieblings-Evangelisten Johannes. Bei diesen Vorträgen sah er es weniger auf moralische Nutzanwendungen und Lebensregeln, als überhaupt darauf ab, von dem Zerstreuten und Eiteln der gemeinen Lebensbeschäftigung den Geist zu reinigen und zum Unvergänglichen zu erheben. Der Grundzug seines Wesens, seines Lebens und Wirkens bis ans Ende war die Hingabe seines persönlichen Lebens an das Ganze, an sein Volk, sein Vaterland, ja an die ganze Menschheit, der zu dienen er als die höchste Lebensaufgabe erkannt und erfaßt hatte.

Friedrich Schleiermacher.

Unter den Männern, die am Anfange dieses Jahrhunderts ein neues Glaubensleben in der evangelischen Kirche erweckt haben, giebt es keinen, der so sehr in den ganzen Reichtum des neuen Geisteslebens eingetaucht gewesen ist, das in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts für Deutschland angebrochen hatte, als Schleiermacher. Keiner hat es so verstanden wie er, die Kluft zu überbrücken, welche zwischen dem Christentum und den Anschauungen der neuen Zeit entstanden war, den christlichen Glauben mit den Forschungen und Ergebnissen der Wissenschaft, Herzensfrömmigkeit und Geistesbildung miteinander auszusöhnen. Mit ihm hat für die deutsche Theologie eine neue Zeit angehoben und in dieser Beziehung wie durch den Einfluß, den er nicht bloß auf das religiöse, sondern auf das gesamte Geistesleben seiner Zeit ausgeübt hat, dürfen wir ihn einem Luther an die Seite stellen.

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher wurde am 21. November 1768 in Breslau geboren, wo sein Vater reformierter Feldprediger war. Dieser war ein eifriges Mitglied der Brüdergemeinde, in deren Kreisen er den unter den Einflüssen einer ungläubigen Zeitrichtung ihm verloren gegangenen kindlich frommen Glauben wiedergefunden hatte. Es war daher begreiflich, daß er auch seinen Sohn in den Anschauungen der Herrnhuter aufzuerziehen bemüht war. Einen noch tiefer gehenden Einfluß als der Vater scheint die Mutter, eine Tochter des Hofpredigers Stubenrauch in Berlin, auf das für religiöse Eindrücke empfäng-

liche Gemüt des Sohnes ausgeübt zu haben. Auch ihre Frömmigkeit trug ganz den Stempel der Brüdergemeinde. In einem von ihr erhaltenen Brief an ihren damals dreizehnjährigen Sohn, ergeht sie sich über die Gemeinschaft mit dem Heiland und über die Art dieser Gemeinschaft durch Gebet gewiß zu werden. Nach ihrem Tode bezeichnet sie der verwitwete Gatte als ein gesegnetes Werkzeug in der Hand Gottes, die Kinder den Verführungen der argen Welt zu entreißen und zu seiner Gemeinde, als in einen sichern Hafen zu bringen. Auch sie selbst hatte während ihrer letzten Krankheit öfters geäußert, jetzt werde man die Kinder alle in die Brüdergemeinde bringen, da könne sie sich ruhig hinlegen und einschlafen. Den ersten Unterricht erhielt Friedrich Schleiermacher auf der Friedrichsschule zu Breslau, bis er in seinem zehnten Lebensjahre mit den Eltern von dort nach Pleß übersiedelte. Als er fünfzehn Jahre alt war, übergaben ihn die Eltern für kurze Zeit der Herrnhutischen Erziehungsanstalt zu Gnadenfrei und demnächst wurde er gleichzeitig mit seinem jüngeren Bruder in das Pädagogium zu Niesky aufgenommen. Die Briefe, die er von hier aus an seine etwas ältere Schwester Charlotte gerichtet hat, geben davon Zeugnis, wie er darnach rang, sich mit der Gesinnung der Brüdergemeinde zu durchdringen und ihre Sprache sich anzueignen. Als bald nach seiner Aufnahme in Niesky die Mutter gestorben war, schreibt der Fünzehnjährige an die Schwester, wie die Beschreibung der letzten Stunden der Mutter ihm recht zum Segen gewesen sei, und wie der Vorgang, bei dem der Heiland gewiß seine Gedanken habe, ihm das Gnadenlos in der Gemeinde noch wichtiger gemacht habe. Ein halbes Jahr später bittet er um die Fürbitte der Schwester, daß der Heiland für die nächsten vierzehn Tage bis zum Grün-Donnerstag, ihm seine Gnade immer herrlicher angedeihen lasse, weil er dann sein Fleisch und Blut genießen werde; sein Vertrauen darauf, daß dies der Fall sein werde,

stützt sich auf die Losung des vorhergehenden Tages, und er wünscht auch der Schwester zu ihrem Geburtstage eine ganz besondere Nähe des Heilandes. Auch noch ein Jahr später strömen seine Briefe von Herrnhutischen Redewendungen über und beinahe siebzehnjährig dichtete er ein Lied, das ganz im Zinzendorff'schen Tone gehalten war, das den „liebevollen Martermann“ besingt und in welchem er erklärt, die persönliche Gemeinschaft mit ihm auf die Bitte vor seinem Kreuze von ihm erhalten zu haben. Mit großem Fleiß benutzte Schleiermacher den in Niesky ihm gebotenen Unterricht, der namentlich im Lateinischen ein vortrefflicher war; den mangelhafteren im Griechischen wußte er durch eifrige Privatlektüre, die er mit dem ihm innig befreundeten Mitschüler Albertini, dem nachmaligen Bischof der Brüdergemeinde, trieb, zu ergänzen. Homer, Hesiod, Theokrit, Sophokles, Euripides und Pindar wurden von den strebsamen Jünglingen im raschen Fluge durchlesen.

Mit dem genannten Freunde bezog Schleiermacher im Jahre 1785 das Seminar der Brüdergemeinde zu Barby. Inzwischen war aber der in den Anschauungen der Brüdergemeinde befangene kindliche Glaube durch manche Zweifel angefochten und erschüttert worden. Auch in der Abgeschiedenheit der Herrnhutischen Erziehung war Schleiermacher von den Forschungen der neueren Wissenschaft, vor denen der schlichte Bibelglaube nicht standzuhalten schien, nicht unberührt geblieben. Nachdem er den Vater erst durch schüchterne Andeutung auf die in ihm vorgehende innere Umwandelung vorbereitet hatte, legte er ihm das offene Bekenntnis ab, daß er mit dem Glauben seiner Kindheit und mit den in der Brüdergemeinde herrschenden Vorstellungen innerlich zerfallen sei und beschwört ihn die geistige Enge, die er in Niesky wie eine Fessel empfinde, verlassen zu dürfen, da er in der Brüdergemeinde mit seinen Überzeugungen kein Amt bekleiden dürfe und der Vater schwerlich die Zahl der ungläubigen

Prediger in seiner Kirche durch den eigenen Sohn vermehrt zu sehen wünschen werde. Er benutzte den dem Vater zu dessen Geburtstage am 21. Januar 1787 geschriebenen Brief, um ihn dieses für beide Teile schmerzliches Geständnis zu machen. „Ach, bester Vater,“ so heißt es in demselben, „wenn Sie glauben, daß ohne Ihren Glauben nichts, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, die Ruhe in diesem Leben ist, und das glauben Sie ja, o so bitten Sie Gott, daß er ihn mir schenke; denn er ist für mich verloren.“ Und wie charakteristisch sind nicht seine Zweifel, so recht in der Luft liegend, von jedem denkenden religiösen Geiste, der unter ähnlichen Verhältnissen aufwächst, selber durchlebt, und von der herkömmlichen Dogmatik nicht zu beantworten. So bekennt er dem Vater: „Ich kann nicht glauben, daß der wahrer und ewiger Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn nannte. Ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war, weil er selbst es nie ausdrücklich gesagt, und weil ich nicht glauben kann, daß sie nötig gewesen; denn Gott kann die Menschen, die er offenbar nicht zur Vollkommenheit, sondern nur zum Streben nach derselben geschaffen hat, unmöglich darum ewig strafen wollen, weil sie nicht vollkommen geworden sind.“ Mit tiefem durchdringenden Schmerze enthüllt der Jüngling dem Vater die ihn quälenden Zweifel; mit zitternder Hand und mit Thränen hat er sie niedergeschrieben, aber zugleich mit der Versicherung, es seien keine vorübergehenden, sondern ihn schon über ein Jahr beherrschende Gedanken, und ein langes wiederholtes Nachdenken habe ihn dazu bestimmt. Er bittet daher, wenn er auch die Entscheidung über seinen Beruf ganz dem Vater selber anheimstellt, doch flehentlich um die Erlaubnis, die theologischen Studien in Halle fortsetzen zu dürfen, wo er mehr Gelegenheit zur selbständigen Prüfung habe und daher seine jetzigen Gedanken eher ändern könne. In der Antwort des Vaters, der in der ersten Erregung geneigt war, den von Zweifeln gemarterten Sohn

als einen verlorenen Sohn anzusehen, giebt sich der tiefste Schmerz über dieses Geständnis kund: „O du unverständiger Sohn," so hebt er an,*) „wer hat Dich bezaubert, daß Du der Wahrheit nicht gehorchest; welchem Jesus Christus vor die Augen gemalet war und nun von Dir gekreuzigt ist! Du liefest ein, wer hat Dich aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen!" — Und dann folgt die Erklärung: „Das Verderben Deines Herzens, Dein Eigendünkel und Stolz treibt Dich aus der Gemeinde"; und die zürnende Warnung: „So gehe denn hin in die Welt, deren Ehre Du suchst. Siehe, ob Deine Seele von ihren Trädern satt werden kann, da sie die göttliche Erquickung verschmäht, welche Jesus allen nach ihm dürstenden Herzen schenkt." Aber dabei kann es der Vater doch nicht unterlassen, wenigstens noch einen Versuch zur Bekehrung des verlornen Sohnes zu machen, und ihm zu zeigen, wie jedes Kind seine Einwürfe umstoßen kann. „Du wähnest," so schreibt er ihm, „Jesus habe nie selbst gesagt, daß er Gottes Sohn, oder welches eins ist, der wahre, ewige Gott sei, da doch der Hohepriester eben um dieses seines Bekenntnisses willen ihn verurteilte. Du wähnest, der Mensch sei von Gott wohl zum Streben nach Vollkommenheit, aber nicht zur Vollkommenheit selber erschaffen; aber nicht das, was Du Vollkommenheit nennst, sondern Gottes Verherrlichung ist der erste und letzte Zweck aller seiner Offenbarungen und Werke. Ist es Dir darum wahrhaft um den alleinseligmachenden Glauben zu thun, so erbitte ihn auf den Knieen von dem großen Gott und Schöpfer, der als Mensch am Kreuz für Dich geblutet hat. Ist es Dir aber um Deine eigene Ehre zu thun, verschmähest Du den Gott Deiner Väter, und willst hingehen und fremden Göttern dienen, nun, so wähle, was Du thun willst. — Ich entlasse Dich, aber ist es möglich, so gieb der Bitte Deines Vaters Gehör: Kehre wieder. O Herr

*) Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte I. S. 556 ff.

Jesu, führe selbst dein verirrtes Schäflein zurück.“ Schleiermacher war tief erschüttert, als er diese Antwort des Vaters in Händen hielt und in einem späteren Brief schildert er die qualvollen Tage und Nächte, die der Gedanke an den dem Vater verursachten Schmerz ihm bereitet habe. Es ist sein sehnlicher Wunsch noch ebenso fest und herzlich an seinem Glauben zu hängen wie vorher, aber er fühlt, daß er es nicht kann und er giebt dem Vater zugleich die Versicherung, daß er weit entfernt sei mit der bisherigen Form des christlichen Glaubens auch diesen selbst aufgeben zu wollen. „Warum soll ich nicht mehr Ihren Gott anbeten und nach Ihrer Meinung fremden Göttern dienen?“, so schreibt er an ihn, „wofür sehen Sie Ihren armen Sohn an? Ich habe Zweifel gegen die Versöhnungslehre und die Gottheit Christi, und Sie sehen mich als einen Verleugner Gottes an. Es ist nicht die Lust zur Welt, die mich aus der Gemeinde treibt, sondern die Überzeugung, daß ich in derselben nie meine Zweifel würde fahren lassen. Und doch fühle ich sehr wohl, daß ein Zweifler nie die völlige unerschütterliche Ruhe eines überzeugten Christen genießen kann.“ Allmählich begann auch der Vater das Vertrauen zu seinem Sohne wiederzugewinnen und sich in die von der seinigen abweichenden Denkart des Sohnes zu finden, so daß dieses schmerzliche Zerwürfnis doch die Liebe des Vaters zu seinem Sohne für die Dauer nicht zu beeinträchtigen vermochte. Der Vater erteilte die von ihm erbetene Erlaubnis nach Halle zu gehen, wo ein Bruder seiner verstorbenen Mutter, Stubenrauch, Professor der Theologie war und gewährte ihm die dazu erforderlichen Mittel. So finden wir ihn denn, nachdem er seinen Austritt aus der Brüdergemeinde erklärt hatte, von Ostern 1787 bis zum Jahre 1789 in Halle dem Studium der Theologie und Philosophie obliegend, bei dem er freilich weniger auf den regelmäßigen Besuch der Vorlesungen Wert legte, als durch selbständiges Forschen sich fortzubilden suchte.

Als sein Onkel Stubenrauch die Professur in Halle mit einer Pfarrstelle in Drossen in der Neumark vertauschte, folgte er diesem dorthin, um in der Stille des Pfarrhauses seine geistige und wissenschaftliche Ausbildung fortzusetzen. Nachdem er dann im Sommer 1790 die theologische Prüfung in Berlin bestanden hatte, übernahm er die durch Vermittelung des Hofpredigers Sack ihm angebotene Hauslehrerstelle in der gräflich Dohna'schen Familie zu Schlobitten. Mit inniger Dankbarkeit hat Schleiermacher sein Leben lang des Aufenthaltes in diesem von dem Geiste lebendigen Christentums durchwehten und erfüllten Hause gedacht. Namentlich hat er hier den Wert eines glücklichen Familienlebens kennen und schätzen gelernt und der Familiensinn ist seitdem ein hervorstechender Zug in seinem Charakter geblieben, der auch auf sein theologisches Denken und Wirken von bleibendem Einfluß geblieben ist. Mit dem ältesten Sohne des Grafen, Alexander, dem nachmals für Preußens Befreiung einflußreichen Minister, verband ihn seitdem eine innige Freundschaft, die für Schleiermachers späteres politisches Wirken bedeutsam geworden ist.

Obwohl sich aber Schleiermacher in dem Dohna'schen Hause völlig wohl fühlte, so zögerte er doch keinen Augenblick diese Stelle aufzugeben, als die erzieherischen Grundsätze des Grafen sich mit den seinigen nicht vereinigen ließen. Im Frühjahr 1793 kehrte er wieder in das Haus seines Oheims Stubenrauch nach Drossen zurück, schon jetzt mit allerhand schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, die dann erst später zum Abschluß gekommen sind. Bald fand sich auch für ihn die erste Gelegenheit zu einer wenigstens stellvertretenden amtlichen Thätigkeit, indem er den erkrankten Prediger Schumann zu Landsberg a. W. als dessen Adjunkt unterstützte. Hier bildete sich zuerst die ihm zeitlebens eigen gebliebene Art der Kanzelberedsamkeit aus. Er durchdachte seine Predigten innerlich bis auf den einzelnen Gedanken, ja bis auf das einzelne entsprechende

Wort, wobei er sich die strengste Gliederung der Gedankenentwickelung zur Pflicht machte, aber alle bloß rednerischen Wendungen oder glänzenden Bilder sorgfältig vermied. Erst nachträglich wurden dann die als unmittelbare Erzeugnisse heiliger Begeisterung gehaltenen Predigten von ihm niedergeschrieben. In die Zeit dieses Landsberger Aufenthaltes fiel der Tod seines Vaters. Mit wie schmerzlichem Gefühl er noch an dessen Grabe des vorübergehenden Zerwürfnisses gedachte, das seinen Austritt aus der Brüdergemeinde dereinst herbeigeführt hatte, bezeugt ein Brief, den er nach dem Tode des Vaters an seine Schwester Charlotte gerichtet hat, und aus dem zu ersehen ist, wie sehr ihn auch die längst vergebene Schuld noch immer drückte. „Du hast,“ so schreibt er der Schwester, „ununterbrochen im Genuß gegenseitiger Liebe mit dem Vater gestanden, in meinem Leben hingegen giebt es eine Zeit, deren Erinnerung sich mir jetzt oft unwillkürlich aufdrängt, wo ich das Herz des vortrefflichen Vaters verkannte, wo ich glaubte, er beurteilte mich falsch, weil ich seinen Meinungen nicht zugethan war. Eine gewisse Kälte gegen ihn, welche daraus entstand, erscheint mir als die dunkelste Stelle meines Lebens. Doch ich habe mein Unrecht im Stillen erkannt und er hat verziehen, ohne daß ich darum gebeten hatte. Ich habe sein Herz seitdem besser schätzen gelernt und ihm doch einige Jahre mit warmer, ganzer Liebe und offener Vertraulichkeit gelohnt.“ Die stille Thätigkeit Schleiermachers in Landsberg endigte, als im Sommer 1795 der Prediger Schumann starb und Schleiermachers Oheim Stubenrauch dessen Nachfolger wurde. Er selbst wurde bald darauf als reformierter Prediger an die Charité nach Berlin berufen. Sechs Jahre lang, vom Herbst 1796 bis zum Mai 1802, hat Schleiermacher diese Stelle inne gehabt. Sein Eintritt in die geistreichen Berliner Kreise, in denen er mit dem Philosophen Schelling, mit dem Prinzen Louis Ferdinand und Scharnhorst, mit Novalis, Friedrich Schlegel

und Henriette Herz in Verkehr trat, versetzte ihn in unmittelbare Berührung mit einer Richtung, deren Anfänge sich gerade an die Namen dieser Persönlichkeiten knüpfen, und die man als die Romantik zu bezeichnen pflegt. Er wurde dadurch der unmittelbare Teilnehmer an jener allgemeinen Wendung der deutschen Litteratur, die in noch unklarer Jugendlichkeit gegen die herrschende Richtung auftrat und vor allem im schroffen Gegensatze stand gegen die nüchterne, verstandesmäßige moralisirende Aufklärung des vorigen Jahrhunderts.*) Einen besonderen Einfluß auf ihn gewann die Freundschaft mit Henriette Herz, der schönen, geistreichen später zum Christentum übergetretenen Frau des jüdischen Arztes Markus Herz. Unter diesem Einfluß entstanden seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern," die er zu Anfang des Jahres 1799 während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Potsdam niedergeschrieben hat, wohin er zur vorübergehenden Vertretung des dortigen Hofpredigers Bamberger berufen worden war. In diesen Reden machte er es sich zur Aufgabe, die der Religion entfremdeten Zeitgenossen ihr wieder zuzuführen, sie neben den andern Bildungselementen der Zeit wieder in ihr eigenes Recht einzusetzen und sie wieder zu Ehren zu bringen. Er zeigt ihren Verächtern, daß das, was sie für Religion nehmen und als solche verachten, gar nicht Religion ist, sondern nur ein toter Niederschlag derselben, daß die Religion nicht nur mit dem freiesten Leben des Geistes sich versöhnen läßt, nein, daß sie selbst die lebendige Quelle und die tiefste Wurzel alles Geisteslebens ist. Allerdings, es ist nicht der alte kirchliche Glaube, für den er zu Felde zieht. Nichts will er zu schaffen haben mit den altgläubigen und barbarischen Wehklagen, die die eingestürzten Mauern des jüdischen Zions wieder emporschreien möchten. Am

*) Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte. S. 561.

wenigsten ist es ihm um Dogmen und um den Buchstaben des kirchlichen Bekenntnisses zu thun. Zu gut weiß er, daß gerade deshalb, weil man in sie das Wesen der Religion gesetzt hat, diese selber verachtet ist. Wer nur die religiösen Lehrsätze und Meinungen ins Auge gefaßt hat, kennt noch gar nicht die Religion selbst. Vielmehr liegt ihre lebendige Wurzel im tiefsten Innern des Menschen; denn sie gehört weder dem Gebiet der Wissenschaft, noch dem der Sittlichkeit an, sie ist weder wesentlich Erkennen noch Handeln; ihr eigentümliches Gebiet ist das Gefühl. Aber unter dem Gefühl verstand er nicht etwa jene flüchtige Regung sinnlicher Empfindungen, die ebenso bald vergeht, als sie entsteht, und die das trügerische Spiel der jedesmaligen Stimmung wird, nicht eine empfindsame Gefühligkeit, die er vielmehr selbst gerade sehr entschieden bekämpft, sondern er meinte damit den innersten Kern des Menschen, den Mittel- und Brennpunkt des geistigen Lebens, den Quell und die Wurzel all unsers Denkens, Streben und Handelns, das Unmittelbarste, Ursprünglichste in uns. Die Religion kann nicht von außen gelehrt und angebildet, nicht durch Dogmen und Satzungen mitgeteilt, sondern sie muß als ein ursprünglich Empfundenes, selbst Erfahrenes und Erlebtes sich im Gemüt des Frommen erzeugen und als eine alles beherrschende, alles sich aneignende Macht sich ankündigen. Der religiöse Mensch ist in sich gekehrt, der innersten Tiefe zugewendet und alles Äußere, wie es sich als ein bestimmtes Wissen oder als That kundgiebt, ist erst ein Zweites, ein Abgeleitetes. Die „Reden über die Religion“ sind neben der später erschienenen „Glaubenslehre“ Schleiermachers das Werk, durch welches er den tiefsten Einfluß auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat. Für Tausende sind sie der Anstoß geworden, durch den sie dem christlichen Glauben wiedergewonnen worden sind. In noch höherem Maße vielleicht ist dies durch die ein Jahr später erschienenen „Monologe“ geschehen. In ihnen wird das

als die höhere Geburtsstunde des Menschen bezeichnet, wenn er sein besseres Ich, sein Urbild, den Schöpfergedanken Gottes in seiner persönlichen Eigenart erkennt und in frischem, fröhlichen Schaffen als Glied des Ganzen die ewige Jugend seines eigentümlichen Daseins bewährt. Führten die „Reden über die Religion“ den Menschen in die Tiefe seines Lebens, in den Quell desselben, so zeigen die „Monologe“, wie sich dasselbe in schöner Sittlichkeit ausbreiten und ausprägen soll.

Mancherlei Verwickelungen, deren nähere Erörterung hier zu weit führen würde, machten es für Schleiermacher selbst erwünscht, das bewegte Leben in Berlin mit einem stilleren Wirkungskreis zu vertauschen. Im Mai 1802 wurde er aus seiner bisherigen Stellung an der Charité zu Berlin als Hofprediger nach Stolp versetzt, wo er zwei arbeitsvolle Jahre zugebracht hat. Er fand hier Ruhe zur Einkehr in sich selbst und neben seinen amtlichen Geschäften auch Zeit zu mancherlei wissenschaftlichen Arbeiten. Die bedeutendste unter den letzteren war die Übersetzung des „Plato“, die in Stolp entstanden ist. Inzwischen war durch seine Schriften in den weitesten Kreisen die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn hingelenkt worden und er erhielt im Jahre 1804 einen Ruf als Professor der praktischen Theologie an die Universität in Würzburg. Seine Ernennung war von der bayrischen Regierung bereits ausgefertigt, als ihm die nachgesuchte Entlassung aus dem preußischen Dienste verweigert und er dagegen nach Halle als Universitätsprediger und außerordentlicher Professor berufen wurde. Am 31. August 1804 verließ er Stolp und reiste über Landsberg und Berlin nach Halle, wo er am 12. Oktober 1804 ankam. Seine Stellung in der Universität war anfangs keine leichte. Bei seiner Abneigung gegen die Gottes- und Sittenlehre der Aufklärung, die damals in Halle noch die volle Herrschaft behauptete, wurde er von den Fachgenossen ziemlich kühl aufgenommen. Auch die Studenten kamen nur zögernd zu seinen

Vorlesungen, die er mit eisernem Fleiß rasch auf die wichtigsten Gebiete des theologischen Wissens ausdehnte; ihnen war anfangs die Summe der überlieferten Kenntnisse, welche sie schwarz auf weiß nach Hause zu tragen gewohnt waren, in seinen Vorlesungen zu gering und die Ansprüche, die Schleiermacher an ihr Denkvermögen stellte, zu groß. Die Herstellung des akademischen Gottesdienstes, der ihm die ersehnte Gelegenheit zu einer regelmäßigen Wirksamkeit auf der Kanzel bieten sollte, wurde nur lau betrieben und noch Anfang 1806 waren die Schwierigkeiten nicht überwunden. Seine Stellung besserte sich erst, als er 1805 einen vorteilhaften Ruf nach Bremen erhielt, den er dazu benutzte, seine Aufnahme in die Zahl der ordentlichen Professoren und die endliche Einrichtung des akademischen Gottesdienstes zur Bedingung seines Verbleibens zu machen. Beides wurde ihm bewilligt: am 7. Februar 1806 wurde er zum ordentlichen Professor, freilich ohne Gehaltserhöhung ernannt, und am 3. August weihte er die neueröffnete Schulkirche durch eine Predigt zur Feier des königlichen Geburtstages ein. Gepredigt hatte er freilich schon vorher in anderen Kirchen der Stadt, auch als akademischer Redner war er aufgetreten, da ihm diese Art der Mitteilung ein unabweisliches Bedürfnis geworden war. Der Erfolg fehlte nicht, denn er verstand es mit feinem Sinn die allgemeine Lehre im Hinblick auf die Zeitverhältnisse und das jeweilige Bedürfnis der Hörer auszulegen. In seiner akademischen Kirche hat er nur vier- oder fünfmal predigen können, denn mit der nach der unglücklichen Schlacht von Jena erfolgten Auflösung der Universität Halle erreichte auch diese Einrichtung, sowie Schleiermachers Wirksamkeit in Halle überhaupt ihr Ende. Anfangs blieb er zwar noch in Halle, wo auch er unter dem Druck der Fremdherrschaft und unter den Lasten der französischen Einquartierung schwer zu leiden hatte. Dennoch lehnte er einen neuen Ruf nach Bremen ab, entschlossen, dem preußischen Vaterland zu dienen und an der

Wiedergeburt Preußens mitzuarbeiten. Er verließ Halle erst, als die Stadt dem von Napoleon neu errichteten Königreich Westfalen unter Jerôme Bonaparte einverleibt wurde. Er konnte sich nicht entschließen, der Anordnung des Kirchengebetes für den König von Westfalen Folge zu leisten.

In dieser Zeit des über Preußen hereingebrochenen Unglückes ist Schleiermachers vaterländische Gesinnung zuerst in hellen Flammen aufgelodert. Schon vor dem Ausbruch des Krieges gegen Frankreich, zu dem sich Preußen nach der Niederwerfung Österreichs genötigt sah, schreibt er an eine Freundin: „Glauben Sie mir, es steht früh oder später ein allgemeiner Kampf bevor, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsere äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen werden." Und als der Krieg Preußens gegen Napoleon beschlossen war, freute er sich und nimmt lebendigsten Anteil an der kriegerischen Stimmung. „Mir ist schon oft zu Mute gewesen", so schreibt er wenige Wochen vor der Schlacht bei Jena an seinen Freund Willich, „ein politisches Wort laut zu reden, wenn ich nur die Zeit dazu hätte gewinnen können. Auch auf der Kanzel lasse ich dergleichen bisweilen fallen, wiewohl auf eine ganz andere Art, als ich es wohl von Andern höre." Und wie prophetisch klingt es, wenn er am Schlusse der damals erschienenen neuen Ausgaben der Reden über die Religion weissagt: „Deutschland werde gegen den romanisch-katholischen Imperator aufstehen mit Riesenkraft." Auch in dem Unglück des Vaterlandes verzweifelt er nicht an dessen Zukunft. Aus dem Tode Leben — das war seine Überzeugung auch in vaterländischen Dingen.*) Daß das zusammengeflickte, unhaltbare Wesen, das sich in der preußischen

*) Baur, Geschichts- und Lebensbilder S. 312.

Monarchie fand, unterging, darüber trauerte er nicht. Er sah klar, daß die Zuchtrute über alles Deutsche gehen müsse, wenn etwas recht tüchtig Schönes daraus werden sollte. „Wohl denen, die es erleben", rief er aus, „die aber sterben, daß sie im Glauben sterben." Und das war sein Glaube: „Deutschland, der Kern von Europa, wird in einer schönen Weise wieder sich bilden!" Am Neujahrstage 1807 hielt er auf der Kanzel einer der städtischen Kirchen in Halle eine herrliche Predigt über das Thema: „Was wir fürchten sollen und was nicht?", an der später Freiherr von Stein sich erhoben hat, als er, ein Geächteter auf einsamen Schlitten der russischen Grenze zueilte. Unmittelbar nach dem unseligen Frieden von Tilsit, durch den Halle dem preußischen Staate verloren ging, predigte er über das Wort: 1. Corinther 7, Vers 29 und 30: „daß wir alles haben sollen, als hätten wir nicht." Das ernstliche Sichbefassen mit der Welt, ihren Gütern, ihren Verbindungen wird in dieser Predigt als die Bewahrung der Freiheit von allen Fesseln der Welt, als echt christlich dargestellt, damit in dem Zusammensinken des Lieblichen im Leben weder stumpfe Gefühllosigkeit beim Verlust, noch krankhafte Sehnsucht nach den verlorenen äußern Gütern sich einstellen. „Wohlan denn," schließt er, „laßt uns wacker sein und stark! Mögen Alle, die für eine gemeinsame Sache eifrig bemüht, Alle, die einander persönlich wert sind, sich auch untereinander ermuntern und kräftigen, Einer bei dem Andern entgegenarbeiten allem weichlichen Wesen, aller verführerischen Anhänglichkeit, damit das Band der Liebe in Wahrheit sei ein Band der Vollkommenheit und sie uns stärke, in dem Kampf für alles Schöne und Gute nachzufolgen dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens, der, wie ihm selbst kein anderer bereitet war, auch uns keinen andern Eingang bereitet hat, als den durch Leiden und Trübsal, in das Reich Gottes." Seit dem Zeitalter Luthers ist Schleiermacher in dieser Zeit der schwersten Trübsal,

die über unser Vaterland hereingebrochen war, der erste vaterländische Prediger unseres Volkes geworden, der es wie kein Anderer verstanden hat, die Zeitverhältnisse in das Licht des göttlichen Wortes zu stellen.

Nachdem Schleiermacher schon einen Teil des Sommers 1807 mit Urlaub in Berlin zugebracht und dort über die Geschichte der griechischen Philosophie Vorlesungen gehalten hatte, siedelte er im Dezember 1807, als seines Bleibens in Halle nicht mehr war, dauernd nach Berlin über. Hier sollte ihm mitten in dem allgemeinen Unglück des Vaterlandes in seinem eigenen persönlichen Leben durch die Begründung einer längst entbehrten treulichen Häuslichkeit das reichste Glück zu teil werden. Schon seit dem Jahre 1801 war Schleiermacher mit einem jungen Geistlichen Ehrenfried von Willich aufs Innigste befreundet. Nachdem dieser in Rügen ein Pfarramt gefunden hatte, vermählte er sich mit Henriette von Mühlenfels, die sich schon als Braut, durch Schleiermachers „Monologe" begeistert, an diesen wie an einen väterlichen Freund angelehnt hatte. Schleiermacher konnte zur Hochzeit, die im September 1804 auf Rügen stattfand, nicht erscheinen. Aber in dem Augenblicke, wo das getraute Paar sich umarmte, nannten sie Schleiermachers Namen und dieser schrieb am Tag der Trauung segnende Worte an die Freunde: „Ihr habt mich eingeladen, lieben Freunde, und da bin ich nun, unter Euch Allen, zu leben und zu lieben. Ist nicht der Geist des Menschen da, wo er wirkt? Dann bin ich gewiß nur bei Euch, und unsere Freundin in Berlin ist aus ihrer einsamen Zelle auch bei Euch eingekehrt. Ich weiß nicht, wer Euren Bund einsegnet, vielleicht ein ganz fremder Mensch. Aber wenn er nicht nach Euren Herzen spricht, so hört nicht ihn, sondern mich. Ihr wißt, wo das Wesentliche meiner Traurede steht, in den Monologen. Ihr kennt auch das schöne Geheimnis von Christo und der Kirche, wie sie sich bildet durch seine Liebe, wie sie ihn auch

verherrlicht und erhöht und wie sie die ganze Welt aufs neue gebiert und heiligt. Ihr wißt das schöne Gebet Christi, daß sie mit ihm und in ihm eins sein mögen und so könnt ihr auch wissen, was ich Euch sagen würde. — Liebe Tochter, ich vertrete heute Vaterstelle und gebe Dich dem Manne, der mein Freund und Bruder ist. Du kennst das Auge voll süßer Thränen, das oft auf Deinem lieben Gesicht geruht hat. So schwimmt es auch jetzt in väterlicher Wonne und in heiliger Wehmut und segnet Dich zu allen Freuden und Sorgen, die aber Dir immer beides sein werden und zu Allem, was die Menschen Pflichten nennen, was aber aus Deinem schönen Herzen immer als freie Liebe hervorgehen wird und zu dem großen Berufe, dem Du entgegen gehst, dem heiligsten, den der Mensch erreichen kann. — Und Du mein geliebter Bruder, wenn Du das süße Mädchen aus den Händen ihrer Schwestern empfängst, nimm sie auch aus den meinigen. Du wirst ihr Alles sein, Vater, Bruder, Sohn, Freund, Geliebter; und doch werden wir Alle auch Euch sein können, was uns gebührt. — Ich wiege Eure Ehe am Tage ihrer Geburt in Vaterarmen und lächle sie an mit Vateraugen. Laß mich sie recht oft sehen, in schmeichelnder Kindlichkeit, in fröhlichem Mutwillen, in heiligem Ernst! Laßt alle unsere Freunde mit mir Eurem Bunde zurufen, frühe Weisheit und ewige Jugend. Verborgenes Leben vor der Welt, aber reich und rüstig im Gefühl der Unsterblichkeit! Ich fühle mich stark in Euch und Eurem Heil und umarme Euch mit aller Liebe, deren mein Herz fähig ist." Mit innigster Teilnahme sah Schleiermacher dem jungen Paare in seiner Ehe das reichste Glück erblühen und blieb mit beiden in ununterbrochenem brieflichen Verkehr, bis die junge Gattin ihm im März 1807 in einem herzzerreißenden Brief die Mitteilung machen mußte, daß ihr Ehrenfried plötzlich ihr durch den Tod entrissen war. Nun wurde er der jungen Witwe, die bald nach dem Tode ihres Mannes ihr

zweites Kind gebar, ein väterlicher Tröster und Berater und als er im Sommer 1808 nach Ablauf des Trauerjahres die Freunde in Rügen besuchte, wurde Henriette von Willich seine Braut. Beide hatten die Gewißheit, daß der Heimgegangene diesen Bund segnen, daß er sein junges Weib und die beiden Kinder, die er ihr hinterlassen, am liebsten unter des besten Freundes Schutz sehen würde. Im April 1809 hat er dann die Geliebte heimgeführt, die an seiner Seite den reichsten Ersatz für das verlorene Glück gefunden hat. Der Ehe mit ihr sind außer einem hochbegabten als Knabe verstorbenen Sohne Natanael mehrere Töchter entsprossen, unter denen die edle Gemahlin des nachmaligen Ministers Grafen Schwerin auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist.

Inzwischen hatte Schleiermacher auch in Berlin wieder eine feste Anstellung und einen reichgesegneten Wirkungskreis gefunden, indem ihn König Friedrich Wilhelm III. schon im Jahre 1808 zum Prediger an der Dreifaltigkeitskirche ernannt hatte. Am 11. Juni 1809 wurde er in sein neues Amt eingeführt. Die Kanzel der Dreifaltigkeitskirche ist durch ihn für lange Zeit die erste des evangelischen Deutschlands geworden. Durch die auf ihr gehaltenen Predigten hat er nächst Fichte wie kein Anderer in den Jahren der Knechtschaft auf die innere Wiedergeburt des deutschen Volkes und des preußischen Staates den mächtigsten Einfluß ausgeübt. Durch alle seine Predigten, die er in den nächstfolgenden Jahren hielt, klang die Mahnung hindurch, zur Ergebung in das verhängte Leiden, aber auch zum rechten Gebrauch der Trübsal und zur Erhebung über alle falsche Furcht. Seine Predigt zum Gedächtnis der Königin Luise über das Schriftwort Jesaias 55, v. 8 und 9: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege u. s. w.“, sowie die am Neujahrstage 1813 und am 28. März desselben Jahres bald nach der Verkündigung des Aufrufes:

„An mein Volk" gehaltenen, bleiben für alle Zeiten unvergängliche Denkmäler seiner vaterländischen Gesinnung. Namentlich die letztere ist von dem wunderbaren Frühlingsodem der vaterländischen Erhebung durchweht. Ein Ohrenzeuge, Carl von Raumer, hat uns den tiefen Eindruck geschildert, den sie auf die Zuhörer machte. Schleiermacher begann mit der Schilderung der letzten Ereignisse, unter deren Eindruck noch Alle stehen, wie die Franzosen gewichen, dem Namen nach Freunde, mit Freude entlassen, wie die Russen einzogen, dem Namen nach Feinde, mit Jubel begrüßt, wie die eigenen Truppen gekommen und wie in der ganzen Bevölkerung die Hoffnung sich regte, daß sie nun die rechte Bestimmung erhalten würden, den Kampf gegen den Nationalfeind, und wie die Hoffnung nun erfüllt sei durch das klare Wort, das der König zu seinem Volke gesprochen. Hierauf verlas der Prediger des Königs Aufruf und schilderte das Glück eines solchen Zusammenklangs der königlichen Macht und der Begeisterung des Volks. Dann folgte das herrliche Prophetenwort Jerem. 17, 5—8 und Jerem. 18, 7—10. Buße ist das Erste, was er durch dieses Wort erwecken will; mit bewundernswürdiger Klarheit, durch sein demütiges „wir" immer teilnehmend an der allgemeinen Schuld, schildert er, wodurch das Volk die Züchtigung heraufbeschworen, das rasche Wachstum Preußens unter Friedrich dem Großen, die fleischliche Sicherheit im Bewußtsein der erlangten Macht, die innere Fäulnis im Staatsleben, die schlechte Gesinnung, mit welcher Preußen den Frieden zu erhalten suchte, dann das Auflodern der vaterländischen Begeisterung 1806 und den furchtbaren Sturz, hierauf durch die Knechtschaft knechtische Gesinnung, nun aber Rückkehr zur Wahrheit aus der Heuchelei, die bis zu einer schauderhaften Vollendung getrieben worden war, Rückkehr zum freien Handeln, und dies in erhebendster Weise, wie die freiwilligen Gaben und die freiwillige Kriegsbereitschaft bezeugt.

Dann zeigte er, was Jeder in dem Kampfe zu thun schuldig sei; die Krieger ermahnte er, den Mut nicht zum Übermut oder Leichtsinn werden zu lassen, die Angehörigen und Befreundeten, die Liebsten mit Freuden zu opfern, die Lenker des Staats zur Treue in der Verwaltung der mit solcher Aufopferung dargebotenen Kräfte. Alle aber ermutigte er zu dem innern Krieg gegen die schlechte Gesinnung. „So stehe Jeder auf seinem Posten und weiche nicht! so halte sich Jeder frisch und grün im Gefühl der großen heiligen Kräfte, die ihn beleben! so vertraue Jeder Gott und rufe ihn an!“ Wie den Beginn des Befreiungskampfes, so begleitete er auch dessen weiteren Verlauf mit zündenden Worten, in denen er zu mutiger Ausdauer ermahnte, namentlich in den trüben Tagen des Waffenstillstandes für eine kräftige Politik eintretend, und auch als Berlin vor der Schlacht von Großbeeren unmittelbar vom Feinde bedroht war, auf seinem Posten ausharrend. Um so freudiger durfte er dann nach den errungenen Siegen und nach der glücklich vollbrachten Befreiung des Vaterlandes den wiederhergestellten Frieden begrüßen.

Nicht minder aber als durch seine Predigten auf der Kanzel hat Schleiermacher durch seine Thätigkeit als akademischer Lehrer eine tiefgehende Wirksamkeit ausgeübt, durch die er der deutschen Theologie neue Bahnen angewiesen hat. Schon gleich nach seiner Übersiedelung von Halle nach Berlin begann er öffentliche Vorlesungen über einzelne Fächer der theologischen Wissenschaft zu halten. Als dann zum Ersatz für den zeitweiligen Verlust der Universität Halle die Gründung einer neuen Hochschule in Berlin ins Auge gefaßt wurde, um wie König Friedrich Wilhelm III. sagte: „Durch geistige Kräfte zu ersetzen, was der Staat an physischen verloren hatte“, da wurde Schleiermacher einer der ersten Zierden der neuen Anstalt. Durch eine von ihm veröffentlichte Schrift: „Gelegentliche Gedanken über Universitäten

im deutschen Sinn", nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende, hat Schleiermacher wesentlich zur Gründung der im Herbst 1810 ins Leben getretenen neuen Hochschule beigetragen. Noch 24 Jahre lang ist er dann der geistige Mittelpunkt der theologischen Fakultät dieser Hochschule gewesen, mit deren bedeutendsten Lehrern auch in den andern Fakultäten ihn bald die innigsten Freundschaftsbande verknüpften. Tausenden von Jünglingen, die sich dem Dienst der Kirche widmeten, ist er durch seine Vorlesungen und durch seinen persönlichen Verkehr ein Führer auf dem Wege des Lebens geworden. Das Hauptwerk, das Schleiermacher auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft verfaßt hat, ist seine „Glaubenslehre"; in ihr stellt er Christum, den Erlöser, in den Mittelpunkt der christlichen Theologie und zwar nicht ein von Menschen ersonnenes Gedankenbild, sondern den wirklichen geschichtlichen Christus, wie er einmal persönlich gelebt hat in der Geschichte und wie er als geistige Persönlichkeit fortlebt und fortwirkt in der Gemeinde. Er will nichts wissen von einer Lehre Jesu, die rein als Lehre, abgetrennt von seiner Person, könnte aufgefaßt und dargestellt werden, sondern erst, indem wir mit dem „Erlöser" in Lebensgemeinschaft treten, werden wir des Christentums teilhaft nach seinem wahren Wesen. Daß mit Christus ein durchaus Neues beginnt, in der Weltgeschichte wie im Leben des Einzelnen, daß erst mit ihm, dem Sündlosen, die bloße Herrschaft der Natur, die Herrschaft der Sünde aufhört und das Reich der Gnade, die unumschränkte Herrschaft des göttlichen Geistes anhebt und sich ausbreitet, daß also außer Christus und ohne ihn kein Heil zu finden ist, das hat er wie überall in seinen Predigten, so auch in dieser zusammenhängenden Darstellung des christlichen Glaubens, aufs nachdrücklichste verkündigt und dadurch hat er die Theologie, die vom Glauben abgewichen war, wieder zum Glauben zurückgeführt.

Auch in die Fragen des kirchlichen Lebens, welche seine Zeit bewegten, hat Schleiermacher wiederholt eingegriffen. Mit offenem Freimut hat er, wenn auch leider vergeblich, für die Herbeiführung einer Kirchenverfassung, durch welche den Gemeinden eine Mitwirkung in den kirchlichen Angelegenheiten eingeräumt würde, seine Stimme erhoben. Er erstrebte die Selbständigkeit der Kirche in ihren inneren Angelegenheiten und die Einrichtung von Presbyterien und Provinzialsynoden, wobei er aber auch dem landesherrlichen Kirchenregiment des Königs sein Recht gewahrt wissen wollte. Viele seiner Gedanken über die Verfassung der evangelischen Kirche, die er in schriftlichen Gutachten und Abhandlungen niedergelegt hat, sind erst in unserer Zeit, mehr als ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode verwirklicht worden. Eine entschieden ablehnende Stellung hat Schleiermacher zu der von König Friedrich Wilhelm III. aus eigener Machtvollkommenheit eingeführten Agende eingenommen. Es schien ihm nicht geraten, den christlichen Geist der Gemeinden an den Buchstaben einer allein herrschenden Liturgie zu binden, und als im Herbst 1816 die vom Könige unter Mitwirkung seines Hofpredigers, des Bischofs Eylert, hergestellte Liturgie für die Hof- und Garnisongemeinde von Potsdam und die Garnisonkirche von Berlin erschien, fällte Schleiermacher über sie ein sehr abfälliges Urteil, indem er auch hier die Notwendigkeit einer kirchlichen Vertretung hervorhob, die allein befugt und befähigt sei, die schwebende Frage in befriedigender Weise zu lösen. Noch kraftvoller trat Schleiermacher für das selbständige Recht der Gemeinden ein, als die vom Könige ausgearbeitete Agende im Jahre 1822 in der ganzen preußischen Landeskirche eingeführt werden sollte. Sein Widerspruch wurde so übel vermerkt, daß sogar seine Bestrafung und die Absetzung des größten Theologen seit Luthers Tagen ernstlich in Erwägung gezogen wurde. In unerschrockener Berufstreue ließ sich Schleiermacher dadurch nicht

abhalten, seine Bedenken in einer weiteren Schrift offen auszusprechen und er hatte schließlich die Genugthuung, daß der maßvolle und einsichtige König durch nachträgliche Bestimmungen einen freieren Spielraum bei dem Gebrauch der Agende gestattete. Dadurch wurde es für Schleiermacher möglich, seinen Widerspruch fallen zu lassen; seinem Beispiele folgten andere namhafte Berliner Geistliche, die gegen die Einführung der Liturgie in ihrer Kirche Einspruch erhoben hatten, und sie wurde nun in allen Kirchen Berlins in Gebrauch genommen.

Einen wesentlichen Anteil hat Schleiermacher an der Einführung der Union gehabt. Es war längst ein Lieblingsgedanke König Friedrich Wilhelm III. gewesen, eine Vereinigung der lutherischen mit der reformierten Kirche in seinen Landen, herbeizuführen. In Ausführung dieses Gedankens erklärte der König am 27. September 1817 den Konsistorien, daß er am Reformationsfeste das Abendmahl gemeinsam mit den Lutheranern genießen werde, indem er die Hoffnung aussprach, daß sein Beispiel bei seinen Unterthanen Nachfolge finden werde. Als Vorsitzender der ersten Synode der Berliner Geistlichkeit verfaßte Schleiermacher eine Erklärung, in welcher diese sich an die Gemeinden wandte und sich über die Bedeutung der bevorstehenden gemeinschaftlichen Kommunionen am Reformationsfeste aussprach. Am 31. Oktober nahmen in der Nicolaikirche 63 Berliner Geistliche, alle theologischen Doktoren und Professoren der Universität und viele hohe Staatsbeamte gemeinsam das Abendmahl. Vor dem Altar reichten sich die beiden an der Dreifaltigkeitskirche wirkenden Geistlichen, der reformierte Schleiermacher und der lutherische Prediger Marheinecke die Hand. Gegen die von dem Kieler Prediger Claus Harms am Reformationsfeste 1817 veröffentlichten Thesen, in denen die Union als Verirrung, die neuere Religion als „Abfall von alten Glauben" angeklagt wurde, hat Schleiermacher die Union mit tapferen und wuchtigen Worten

verteidigt. In der Dreifaltigkeit selbst ist dann am Palmsonntage 1822 zur besonderen Freude des Königs die Union eingeführt und die Vereinigung der beiden bis dahin getrennten lutherischen und reformierten Gemeinden dieser Kirche durch einen feierlichen Gottesdienst vollzogen worden.

Auch an der Herausgabe eines neuen Berliner Gesangbuches hat Schleiermacher einen wesentlichen Anteil gehabt. Wenn dasselbe auch noch keineswegs allen Anforderungen entsprach, die wir heute mit geläuterteren Anschauungen an ein gutes Gesangbuch stellen, so bezeichnete doch das unter Schleiermachers langjähriger Mitwirkung zu stande gekommene Werk einen bedeutenden Fortschritt gegenüber den verwässerten, ihres christlichen Glaubensinhaltes zum größten Teil entleerten kirchlichen Gesängen, die unter dem Einfluß des Rationalismus vielfach in Gebrauch gekommen waren. Auch Schleiermacher hielt wohl eine Änderung alter Kirchenlieder für zulässig, ja unter Umständen für notwendig, aber er wollte solche Änderungen doch nur mit möglichster Schonung des Ursprünglichen bewirkt sehen. Die größte Sorgfalt verwandte Schleiermacher auf die Erteilung des Konfirmandenunterrichtes, die ihm durch den Verkehr mit der heranwachsenden Jugend zur besonderen Freude gereichte. Beiläufig sei hier bemerkt, daß auch Fürst Bismarck als Konfirmand zu Schleiermachers Füßen gesessen hat und ihm zeitlebens für die in seinem Unterricht empfangene tiefgehende geistige Anregung dankbar geblieben ist.

Für eine so vielseitige Thätigkeit, die Schleiermacher als Prediger und Seelsorger, als theologischer akademischer Lehrer, als unermüdlicher Schriftsteller und wissenschaftlicher Forscher auszuüben hatte, bedurfte es einer ungewöhnlichen Rüstigkeit, die er sich bei einem von Natur schwächlichen Körper von Jugend auf durch ernste Selbstzucht anzueignen gewußt hat. Wenn er sich manchmal auch schwach und angegriffen fühlte, so wußte er

sich doch immer wieder aufzuraffen und erklärte gelegentlich, daß er zum Kranksein keine Zeit habe. Bei jeder Arbeit war er mit ganzer Seele. In früheren Lebensjahren hat er oft die Nacht zum Tage gemacht, in späteren durch die löbliche Gewohnheit des Frühaufstehens die Zeit für seine umfassende Thätigkeit zu gewinnen gewußt. Bis in sein Alter wußte er sich die jugendliche Frische des Geistes zu bewahren. Ein unversieglicher Quell immer neuer Erfrischung war für ihn sein überaus glückliches häusliches Leben, das durch einen ausgedehnten Verkehr mit gleichgesinnten Freunden verschönert und bereichert wurde. Unter den letzteren nahm die Familie Reimer eine besonders hervorragende Stelle ein. Ein bewährtes und alle Jahre von neuem gern benutztes Mittel der Erholung waren ihm bis zuletzt weite Reisen, die er, wenn irgend möglich, alljährlich in den längeren Ferien und meist in Begleitung lieber Freunde unternahm.

Der herbste Schmerz seines Lebens war ihm der Verlust seines einzigen neunjährigen Sohnes Nathanael, der im Herbst 1829 dem Scharlachfieber erlag. Es war ein Beweis seiner starken Glaubenskraft, daß er, wenn auch unter „rinnenden Thränen", die Fassung zu finden vermochte, um dem geliebten Sohne selbst die Grabrede zu halten. Sie bildet eins der kostbarsten Vermächtnisse, das Schleiermacher uns hinterlassen hat. Den oberflächlichen Trost, mit dem so manche an Kindergräbern sich abzufinden wissen, lehnt er ab; namentlich vermag ihm der Gedanke keinen Trost zu gewähren, daß Gott seinen Nathanael von der Erde genommen habe, um ihn vor späterem Leid und vor Versuchungen zu bewahren. Warum sollte er nicht auch gleich Anderen dem Kampf des Lebens sich gewachsen gezeigt haben? Um so mehr findet er Trost und Zuversicht in der Verheißung des Herrn im hohenpriesterlichen Gebet: „Vater ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast." Er hat diesen Schmerz innerlich nie ganz über-

winden können, wenn er auch nach außen ihn nicht kund gab und mit ungebrochener Kraft bis ans Ende seines vielseitigen Berufes wartete. Der früh vollendete Sohn fehlte ihm um so mehr, je mehr er in der letzten Zeit sich mit ihm beschäftigt und sich persönlich dessen Erziehung gewidmet hatte. Er selbst hat in dieser Beziehung einem ihm nahestehenden Freunde sein Herz ausgeschüttet, an den er schreibt: „Mir war es nun besonders, seit der Knabe angefangen, das Gymnasium zu besuchen, ein eigener Beruf, ihn unter meine nähere Leitung zu nehmen. Zuletzt hatte ich es mir eingerichtet, daß er in meiner Stube arbeitete, und so kann ich sagen, es war keine Stunde, wo ich nicht des Knaben gedacht und um ihn Sorge getragen hätte, so daß ich ihn nun auch in jeder Stunde vermisse. Da ist nun nichts zu thun, als sich zu fügen und seinen Schmerz zu verarbeiten. Denn kämpfen kann und will ich nicht dagegen, und hingeben darf ich mich ihm auch nicht. Gleich an seinem Begräbnistage habe ich angefangen, Alles zu verrichten und das Leben geht seinen alten Zug fort, nur freilich geht Alles langsamer und schwerer!" Nur etwas über vier Jahre hat Schleiermacher den ihm vorangegangenen Sohn überlebt. In den ersten Tagen des Februar 1834 wurde er von Husten und Heiserkeit befallen, deren er anfangs wenig achtete, bis in der Nacht vom 6. auf den 7. Februar heftige Schmerzen eintraten, die ihn aufs Krankenlager warfen. Nur wenige Tage währte die schwere Krankheit, die er mit immer sich gleich bleibender Freundlichkeit und Geduld und in milder Ruhe ertrug und während deren ihm die volle Klarheit des Geistes erhalten blieb. Es erfüllte sich an ihm der Wunsch, den er früher einmal ausgesprochen hatte: „Recht bei voller Besinnung zu sterben, ohne Überraschung und ohne Täuschung den Tod recht sicher und bestimmt kommen zu sehen." Zur Linderung der Schmerzen, von denen er gequält ward, wurde ihm Morphium eingegeben, das ihn in einen

schlummernden zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwankenden Zustand brachte.*) Aber er hatte Klarheit genug, diesen Zustand zu erkennen und fügte die für sein Wesen so bezeichnenden Worte hinzu: „Aber in meinem Innern verlebe ich die göttlichsten Momente — ich muß die tiefsten spekulativen Gedanken denken und die sind mir völlig eins mit den innigsten religiösen Empfindungen.“ Einmal hob er die Hand auf und sagte feierlich: „Hier zünde eine Opferflamme an!“ Ein andermal: „Den Kindern hinterlasse ich den Spruch des Johannes: „liebet Euch unter einander!“ Sein Herz war voll Liebe und sein Mund ging davon über. Am letzten Morgen, als der Todeskampf sich einstellte, sprach er die erste und letzte Klage aus: „Ach Herr, ich leide viel!“ Dann legte er, die Züge des Todes im Angesicht, die beiden Vorderfinger an das linke Auge, wie er that, wenn er tief nachdachte und sprach: „Ich habe nie am toten Buchstaben gehangen, wir haben den Versöhnungstod Jesu Christi, seinen Leib und Blut. Ich habe aber immer geglaubt und glaube auch jetzt noch, daß der Herr Jesus das Abendmahl in Wasser und Wein gegeben hat.“ Dem Kranken war nämlich Wein verboten und so hielt er sich an die morgenländische Sitte, Wein und Wasser zu mischen, um zu entschuldigen, daß er nur Wasser genießen wollte. Während dessen hatte er sich aufgerichtet, seine Züge belebten sich, seine Stimme ward rein und stark. Er fragte, ob die Seinen mit ihm eins seien, daß Jesus auch das Wasser in dem Wein gesegnet habe. Auf ihr ja sagte er: „So lasset uns das Abendmahl nehmen, euch den Wein und mir das Wasser“. Dann, als das Nötige herbeigeholt war, fing er an mit verklärten Zügen und Augen, in denen ein wunderbarer Glanz, eine höhere Liebesglut leuchtete, einige betende Worte zur Einleitung der Handlung zu sprechen. Dann teilte er den Seinen und sich das Mahl aus, Jedem die

---

*) Baur, Geschichts- und Lebensbilder. S. 329.

Einsetzungsworte mit lauter Stimme sprechend. Und als die Handlung beendigt war, sprach er: „Auf diesen Worten der Schrift beharre ich, sie sind das Fundament meines Glaubens.“ Dann sprach er den Segen und mit voller Liebe in den Blicken sich zu seiner Frau wendend: „in dieser Liebe und Gemeinschaft sind und bleiben wir eins“, und sich auf das Kissen zurücklegend, suchte er einige Augenblicke eine bessere Lage; unter der Hilfe der liebenden Hände that er die letzten Atemzüge und sein Auge schloß sich allmählig. In der Mitte seines Lebens hatte er in den Monologen gesagt: „Ja, ungeschwächt will ich den Geist in die spätern Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmut mir vergehen, was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen; stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie, und nichts soll mir entreißen den Zauberschlüssel, der die geheimnisvollen Thore der höhern Welt mir öffnet, und nimmer soll mir verlöschen das Feuer der Liebe. Ich will nicht sehen die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelob ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseins nicht trifft, und ewige Jugend schwör ich mir selbst!“ Auf dem Gottesacker der Dreifaltigkeitskirche vor dem Halleschen Thore hat er seine Ruhestätte gefunden, die von seinen Freunden und Verehrern mit einem schönen Denkmal geschmückt worden ist, auf dessen Spitze eine Marmorbüste die edlen durchgeistigten Züge des Heimgegangenen zeigt. Auch von ihm gilt, was auf dem Denkmal seines älteren Zeitgenossen und in vieler Beziehung ihm geistig verwandten Mitarbeiters Fichte geschrieben steht: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die so viele zur Gerechtigkeit gewiesen, wie die Sterne immer und ewiglich.

Claus Harms.

Unter den deutsch-evangelischen Charakterbildern der Männer, die in der glaubenslosen Zeit am Anfange des zu Ende gehenden Jahrhunderts die Fahne des Evangeliums hochgehalten und zur Erweckung eines neuen frischen Glaubenslebens beigetragen haben, darf auch der Kieler Hauptpastor nnd Propst Claus Harms nicht fehlen. Wie so viele andere der in diesem Bande geschilderten Männer stammte auch er aus einfachem, deutschem Bauernhause, in welchem der fromme und ernste Geist echt deutscher christlicher Zucht und Sitte sich erhalten hatte. Am 25. Mai 1778 wurde Claus Harms im Dorfe Fahrstedt bei Marne in der Landschaft Süder-Ditmarschen in Schleswig-Holstein als der Sohn eines schlichten Mühlenbesitzers geboren. In seinem sechsten Lebensjahre siedelte der kleine Claus mit seinen Eltern aus seinem Geburtsorte Fahrstedt nach dem gleichfalls Ditmarschischen Dorfe St. Michaelisdonn über. Hier genoß er in der Dorfschule den ersten Unterricht, der sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion beschränkte. Mit seinem 13. Lebensjahre hatte er alles erlernt, was in einer Dorfschule damaliger Zeit zu erlernen war. Doch erteilte der Pfarrer des Ortes, der auf die Begabung des geweckten Knaben aufmerksam geworden war, ihm auch noch nach der Entlassung aus der Dorfschule im Lateinischen und Griechischen, sowie in anderen Wissenschaften weiteren Unterricht. Bei den raschen Fortschritten, die er im Lernen machte, dachte der Vater daran, ihn studieren zu lassen. Doch wurde der Gedanke wieder aufgegeben, da der

Vater den Ertrag seiner Mühle nicht für ausreichend hielt, um die Mittel für das Studium seines Sohnes zu erschwingen. Claus Harms trat, nachdem er konfirmiert worden war, als Müllerlehrling in das Geschäft des Vaters ein. Mit Lust und Liebe übte er sein Handwerk aus und noch in seinen späteren Lebensjahren war es ihm eine liebe Erinnerung an seine Kindheit und Jugend, wenn er eine Mühle klappern hörte. Bis zu seinem neunzehnten Jahre stand er dem Vater und nachdem dieser verstorben war, der Mutter in dem Betriebe des Müllergewerbes zur Seite. Als aber verschiedene Umstände den Verkauf der Mühle nötig gemacht hatte, und er sich dadurch aus seinem Berufe herausgerissen sah, erwachte mit unwiderstehlicher Gewalt von neuem sein Wissensdrang, zumal er nach dem Verkauf der Mühle nicht wußte, in welchem Berufe er seinen Unterhalt suchen sollte. Das kleine Vermögen von wenig mehr als 800 Thlr., das er von seinem Vater ererbt hatte, schien freilich für den Besuch einer Universität, dem doch auch noch erst eine Zeit weiterer Vorbildung voraufgehen mußte, nicht auszureichen und es ist ein schönes Zeugnis für die Willenskraft, mit welchem er dem ersehnten Ziele zustrebte, daß er sich, um noch etwas zu verdienen, bei einem Bauer als Knecht verdingte und in dessen Diensten treulich seine Arbeit that. Auf das ermutigende Zureden eines Pastors, der ihm sagte, daß mancher Jüngling schon mit bescheideneren Mitteln als er die Universität bezogen und bei Fleiß und Sparsamkeit sich durchgeholfen habe, wagte er es in Gottes Namen an's Werk zu gehen und sich für das Studium der Theologie vorzubereiten. Denn nur der geistliche Beruf kam für ihn in Frage. Er war bereits 19½ Jahr alt, als er diesen Entschluß faßte und die lateinische Schule, wie wir heute sagen das Gymnasium, zu Meldorf bezog, in deren Sekunda er aufgenommen wurde. Der Rektor dieser Schule, Namens Jäger, stand in dem Rufe eines tüchtigen Lehrers und Päda-

gogen und wußte den schon zum Jüngling gereiften Schüler zu fleißigem Lernen anzuspornen, sodaß er schon nach zwei Jahren die Reife für die Universität erlangt hatte. Zu Michaeli 1799 begab er sich nach Kiel, um sich auf der holsteinischen Landesuniversität mit dem gleichen Lerneifer, den er auf dem Gymnasium bewiesen hatte, dem Studium der Theologie zu widmen. Hier stand er völlig unter dem Einfluß des Rationalismus, der damals auch in Kiel, wie auf fast allen deutschen Hochschulen in voller Blüte stand. Doch bewahrte er sich unter diesem Einfluß den frommen ernsten Sinn, den er als Kindeserbe aus dem Vaterhause mitgebracht hatte. Namentlich begleitete ihn der Segen des Gebetes in sein ferneres Leben. Er selbst erzählte wohl, wie er auf der Reise nach Kiel, als er sich der Stadt näherte, im Stillen zu Gott gebetet und sich selbst die rechte Benutzung seiner Zeit gelobt habe. Trotz seines Fleißes, mit dem er dem Erlernen der theologischen Wissenschaften oblag, fühlte er sich in seinem Innern unbefriedigt, bis er durch Schleiermachers Reden über die Religion, die ihm ein Freund zu lesen gab, zum lebendigen Glauben an Jesum Christum geführt wurde. Er selbst hat das Lesen dieser Schrift als den Anlaß zu seiner Wiedergeburt bezeichnet. Bis in die Nacht hinein vertiefte er sich in die Schleiermacherschen Reden und setzte am folgenden Tage, der gerade ein Sonntag war, das Lesen derselben fort, machte dann einen einsamen weiten Spaziergang in's Freie, der für ihn die Geburtsstunde seines inneren Lebens geworden ist. Er kam wenigstens zu der Erkenntnis, daß die eigene Vernunft, auf welche der Rationalismus alles religiöse Leben zurückzuführen suchte, nicht ausreichte, um den Menschen seines Heiles gewiß zu machen, wenn ihm auch die volle Erkenntnis der Gnade Gottes in Christo damals noch nicht gleich aufgegangen ist. Im Jahre 1802 bestand er zu Glückstadt die theologische Prüfung und erwarb dadurch die Berechtigung zur Übernahme eines

Predigtamtes, aber noch mehrere Jahre vergingen, bevor es ihm gelang, eine Anstellung als Geistlicher zu finden. Als Hauslehrer in dem Hause des Pastors Schmidt in Probsthagen hat er diese Zeit des Werbens um ein Predigtamt, die er später seine „Bräutigamsjahre" nannte, zu seiner weiteren Ausbildung treulich benutzt. Nachdem er nochmals vergeblich zur Probe gepredigt hatte, wurde er im Jahre 1806 von der Gemeinde Lunden in Norder-Ditmarschen zum Diakonus gewählt. Noch vor der Einführung in sein Amt, die am Sonntag nach Ostern stattfand, hatte er sich mit Magdalene Jürgens, die schon seit Jahren seine verlobte Braut war, vermählt. Schon auf dieser ländlichen Stelle wußte er durch seine eigenartige Predigtweise die Gemeinde zu fesseln und wieder an den damals in den meisten Gemeinden aus der Mode gekommenen Kirchenbesuch zu gewöhnen. Es gehörte damals zum guten Kanzelton, die Predigten zu lebhaften Abhandlungen zu gestalten; auf die streng durchgeführte Anordnung und Gliederung der Teile wurde der größte Wert gelegt. Harms schlug einen ganz anderen und neuen Weg ein; frei von allen hergebrachten Schulfesseln behandelte er den biblischen Text, den er in volkstümlicher Sprache zu erklären und auszulegen suchte. Wie einst Luther es gethan hatte, schaute er dem Volke auf den Mund und lernte es ihm ab, wie man mit dem gemeinen Mann reden müsse. Dabei verstand er es auch außerhalb der Predigt auf die Bedürfnisse und Angelegenheiten seiner Gemeindeglieder mit liebevoller Teilnahme einzugehen. Er wurde seinen Pfarrkindern Rechtsbeistand in Streitfällen, auch wohl Arzt in der Krankheit und ging auf ihre landwirtschaftlichen Sorgen wie auf die Fragen des Gemeinwesens mit willigem Verständnis ein. „Steht ein Pfarrer an der rechten Stelle in einer Landgemeinde," so bezeugt er auf Grund der in Lunden gemachten Erfahrungen, „dann kreiset alles um ihn, Leibliches wie Geistliches."*)

*) Herzog, Realencyklopädie: Claus Harms.

Schon jetzt trat Harms mit mehreren der von ihm gehaltenen Predigten, die er drucken ließ, an die Öffentlichkeit. Im Jahre 1808 erschien eine Winter- und einige Jahre später eine Sommerpostille. Großes Aufsehen erregte eine Predigt, welche Claus Harms am Sonntage Sexagesimae 1814 im Hinblick auf den nahe bevorstehenden Frieden gehalten hat. Das Thema dieser Predigt lautete: „Der Krieg nach dem Kriege oder die Bekämpfung der einheimischen Landesfeinde.“ Er beantwortete in ihr die drei Fragen: Erstens: welches sind die Feinde? zweitens: welches sind unsere Waffen? drittens: welches sind die Botschaften an uns, in diesen Krieg zu gehen? indem er in der freimütigsten Weise die vielfachen Ungerechtigkeiten aufdeckte, die durch gewissenlose Beamte dem Volke zugefügt wurden. Claus Harms erzählt selbst über den gewaltigen Eindruck dieser Predigt und über die Angriffe, die er ihretwegen zu erfahren hatte: „In Heide, so schreibt er, war ein Blatt aus der gedruckten Predigt genommen und an's öffentliche Brett genagelt. Man schalt mich mit Bitterkeit und Heftigkeit: Ich solle bei der Bibel bleiben! Als ob nicht in der Bibel stünde: „Thue deinen Mund auf für die Stummen und die Sache aller, die verlassen sind“ (Sprüche 31, 8)! Kein Kirchspielvogt oder Kirchspielschreiber, kein Advokat und Advokatenschreiber sprach mit mir, wenn ich mit einem solchen zusammentraf. Im landschaftlichen Hause zu Heide, einem Wirtshause, konnte ich kaum ein Quart Wein bekommen; Wirt und Wirtin schoben es mir mit abgewandtem Gesichte zu. Meine Verteidiger hatte ich auch, darunter recht eifrige, und sogar ein Kirchspielvogt sagte mir, es wäre recht gut gewesen, daß ich die Sache aufgerührt hätte.“

Ein angesehener Landmann im Kirchspiel Lunden hatte sich bei der Regierung über Ungebührlichkeiten des Ortsbeamten beschwert und am Schluß seiner Beschwerdeschrift angeführt: Damit Se. Majestät nicht denken möchten, daß er ein Unzufriedener

sei, oder der einzige im Kirchspiel, so lege er eine gedruckte Predigt bei, die von einem der beiden Prediger in Lunden gehalten worden, in welcher zu ersehen wäre, wie es überhaupt stünde nnd ginge. Hierauf kam ein Befehl an das Kirchenvisitorium, Claus Harms über die Predigt zu vernehmen, welches geschah. Einige Tage darnach bekam er von Glückstadt den Befehl, vor einer obergerichtlichen Kommission in Lunden zu erscheinen, aber er wußte sich vor ihr durch Anführung offenkundiger Thatsachen zu verantworten. Durch diese und andere Predigten war sein Name weit über den Kreis seiner nächsten Umgebung hinaus bekannt geworden und Claus Harms wurde im Sommer 1816 zum Archidiakonus an der St. Nicolai-Kirche zu Kiel gewählt, wo er am 4. Advent seine Antrittspredigt hielt, zu deren Text er das Wort des Propheten Maleachie Kap. 2, V. 7 wählte: „Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, daß man aus seinem Munde das Gesetz suche, denn er ist ein Engel des Herrn Zebaoth.“ In Beantwortung der Frage, was einem Priester obliege, bekundete er in der Predigt seine hohe Auffassung von dem Berufe des geistlichen Amtes. Auch in Kiel wußte er bald zahlreiche Zuhörer um seine Kanzel zu sammeln, obwohl er meistens nur die Nachmittagsgottesdienste zu halten hatte. Gerade durch seine Schmucklosigkeit und die volkstümliche Derbheit seiner Ausdrücke fesselte er die Zuhörer, deren Zahl von Sonntag zu Sonntag eine immer größere wurde. Nicht allein aus der Kieler Gemeinde sah Harms zahlreiche Zuhörer um sich, sondern auch aus der Ferne fanden sich fast sonnäglich Fremde ein. In den Gesellschaften sprach man wetteifernd das Lob der herrlichen Predigten aus, an welchen man sich erbaute. In den öffentlichen Gasthäusern setzte man wegen der eintreffenden Fremden, die Harms hören wollten, die Zeit des Essens um drei Uhr nach der Mittagspredigt an, während Kiel kurz vorher noch in dem Rufe der größten Unkirchlichkeit ge-

standen hatte. Selbst in den von Harms monatlich an einem Wochentage gehaltenen Kinderlehren fanden sich viele Erwachsene aus allen Ständen ein. „Er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten" — das war der Eindruck, den seine Predigten machten. Besonders ergreifend wirkten die eindringlichen Gebete, die er in sie gelegentlich verflocht. Hier nur ein Beispiel, das noch der Lundener Wirksamkeit angehört. Zu einer Zeit anhaltender Dürre bat er um Regen, auf den bei dem wolkenlosen Himmel niemand schon bald zu hoffen wagte. Um so mehr waren alle, selbst Harms nicht wenig überrascht, als die schweren Tropfen plötzlich an die hohen alten Kirchenfenster klopften. Tief ergriffen und erblaßt schwieg er einige Sekunden, anscheinend lauschend und rief dann mit gedämpftem, immer mehr anschwellendem Tone: „Horch, liebe Gemeinde! Der Herr hat dich erhört, der Herr geht über dir einher und seine Fersen triefen von Segen." Durch den Erfolg seiner Predigten ermutigt und inzwischen von seinen früheren rationalistischen Anwandelungen völlig geheilt und zum Glauben eines streng lutherischen Bekenntnisses hindurchgedrungen, benutzte Harms die dreihundertjährige Jubelfeier der Reformation am 31. Oktober 1817, die 95 Thesen Luthers von neuem in deutscher Sprache abdrucken zu lassen und ihnen 95 neue zeitgemäße Sätze an die Seite zu stellen. Die letzteren waren eine offene Kriegserklärung an die damals unter dem Namen des Rationalismus allgemein herrschende Aufklärung. Er redete von einem Papsttum der Vernunft, von welchem die Kirche des 19. Jahrhunderts ebenso erlöst werden müsse, wie einst die des 16. von der römischen Tyrannei.*) So hieß es in These 9: „Den Papst unserer Zeit nennen wir in Hinsicht unseres Glaubens die Vernunft, in Hinsicht des Handelns das Gewissen, welchem letzten man die dreifache Krone aufgesetzt hat, die Gesetzgebung, die Belohnung und die Bestrafung", und

*) Hagenbach. a. a. o. S. 356.

in These 32: „Die sogenannte Vernunftreligion ist entweder von Vernunft oder von Religion oder von beiden entblößt.“ Eine andere These (71) lautet: „Die Vernunft geht rasen in der lutherischen Kirche, weist Christum vom Altar, schmeißt Gottes Wort von der Kanzel, wirft Kot in's Taufwasser, mischt allerlei Leute beim Gevatterstand, wischt die Anschrift des Beichtstuhls weg, zischt die Priester hinaus und alles Volk ihnen nach und hat das schon lange gethan. Noch bindet man sie nicht?“ In anderen Sätzen wieder greift er das Kirchenregiment an, von dem er den Schutz des lutherischen Bekenntnisses fordert. Mit besonderer Heftigkeit bekämpft er die von König Friedrich Wilhelm III. damals in Preußen eingeführte Union. „Vollziehet den Akt ja nicht über Luthers Gebein,“ so rief er in das deutsche Volk hinein, „es wird lebendig davon — und dann wehe euch!“

Harms sah voraus, daß seine Thesen ihm heftige Angriffe zuziehen würden. Darum hatte er nach seiner Versicherung sich öfter und zuletzt noch an dem Morgen, an welchem er sie in die Druckerei sandte, aufrichtig vor Gott geprüft, ob er auch auf irgend eine Weise dabei etwas für sich, ob er etwas anderes als Gottes Ehre und der Kirche Bestes beabsichtige, und da er bei dieser Prüfung sich reinsprechen durfte, hat er sie freudigen Mutes ausgehen lassen. Was er so vor Gott überlegt und mit dem Gebet, daß Gott das Werk hindern möge, wenn Schlimmes daraus hervorgehen sollte, begonnen hatte, das nennt er in dem Vorworte ein vorgelegtes Vaterunser, worüber er den bitteren Spott vieler Gegner hat erfahren müssen. Die Thesen fanden bald die weiteste Verbreitung und das von Harms selbst erwartete Aufsehen blieb nicht aus. Bei den Altgläubigen, die von dem freimütigen Worte, der bitteren Arzenei für die Glaubensschwäche jener Zeit eine Erneuerung des christlichen Lebens erwarteten, riefen sie die größte Freude hervor, aber um so größer war

der Unwille und Zorn bei den Anhängern der Aufklärung. Man nannte Harms einen Finsterling, einen Jesuiten, wohl gar einen Heuchler und erlaubte sich selbst die gröbsten persönlichen Beleidigungen gegen den Verfasser der Thesen. Die Bewegung der Gemüter drang selbst in die untersten Schichten des Volkes ein, so daß es, wie erzählt wurde, sogar unter den holsteinschen Bauern zu Schlägereien wegen der Thesen kam. Am größten war die Aufregung in Kiel selbst. Es gab wenig Häuser, in denen sie nicht wochenlang den Gegenstand des Gespräches bildeten. Bis in das gesellige Familienleben hinein erstreckte sich der Zwist der Parteien. Viele, darunter auch gelehrte Männer, die vorher fleißige Zuhörer und Lobredner des Predigers gewesen waren, wurden an ihm irre und blieben fortan seinen Predigten fern. In einigen Häusern war es verpönt, von Harms und seinen Thesen zu sprechen; nicht allein Gesellschaftskreise löśten sich ihretwegen auf, sondern sogar ein Verlöbnis wurde wegen der durch sie hervorgerufenen Meinungsverschiedenheit aufgehoben. Die Straßenjungen sangen mit spöttischer Anspielung auf den Namen des Verfassers: „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen“. Bald erschienen auch zahlreiche Schriften für und wieder die Harmsschen Thesen. Die Zahl derselben läßt sich nicht mehr genau ermitteln, sie betrug aber weit über hundert. So verbreitete sich die Bewegung, die sie hervorriefen durch die gesamte evangelische Kirche und der Streit zwischen der Aufklärung eines Vernunftchristentums und dem Glauben an die göttliche Offenbarung, der bis dahin auf die Kreise der theologischen Schulen beschränkt gewesen war, wurde nun zu einer Angelegenheit der Gemeinden und jedes einzelnen. In dieser Beziehung haben die Harmsschen Thesen eine heilsame Wirkung gehabt und dazu beigetragen, ein neues Glaubensleben zu wecken. Auf der andern Seite ist auch freilich das strenge engherzige Luthertum durch sie befördert worden

und in seinem Eifer gegen die Unionsbestrebungen Königs Friedrich Wilhelm III. ist Harms weit über das Ziel hinaus gegangen. Immerhin bleibt er einer der treuesten Zeugen des Evangeliums in glaubensarmer Zeit und auch der heftig entbrannte Streit hat seine Stellung in der gesegneten Wirksamkeit in seiner Kieler Gemeinde nicht zu erschüttern vermocht. Auch auf die Theologiestudierenden der Kieler Universität hat Harms einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt. Jeden Montag Abend versammelte er einen Kreis derselben um sich, dem er freie Vorträge über die Aufgaben des geistlichen Amtes hielt. Aus ihnen ist die von ihm verfaßte „Pastoraltheologie" entstanden, aus der Hunderte von angehenden Geistlichen die reichste Anregung empfangen haben. Harms hat reichlich das Wort an sich erfahren dürfen: „Wenn Jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, macht er seine Feinde auch mit ihm zufrieden". Je länger je mehr fühlte sich seine Gemeinde mit ihm und er mit ihr verbunden, weshalb er mehrfache von auswärts an ihn ergehende Berufungen ablehnte. Schon im Jahre 1819 erhielt er einen Ruf nach Petersburg, wo ihm die Stelle des evangelischen Bischofs angetragen wurde. Als er diese abgelehnt hatte, schenkten ihm Gemeindeglieder ein eigenes Haus. Im Jahre 1834 erging an ihn der Ruf an die Dreifaltigkeitskirche in Berlin, an der er der Nachfolger Schleiermachers werden sollte, der in dem Thesenstreit dereinst nicht ohne Heftigkeit gegen ihn aufgetreten war, wie sehr er auch Harms als Prediger wie als Mensch zu schätzen wußte. Aber Harms zog es auch diesmal vor, in seinem lieben Kiel zu bleiben. Hier wurde er im Jahre 1835 zum Hauptpastor an St. Nicolai und zum Propst der Propstei Kiel befördert. In dieser Stellung hat er seine reichgesegnete Wirksamkeit noch weitere 14 Jahre fortgesetzt, bis er sich im Jahre 1849 genötigt sah, wegen Erblindung seine Ämter niederzulegen. Doch ließ er es sich auch im Ruhestande nicht nehmen, dann und wann wieder die Kanzel

zu besteigen. Hochbetagt ist er im Alter von 77 Jahren am 1. Februar 1855 sanft und selig verschieden. Er war ein Mann, so heißt es in einem ihm gewidmeten Nachruf, welcher unter zahlreichen andern Gaben in hohem Grade auch die besessen hat, mit der Begeisterung eines Propheten zu seinem Volke zu reden, ein Kirchenfürst seiner Zeit, der in unserer Zeit nicht seines gleichen hat.

Carl Freiherr vom und zum Stein.

Als ein Vorbild, in schwerer Zeit männlich zu handeln und männlich zu leiden, hat ein bewährter Schulmann, D. L. Wiese den Mann, dessen Charakter- und Lebensbild wir in dem nachfolgenden Abschnitt zu zeichnen versuchen, der deutschen Jugend vor Augen gestellt. So lange die deutsche Geschichte von der Zeit der Erniedrigung und Schmach des deutschen Vaterlandes in den Tagen der Napoleonischen Herrschaft, aber auch von der Zeit der Wiedergeburt und Erhebung des preußischen Staates in den Tagen der Befreiungskriege Kunde geben wird, so lange wird auch der Name Steins im Gedächtnis des deutschen Volkes fortleben.

Heinrich Friedrich Carl Reichsfreiherr vom und zum Stein wurde am 26. Oktober 1757 auf dem Stammschloß seines Hauses zu Nassau a. d. Lahn als das vorletzte von zehn Geschwistern geboren. Sein Vater Carl Philipp vom Stein war Kurmaintzischer Geheimrat und mittelrheinischer Ritterrat, ein Mann von echtem deutschen Adel, ein erklärter Feind der damals durch den französischen Einfluß in den vornehmen Kreisen und insbesondere an den deutschen Höfen eingerissenen Unsittlichkeit, aber bei unverbrüchlicher Rechtlichkeit, auch heftigen leicht aufbrausenden Gemütes, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd und des edlen Waidwerkes, ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Sein Sohn hat ihm in treuer Schilderung seines Wesens die Grabschrift gesetzt:

„Sein Nein war Nein gewichtig,
Sein Ja war Ja vollmächtig,
Seines Ja war er gedächtig;
Sein Grund, sein Mund einträchtig,
Sein Wort das war sein Siegel.“

Von noch größerem Einfluß auf die geistige Entwickelung des Sohnes ist dessen Mutter gewesen, Henriette Caroline Langwerth von Simmern, die mit klarem lebhaftem Geist einen tiefreligiösen Sinn verband und der er vor allem die ihm eigene lautere Frömmigkeit und ernste Pflichttreue zu verdanken gehabt hat. In dem Kreise seiner zahlreichen Geschwister verlebte Carl vom Stein eine glückliche Kindheit. Das ländliche Leben, das Durchstreifen der Wälder, gab seinem Leibe frische Kraft und Gewandtheit und sein Geist fand Nahrung in Dichtung und Geschichte. Eine Schule scheint Stein nicht besucht zu haben, sondern zu Hause von Hofmeistern unterrichtet worden zu sein. Unter der Leitung eines solchen bezog er, kaum 16 Jahre alt, im Jahre 1773 die Hochschule zu Göttingen, um dort bis zum Jahre 1777 Rechtswissenschaft, Staatswirtschaft und daneben auch Naturwissenschaft zu studieren. Dem Göttinger Hainbunde, in welchem für Klopstock und dessen Dichtung begeisterte junge Männer sich zusammenfanden, hat Stein nicht angehört. Seiner nüchternen schlichten Natur war die Überschwänglichkeit, mit welcher in diesem Kreise ein Freundschaftskultus getrieben wurde, zu wenig entsprechend. Auch wollte er sich nicht durch die Beschäftigung mit der Litteratur, für die damals eine neue Zeit anbrach, von dem Hauptzweck seines Studiums ablenken lassen. Nach Vollendung desselben ging er auf einige Monate nach Wetzlar, um am dortigen Reichskammergerichte zu arbeiten und unternahm dann eine Reise an verschiedene deutsche Höfe, die ihn über Mainz, Regensburg, Salzburg, Wien und Dresden im Jahre 1780 nach Berlin führte. Die Absicht seiner Familie ging wohl dahin, daß er an dem Kammergericht des alten Reiches

oder bei dem Reichshofrat in Wien eine Stellung suchen sollte. Aber das geistlose, kleinliche Treiben, das in den Kreisen dieser Behörden herrschte, schreckte ihn ab und eine hohe Verehrung für Friedrich den Großen bewog ihn unter Zustimmung seiner Eltern in den Dienst des preußischen Staates zu treten. Durch die Vermittelung des Ministers v. Heinitz, der seiner Familie befreundet war, wurde er als Referendar im Bergwerks- und Hüttenwesen angestellt. Obwohl ihm alle Vorkenntnisse für die damit betretene Laufbahn fehlten, so wußte er sich doch sehr bald in die ihm obliegenden Geschäfte einzuarbeiten. Minister v. Heinitz nahm ihn auf seinen Dienstreisen durch Ostfriesland, Holland, Westfalen und durch das Mansfeld'sche Bergwerksgebiet als seinen Begleiter mit und fand so großes Gefallen an ihm, daß er ihn schon nach zwei Jahren dem Könige zur Beförderung in dem Departement des Bergwerks- und Hüttenwesen vorschlug. Der König stutzte und sagte: Gleich Oberbergrat sei doch ein bischen viel; was er denn gethan habe, das zu verdienen? um das zu werden, müßte man sich doch ein bischen distinguiert haben. Der Minister erwiderte, Stein habe sich durch akademischen Fleiß und auf Reisen nach Ungarn, Steiermark und anderen deutschen Provinzen, bei einsichtiger Untersuchung der Berg- und Hüttenwerke, besonders der Stahl- und Eisenfabriken so gute Kenntnisse erworben, daß er schon damals, als der Minister ihn vorgeschlagen, sich des Königs Dienste zu widmen, einer Oberbergratsstelle hätte vorstehen können; seit zwei Jahren habe er sich durch Eifer und Fleiß ausgezeichnet, auch viele wichtige Sachen bearbeitet, und er, der Minister, wiederhole also seinen Antrag mit der Versicherung, daß er ihn für tüchtig halte und solchergestalt ihn dem Dienste des Königs zu erhalten wünsche. Der König gab nach und so wurde Stein, obwohl er kaum 25 Jahre alt war, zum Oberbergrat ernannt. Als solcher hatte er vom Jahre 1784 an die westfälischen Bergämter zu leiten und

nahm in Wetter a. d. Ruhr seinen Wohnsitz. Ganz unerwartet wurde ihm schon im Jahre darauf der Auftrag zu teil, in außerordentlicher Sendung nach Mainz, Zweibrücken und Darmstadt zu gehen, um den Beitritt dieser Höfe zum deutschen Fürstenbunde zu bewirken, durch den Friedrich der Große den ehrgeizigen Absichten Kaiser Joseph II. auf Bayern entgegen zu treten suchte. Der Auftrag ging Stein zu, als er gerade auf einer seiner Bergwerksreisen begriffen war und er glaubte denselben ablehnen zu müssen, da er sich selbst einer solchen schwierigen Aufgabe nicht für gewachsen hielt. Die Ernennung wurde daher zunächst zurückgenommen. Als aber Minister v. Heinitz Stein andeutete, daß seine Ablehnung seiner Furcht vor Österreich zugeschrieben werde, hielt es dieser für eine Ehrensache dem Auftrage nicht aus dem Wege zu gehen und bat selbst um die Erneuerung desselben. Seiner Bitte wurde gewillfahrt, doch blieb der Auftrag jetzt auf Mainz beschränkt, während an die übrigen Höfe ein anderer Unterhändler gesandt wurde. Zur vollen Zufriedenheit der Regierung führte der erst 27jährige junge Mann seinen Auftrag aus. Es gelang ihm alle Bedenken des Kurfürsten von Mainz gegen den Beitritt zum Fürstenbunde, von welchem ihn Österreich und der französische Gesandte durch Drohungen zurückzuschrecken suchten, zu überwinden. Schon bei dieser Gelegenheit bewährte er die in seinem späteren Leben und Wirken wiederholt bewiesene Fähigkeit, unentschlossenen und furchtsamen Männern Mut einzuflößen. Dennoch kehrte er mit einer tiefen Abneigung gegen die diplomatische Laufbahn und gegen die elenden Künste und Ränke der damaligen Diplomatie von seiner Sendung auf seinen bisherigen Posten zurück. Bald darauf starb Friedrich der Große und dessen Nachfolger König Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn zum Geheimen Oberbergrat. Als solcher begleitete er den nachmaligen Minister des Bergbaues Grafen Rheden im Jahre 1787 auf einer Reise nach England.

Von da zurückgekehrt, wurde er zum Kammerdirektor der Kriegs- und Domänenkammern in Cleve und Hamm und einige Jahre darauf im Jahre 1793 zum Präsidenten dieser Behörden ernannt. Sein Wirkungskreis auf dem Gebiete der Verwaltung in den niederrheinischen und westfälischen Besitzungen des preußischen Staates erweiterte sich noch, als er im Jahre 1796 zum Oberpräsidenten sämtlicher westfälischen Kammern mit dem Wohnsitz in Minden ernannt wurde. In diesen verschiedenen Stellungen hat er sich durch Wege- und Wasserbauten, durch die Schiffbarmachung der Ruhr, durch die Hebung von Handel und Gewerbe, durch die Regelung des Steuer- und Accisewesens unvergängliche Verdienste um die nachmalige preußische Provinz Westfalen erworben und den Grund gelegt zu dem Aufschwung, welchen der Bergbau und die gesamte Industrie im weiteren Verlauf der Zeit, gerade in diesem Teile des preußischen Staates genommen haben. Innerhalb vier Jahren gelang es ihm, den Bau von 20 Meilen Kunststraßen ins Werk zu setzen. In Folge dieser amtlichen Thätigkeit fühlte er sich mit diesen Gegenden so verwachsen, daß er Westfalen als seine eigentliche Heimat betrachtete.

Eine Unterbrechung erfuhren diese friedlichen Arbeiten durch den Krieg, den Preußen in den Jahren von 1792—1795 gegen das revolutionäre Frankreich führte. Stein hatte nicht bloß für die Verpflegung des preußischen Heeres Sorge zu tragen, er mußte auch mit kleineren deutschen Fürsten, so mit dem Landgrafen von Hessen-Cassel, wegen Truppenstellungen verhandeln und rettete selbst, wie erzählt wird, die Festung Wesel vor einem französischen Überfall. Neue, größere Aufgaben erwuchsen ihm, als im Frieden von Luneville alle deutschen Besitzungen auf dem linken Rheinufer an Frankreich abgetreten werden mußten und durch den auf diesen Frieden folgenden Reichsdeputationshauptschluß die Entschädigungen festgesetzt wurden, welche Preußen für die auf dem linken Rheinufer abgetretenen Gebietsteile erhielt.

Die preußische Entschädigung umfaßte in Nieder-Sachsen die Bistümer Hildesheim und Quedlinburg und die freien Städte Nordhausen, Mühlhausen und Goslar; in Westfalen einen großen Teil von Münster und das Bistum Paderborn; außerdem die Städte Essen und Werden und in dem bisher dem Kurfürsten von Mainz gehörenden Gebiet die Stadt Erfurt und das Eichsfeld. Stein erhielt den Auftrag, von den westfälischen Bistümern Besitz zu ergreifen und den Übergang dieser Landschaften in die preußische Verwaltung zu vermitteln. Die Aufgabe war schwer, denn es galt, ein katholisches Land, das vortrefflich regiert war und Ursache hatte, auf seinen religiösen Volksgeist und gute Erziehungsanstalten stolz zu sein, einer protestantischen Regierung zu unterwerfen, gegen die in den neuen Ländern großes Mißtrauen herrschte. Stein war der rechte Mann für diese Aufgabe. Ohne seinem Protestantismus etwas zu vergeben, verstand er es, mit den katholischen Kreisen der neuen Lande in ein freundliches Einvernehmen zu treten. Die seitherigen Einrichtungen und Sitten ließ er mit schonender Milde bestehen. Nachdem die Besitzergreifung vollendet war, nahm Stein gemeinsam mit dem General Blücher seinen Wohnsitz in Münster. In diese Zeit bedeutsamer Umwandlungen, die sich in Deutschland vollzogen, fällt Steins Vermählung mit der Tochter des hannoverschen Feldmarschalls Grafen von Walmoden, die er in Gießen und Cassel kennen gelernt hatte und die ihm am 8. Juni 1793 angetraut wurde. Bis zu ihrem im Jahre 1819 erfolgten Tode ist sie ihm eine treue Gattin gewesen, wenn sie auch das Glück einer stillen und behaglichen Häuslichkeit, auf welches ihre Wünsche gerichtet waren, an seiner Seite nicht gefunden hat. Ihr ganzes eheliches Leben ist vielmehr eine Reihe von Entbehrungen, Anstrengungen und Aufopferungen gewesen und gerade, als sie hoffen durfte, an der Seite ihres Gemahles des stillen häuslichen Glückes, nach welchem sie sich sehnte, genießen zu dürfen, wurde die Ehe durch den Tod getrennt.

Aus seiner erfolgreichen und segensreichen Wirksamkeit in Westfalen wurde Stein durch seine im Jahre 1804 erfolgte Berufung zum Minister für Accise, Zoll, Fabriken, Handel und Bank herausgerissen. Er unterließ es nicht, dem Könige seine Bedenken gegen die Übernahme dieses verantwortungsvollen Postens vorzutragen und namentlich hervorzuheben, daß es ihm in mancher Beziehung an der erforderlichen Kenntnis der Einrichtungen im Innern der Monarchie fehlen werde, da die westfälischen Provinzen in ihrer Verfassung von jener so durchaus abweichend wären. „Diese Kenntnis zu erlangen," so schrieb er dem Könige, „wird Zeit und örtliche Untersuchung erfordern, und bis dahin werde ich nur unvollkommen im stande sein, das zu leisten, was Ew. Majestät von demjenigen erwarten können, dem Höchstdieselben die Leitung wichtiger Teile des Staatshaushaltes anvertrauen." Trotzdem bestand der König auf seiner Berufung, indem er ihm zugleich seine Anerkennung für die bisher bewährte Fähigkeit, Einsicht, Thätigkeit und Rechtschaffenheit aussprach. Mit Eifer widmete sich Stein seinem neuen Amt, das er im Dezember 1804 antrat. Er bewies seine Treue im Dienste, indem er bemüht war, die Kräfte des Landes zu wecken, um die ungeheuren Kosten aufzubringen, welche die böse Zeit erforderte und indem er schon damals das Volk mit einem mutigen, tüchtigen Geist zu erfüllen suchte. Mit dem Freimut, den er sein ganzes Leben hindurch bewahrt hat, gab er wiederholt der Überzeugung Ausdruck, daß in der Verwaltung des Staates vieles veraltet sei und zweckmäßigeren Einrichtungen Platz machen müsse. Aufs tiefste schmerzte ihn die schwankende Haltung, welche Preußen dem immer übermächtigeren und hochfahrenderen Auftreten Kaiser Napoleons gegenüber einnahm, aber da es einmal an einer großen moralischen Kraft fehlte, die erforderlich gewesen wäre, um große Entschlüsse zu fassen, so erkannte Stein, wie er selbst an Freiherrn von Vincke schreibt,

hierin den Willen der Vorsehung, dem gegenüber nichts übrig bleibe, als Glaube und Ergebung. Dennoch blieb er selbst nicht unthätig. Durchdrungen von der Notwendigkeit, daß den Gefahren, welche die Selbständigkeit Preußens bedrohten, nur durch gründliche Verbesserungen in der Regierung und Verwaltung des Staates abgewendet werden könnten, entwarf er im Mai 1806 eine Denkschrift, in welcher er den gegenwärtigen Zustand der preußischen Regierungsverfassung aufs schärfste verurteilte. Er tadelte namentlich den Einfluß der unverantwortlichen Kabinetsräte, die zwischen dem Könige und den Ministern ständen und forderte die Entlassung des Grafen Haugwitz, dessen Thun und Treiben er als eine ununterbrochene Folge von Verschobenheiten oder von Verworfenheiten bezeichnete, sowie des Geheimen Kabinetsrat Lombard, den er einen ebenso verächtlichen wie unfähigen Menschen nannte. Die Denkschrift war zunächst für die vertrauten Gesinnungsgenossen Steins bestimmt, die mit ihm die Überzeugung teilten, daß bei der Fortdauer der gegenwärtigen Zustände der preußische Staat an den Abgrund des Verderbens gebracht werde und entweder sich auflösen oder seine Unabhängigkeit verlieren müsse. Nachdem einige besonders starke Stellen in ihr beseitigt worden waren, wurde sie der Königin Luise vorgelegt. Diese billigte zwar die in ihr erhobenen Beschwerden und gestellten Forderungen, aber auch sie nahm doch auch bei der milderen Fassung derselben an einzelnen Ausdrücken Anstoß. Aus diesem Grunde scheint die Königin es auch unterlassen zu haben, Steins Denkschrift zur Kenntnis des Königs zu bringen. Immerhin bleibt dieselbe ein denkwürdiges Zeugnis für den offenen Freimut Steins und für den klaren Blick, mit welchem er die unheilvolle Politik beurteilte, durch welche Preußen an den Rand des Verderbens gebracht worden ist. Steins Ratschläge verhallten ungehört und in der unglücklichen Schlacht von Jena vollzog sich das von Stein vorausgesehene Geschick des

preußischen Staates. Glücklicherweise gelang es Stein, noch vor dem Einzug der feindlichen Armee die Kassen des Staates nach Königsberg zu retten und damit dem Könige die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu erhalten. Er folgte dem Könige nach Königsberg, und als nun der Minister Haugwitz entlassen wurde, wollte der König den Freiherrn von Stein mit den auswärtigen Angelegenheiten betrauen. Stein aber lehnte dies Amt ab und drang um so entschiedener auf die Verbesserung der obersten Staatsverwaltung, in welcher er die Vorbedingung für den Fortbestand des preußischen Staates erkannte. Der König sah in manchen seiner Vorschläge damals noch revolutionäre Neuerungen, durch welche die königliche Machtvollkommenheit beeinträchtigt wurde. Als Stein nichtsdestoweniger immer wieder auf seine Verbesserungsvorschläge zurückkam, gab ihm König Friedrich Wilhem III. in einem eigenen Handschreiben sein allerhöchstes Mißfallen in sehr unverhohlener Weise kund. Der Monarch sprach in diesem Schreiben vom 3. Januar 1807 seinen allerhöchsten Unwillen darüber aus, daß Stein eine frühere Kabinetsordre, in welcher der König seinen Absichten in betreff eines sich zu verbessernden Geschäftsganges in den Regierungsangelegenheiten entgegen gekommen sei, unbeantwortet gelassen habe. „Ich kann unmöglich,“ so schrieb der König wörtlich, „Ihr Stillschweigen als bloßen Trotz oder Ungehorsam gegen meine Befehle ansehen, denn sonst müßte ich für Sie ein passendes Quartier bereiten lassen.“ Dann hieß es zum Schluß: „Mit großem Leidwesen habe ich ersehen müssen, daß Sie als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kapricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Hasse und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am

allernachteiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es thut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut Deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre fernere Dienste machen kann.“

Königsberg den 3. Januar 1807.

Friedrich Wilhelm.

Nach diesem Schreiben, dessen härteste Stelle übrigens der König selbst wieder gestrichen hatte, blieb dem Minister nichts weiter übrig, als um seine Entlassung zu bitten. Er that dies in einem dem Könige schon am folgenden Tage eingereichten förmlichen Abschiedsgesuch, auf welches er eine bestimmte Antwort niemals erhalten hat. Der König nahm die Entlassung nur stillschweigend an, indem er am folgenden Tage erwiderte: „Da der Herr Baron von Stein unter gestrigem Dato sein eigenes Urteil fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen.

Königsberg 4. Januar 1807.

Friedrich Wilhelm.“

Bessere Tage abwartend, zog sich Stein Ende Januar 1807, auf seinen Stammsitz zu Nassau zurück. Statt seiner war Graf Hardenberg Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden. Inzwischen nahmen Preußens Unglück und Erniedrigung ihren weiteren Verlauf, bis dasselbe durch den Frieden von Tilsit, in welchem Preußen der Hälfte seiner Länder beraubt wurde, vollends besiegelt wurde. Schon während der Verhandlungen über diesen Frieden, bestand Napoleon, der ein tiefes Mißtrauen gegen Hardenberg hegte, auf dessen Entfernung von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Er erklärte: „er wolle lieber 40

Jahre länger Krieg führen, als mit dem Minister Hardenberg unterhandeln." So mußte auch dieser entlassen werden. Am 6. Juli 1807 verabschiedete sich Hardenberg von dem Könige und von der Königin, welche sich damals in dem Dorfe Pitkupönen in der Nähe von Tilsit aufhielten, und ging nach Memel. In der letzten Unterredung, die er mit dem Könige hatte, bat er ihn, den Minister von Stein wieder in seine Dienste zu nehmen und zu vergessen, was zwischen ihm und Stein vorgefallen war, indem er ihm eindringend vorstellte, daß dieses der einzige Mann sei, von welchem er Hilfe erwarten könne. Hardenberg konnte darauf hinweisen, daß die Berufung Steins auch Napoleon genehm sein würde. Hatte dieser doch bei der ersten Zusammenkunft mit König Friedrich Wilhelm III. in der Mitte des Memelstromes, bei welcher er schon seiner feindlichen Gesinnung gegen Hardenberg Ausdruck gegeben hatte, auf die Entgegnung des Königs, daß er niemand habe, dem er seine Geschäfte mit eben dem Vertrauen übergeben könne als Hardenberg, erwidert: „Nehmen Sie den Baron von Stein, das ist ein Mann von Geist." Es war für den König kein leichter Schritt, nach allem was vorgefallen, Stein zum Wiedereintritt in den Staatsdienst aufzufordern. Dennoch entschloß er sich dazu, seine persönlichen Empfindungen dem Wohle des Staates unterordnend. Im Auftrage des Königs, richtete Hardenberg an Stein die Aufforderung zum Wiedereintritt in den Staatsdienst. „Von dem, was zwischen Ihnen beiden vorgefallen ist," so schrieb er ihm", sei niemals wieder die Rede. Der König hat durch das Unglück viel gewonnen, und seine Ausdauer macht ihm Ehre. Treffen Sie die rechte Weise, die Geschäfte mit ihm zu behandeln, so werden Sie ihn zu allem bestimmen, was gut und nützlich ist, wie mir dieses vollkommen gelungen war. Vermeiden Sie besonders das Ansehen, ihn regieren zu wollen. Er besitzt die gute Eigenschaft, Widerspruch zu ertragen, und

denjenigen zu schätzen, der ihm die Wahrheit sagt, wenn es mit der Ehrerbietung geschieht, die man dem Fürsten schuldig ist, ohne Bitterkeit und aus wahrer Liebe für ihn und seinen Dienst.“ Gleichzeitig schrieb die Prinzessin Luise von Radziwill, eine Schwester des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand, an Stein und beschwor ihn, dem Rufe des Königs sich nicht zu entziehen und auch Blücher begleitete Hardenbergs Schreiben mit einem Briefe ähnlichen Inhaltes. Erst am 9. August gelangten diese Briefe, die Stein in den Dienst des Königs zurückriefen, durch einen Feldjäger in die Hände des Freiherrn, der auf seinem Stammsitz zu Nassau soeben erst von schwerer Krankheit genesen war. Zur höchsten Ehre gereicht es ihm, daß er von jedem Gefühle gekränkter Ehre und von jeder Bitterkeit in der Erinnerung der erfahrenen Kränkungen frei, dem Könige und dem Vaterlande seine Dienste in edler Selbstverleugnung wieder zur Verfügung stellte. Selbst noch unfähig zum Schreiben, diktierte der schwer verletzte Mann seiner Gemahlin die hochherzige Antwort an den König: „Ich befolge die Befehle unbedingt und überlasse Eurer Königlichen Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit dem Eure Königliche Majestät für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Person in Anrechnung zu bringen, um so mehr, da Eure Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben.“

Am 30. September 1807 traf Stein in Memel ein, und unverweilt wurden die wichtigsten Verbesserungen in der Gesetzgebung und Verwaltung in Angriff genommen. Er stellte sich die Aufgabe, dem Volke in allen seinen Ständen die Lust und Kraft zu selbständigem Handeln einzuflößen, das Volk zu verantwortlicher Mitarbeit an den Aufgaben des Staates aufzurufen, und durch solche Thätigkeit sein Selbstvertrauen und

seinen Opfermut zu beleben. Die alten Wünsche Friedrich Wilhelms I., die Befreiung der Bauern und die allgemeine Wehrpflicht wurden ihrer Verwirklichung entgegengeführt; die Standesunterschiede traten zurück vor der allen gemeinsamen Kriegerehre; neben dem Wirken der königlichen Beamten erhoben sich die Anfänge einer bürgerlichen Selbstverwaltung; Entwürfe zu einer Neugestaltung der Provinzialstände und zur Bildung eines künftigen Reichstags wurden ins Auge gefaßt.

Schon am 9. Oktober 1807 erschien das Edikt „über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums“, durch welches die Erbunterthänigkeit des Bauernstandes und eine Menge damit verbundener Lasten für den ganzen Umfang des Staates aufgehoben wurde. Etwa zwei Drittel der Bevölkerung des Staates gewann dadurch die unumschränkte persönliche Freiheit. Vom Martinitage 1810 an sollte es nur noch freie Leute in Preußen geben. Dasselbe Gesetz gewährte den Edelleuten das Recht zu allen bürgerlichen Gewerben, von denen sie bis jetzt ausgeschlossen gewesen waren. Jede Art von Grundbesitz und Geschäftsbetrieb wurde fortan jedem Preußen zugänglich gemacht. Um aber den kleinen Grundbesitz zu schützen, wurde den Rittergutsbesitzern das Auskaufen der Bauerngüter nur unter Beschränkung und Zustimmung des Staates gestattet. Andererseits wurde den Großgrundbesitzern der Übergang in die neuen Verhältnisse durch einen Generalerlaß der Steuern erleichtert.

Ein anderes Gesetz gestattete und ordnete die Ablösung aller auf den Bauerngütern haftenden Dienste und Abgaben durch Abzahlungen. Nur ein Viertel dieser Lasten sollte als unablösliche Leistung fortbestehen. Daran schloß sich die Aufhebung des Mühlenzwanges, der Zünfte und Verkaufsmonopole für Bäcker, Schlächter und Höker. Es wurde alles entfernt, was den Einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erwerben, den er nach

dem Maße seiner Kräfte zu erreichen fähig war. Die mit diesen Gesetzen verbundene Umgestaltung aller Besitz- und Erwerbsverhältnisse war eine so große und tiefgreifende, daß sie nicht blos in den Kreisen auf Widerstand stieß, die sich in ihren vererbten Rechten für geschädigt hielten, sondern daß selbst viele, denen die neuen Freiheiten zu gute kamen, sich nicht gleich in dieselben zu finden wußten.

Eine weitere durchaus schöpferische That Steins war der Erlaß der Städteordnung vom 19. November 1808. Mit ihr erstrebte er die Erhebung der Nation aus der dumpfen Enge ihres häuslichen Lebens; er sah sie in Gefahr, der Sinnlichkeit zu verfallen oder unfruchtbarer wissenschaftlicher Aufklärung einen übertriebenen Wert beizulegen, und wollte sie zu gemeinnütziger Thätigkeit, zu kräftigem Handel erziehen. Die Städte erhielten die selbständige Verwaltung ihres Haushaltes, ihres Armen- und Schulwesens, sie wurden gegenüber der Staatsgewalt fast ganz unabhängig gestellt und sogar mit dem Rechte der Selbstbestimmung in Steuersachen ausgestattet. Den neuen Rechten entsprachen auch neue Pflichten. Wer das leicht zu erwerbende Bürgerrecht erlangt hatte, war verbunden zur Übernahme aller Gemeindeämter und dem Gemeinwesen zum Dienst verpflichtet. Ein gewählter Magistrat, aus meist unbesoldeten und wenigen besoldeten Mitgliedern zusammengesetzt, und eine von der gesamten Bürgerschaft ernannte Stadtverordnetenversammlung besorgte die bürgerliche Leitung. So ward denn endlich mit einer 200jährigen Verkümmerung des deutschen Städtewesens gebrochen. Auch die Durchführung dieses Gesetzes stieß auf mannigfachen Widerspruch. Der ermattete Gemeinsinn des Bürgertums zeigte anfangs geringe Neigung für den erzwungenen Ehrendienst. Ein lebendiger Gemeinsinn, die Freude am verantwortlichen Mithandeln mußte im deutschen Bürgertum erst wieder geweckt werden, und das bewirkt zu haben, ist ein Hauptverdienst der von Stein ins Leben gerufenen Städteordnung.

Eine weitere große Aufgabe, die Stein sich stellte, war die Vollendung und Durchführung einer einheitlichen Staatsverwaltung, wie sie ebenfalls Friedrich Wilhelm I. schon ins Auge faßte. Die besonderen Minister für einzelne Provinzen wurden abgeschafft und fünf Fachminister für das Innere, die Finanzen, das Auswärtige, den Krieg und die Justiz an die Spitze der gesamten Staatsverwaltung gestellt. Um die Macht der fünf Minister zu überwachen, gedachte Stein noch einen Staatsrat einzurichten, doch blieb dieser Teil seiner Entwürfe unausgeführt. Auch die Herstellung einer ständischen Verfassung, mit der er sich trug, scheiterte an der Ungunst der Zeitverhältnisse und vor allem an der Abneigung des Königs, der davon eine Schwächung seiner königlichen Macht befürchtete.

Gleichen Schritt mit dieser umfassenden reformatorischen Thätigkeit hielt Steins Sorge für die Wiederherstellung der durch den Krieg völlig zerrütteten preußischen Finanzen und die Erfüllung der im Frieden von Tilsit gegen Frankreich übernommenen Verpflichtungen. Sein Hauptziel, das er im Auge hatte, war die Räumung des Landes von den französischen Besatzungstruppen, damit nur Preußen wieder Herr im eigenen Lande werde. Zur Erreichung dieses Zieles wäre er selbst vor dem Abschluß eines Bündnisses mit Frankreich nicht zurückgeschreckt. Wiederholt empfahl er einen engen Anschluß an Napoleon, um dem erschöpften Lande Ruhe und Erholung zu verschaffen. Da mit den französischen Unterhändlern kein befriedigendes Abkommen zu erzielen war, so wurde durch Steins Mitwirkung beschlossen, den Prinzen Wilhelm, den Bruder des Königs, zu persönlicher Verhandlung mit Napoleon nach Paris zu senden. Es war der Zweck der Sendung, den Vorurteilen Napoleons gegen den König und die Königin entgegen zu arbeiten, eine Herabminderung der Contribution, die Preußen an Frankreich zu zahlen hatte, auf die binnen eines Jahres zu

zahlende Summe von 400000 Frk. zu bewirken und als Entgelt ein Bündnis und unter gewissen Bedingungen militärischen Beistand anzubieten. Alles dies, um nur das obengedachte Ziel zu erreichen. Ja, es wurde sogar der Vorschlag gemacht, daß die Tochter Joseph Bonapartes, des damaligen Königs von Neapel, für den jungen dreizehnjährigen Kronprinzen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., zur dereinstigen Gemahlin bestimmt werden solle. Aber dieser Vorschlag wurde von Stein als unsittlich und entwürdigend verworfen. Prinz Wilhelm reiste, von seiner Gemahlin begleitet, im Januar 1808 nach Paris. Er wurde zwar von Napoleon freundlich empfangen, doch lehnte dieser es ab, von Geschäften zu reden, vielmehr wies er den Prinzen in dieser Beziehung an den Minister des Auswärtigen, welcher seinerseits erklärte, die politischen Unterhandlungen nicht eher beginnen zu können, bis die Geldverhandlungen mit dem französischen Generalintendanten Darru in Berlin zu Ende geführt und dessen Bericht in Paris angekommen sei. Die Sendung des Prinzen war damit gescheitert. Da faßte Prinz Wilhelm den hochherzigen Entschluß, sich selbst mit seiner Gemahlin dem Kaiser bis zur erfolgten Zahlung als Geißel anzubieten. Das Anerbieten setzte Napoleon in eine augenblickliche Verlegenheit. Aber er sah in dem Festhalten des Prinzen keinen ausreichenden Ersatz dafür, daß er sein Heer aus einem Lande zurückzöge, wo es auf Kosten der Bevölkerung unterhalten wurde und unterzog sich der Schwierigkeit seiner Lage mit leidlicher Höflichkeit, indem er den Prinzen mit den Worten umarmte: „Das ist sehr edel, aber es ist unmöglich.“ Der Prinz und die Prinzessin sahen sich für das Scheitern ihrer Mission durch die Liebe und die Verehrung getröstet, die ihnen durch ihre heldenmütige Gesinnung in allen vaterländisch gesinnten Kreisen erwuchs. Obwohl Stein selbst sich von dem Anerbieten des fürstlichen Paares von vornherein keinen Erfolg versprochen hatte,

und in einem Briefe, der leider zu spät in die Hände der Prinzessin gelangte, davon abgeraten hatte, so ist er doch von jener Zeit bis an sein Ende ein warmer Verehrer der Prinzessin geblieben und sie ihrerseits zeigte in ihren Briefen an ihn, daß sie ihn unendlich schätze und liebe.

Während Prinz Wilhelm und seine Gemahlin nach der Verhandlung mit Napoleon in Paris weilten, begab sich Stein im Februar 1808 selbst nach Berlin, um mit dem französischen Generalintendanten Darru zu verhandeln. Es gelang ihm auch, mit diesem einen Vertrag abzuschließen, welcher die Zahlungen der Kriegsleistungen regelte und die Räumung des Landes binnen 30 Tagen nach der Genehmigung des Vertrages von Seiten des Kaisers festsetzte. Diese Genehmigung wurde aber verweigert. Günstigere Aussichten schienen sich für Preußen zu eröffnen, als Napoleon in Spanien durch die Entthronung der Bourbonen einen Volkskrieg entfesselte, der die Entsendung immer neuer Truppenteile nach der pyrenäischen Halbinsel nötig machte und dadurch auch Preußen allmälig von den französischen Besatzungstruppen entlastete, während gleichzeitig Österreich rüstete, um durch Aufbietung der gesamten Volkskraft des Kaiserstaates der französischen Übermacht entgegen zu treten. Mit dem ganzen Feuer seiner leidenschaftlichen Seele ergriff Stein die Aussicht auf eine allgemeine Volkserhebung, die sich hier darbot. Er glaubte, daß Österreich noch im Herbst 1808 zum Angriff schreiten werde und er faßte die Teilnahme Preußens ebenso wie eine Erhebung in Nord-Deutschland ins Auge, indem er zugleich darauf bedacht war, die Erhebung so zu gestalten, daß sie zu einer dauernden Einheit Deutschlands führe. „Der Krieg muß geführt werden,“ so schrieb er in einer Denkschrift, in der er seine Pläne weiter entwickelte, „zur Befreiung von Deutschland durch Deutsche. Auf den Fahnen des Landsturmes muß dieses ausgedrückt sein, und führt als ein Provinzialabzeichen jede

Provinz ihr Wappen oder ihren Namen auf der Fahne. Man sollte nur eine Kokarde haben, die Farben der Hauptnation in Deutschland, der Österreicher und Preußen, nämlich schwarz, weiß und gelb." Der von Stein gewünschte Anschluß Preußens an Österreich scheiterte an der zaudernden Haltung König Friedrich Wilhelms III., der kein Vertrauen zu Österreich hatte und um so größeres auf Rußland setzte, weshalb er Steins Pläne nur dann für ausführbar hielt, wenn Rußland an dem Kriege gegen Frankreich teilnähme. Mit diesen auf eine Volkserhebung gerichteten Plänen beschäftigt, schrieb Stein an den Fürsten von Wittgenstein einen Brief, in welchem er diesen in seine Pläne einweihte. Er wies in seinem Schreiben auf die zunehmende Erbitterung in Deutschland hin, deren Erhaltung er für ratsam erklärte, ebenso wie die Verbindung mit den Unzufriedenen in Hessen und Westfalen. Dieser Brief sollte durch einen Assessor Koppe, den Stein wiederholt zu geheimen Aufträgen benutzt hatte, dem in Dobberan weilenden Fürsten Wittgenstein überbracht werden. Stein empfahl ihm die größte Vorsicht und riet ihm das Schreiben entweder in einem der Polster oder in einer hohlen Leiste seines Wagens zu verbergen. Ohne diese Vorsicht anzuwenden, führte Koppe den Brief in der Tasche seines Rockes, als er auf Befehl des Marschalls Soult auf der Straße von Berlin nach Spandau angehalten wurde. Ein französischer Gendarm bemächtigte sich sämtlicher Papiere, die er bei sich trug; mit diesen wurde der Brief nach Paris gesandt, wo ihn Napoleon in dem amtlichen Blatte „Moniteur" am 2. September 1809 veröffentlichen ließ. Zugleich benutzte der Kaiser diesen Anlaß, um den Prinzen Wilhelm zur Unterzeichnung eines für Preußen ungünstigen Vertrages einzuschüchtern. „Ich habe Briefe auffangen lassen," sagte Napoleon, „welche mich mit der in Preußen herrschenden Stimmung bekannt machen. Ich werde das nicht dulden. Haltet euch gesichert, daß ich rasch wie der

Blitz jeden Ausbruch übler Gesinnung bei euch unterdrücken werde. Ich kenne durch den Brief eines eurer Minister die Anschläge, mit denen man sich trägt und weiß, daß man auf die spanischen Ereignisse Hoffnungen baut. Aber man täuscht sich! Frankreich besitzt eine so ungeheure Macht, daß es sich überall behaupten kann.“ In diesem neuen Vertrage behielt sich Napoleon das Recht vor, anstatt in Erfüllung des Friedensvertrages von Tilsit Anordnungen für die endliche Räumung Preußens zu treffen, die drei Festungen Glogau, Stettin und Küstrin mit 10000 Mann auf Kosten Preußens zu unterhaltender französischer Truppen besetzt zu halten, ferner die Beherrschung von sieben Militärstraßen zwischen den genannten Festungen und Magdeburg, Stralsund, Kalisch und Danzig. Das übrige Land sollte geräumt werden gegen Zahlung von 140 Millionen, anstatt von 112 Mll. Franken, wie es in dem früheren Vertrag bestimmt gewesen war, gegen eine fernere Gebietsabtretung in der Nähe von Magdeburg und gegen Aufgabe gewisser Geldforderungen, welche die preußische Regierung in betreff des Herzogtums Warschau hatte, und endlich verpflichtete sich Preußen in einem geheimen Artikel, das Heer auf 42000 Mann zu reduzieren und es zehn Jahre lang nicht zu vergrößern. Eine weitere für Preußen demütigende Folge dieser Vorgänge war die Entlassung Steins, der sich Friedrich Wilhelm III. zwar noch eine Zeit lang zu widersetzen suchte, obwohl Stein selbst nach der Veröffentlichung seines Briefes um sie gebeten hatte, zu der er sich aber doch schließlich auf Napoleons drohendes Fordern entschließen mußte. Am 24. November wurde sie ihm unter lebhaften und herzlichen Ausdrücken des Vertrauens und der Anerkennung für die geleisteten Dienste erteilt. Stein selbst teilte den preußischen Behörden und Beamten seine Entlassung in einem Rundschreiben mit, in welchem er einen Rückblick auf die von ihm ins Leben gerufenen Verbesserungen warf und gewisser-

13*

maßen sein politisches Testament niederlegte. Zur Kennzeichnung der Gesinnung, von der Stein erfüllt war und der weiteren Verbesserungen, die er für notwendig hielt, seien hier nur einige Sätze aus diesem Rundschreiben hervorgehoben: „Die Regierung,“ so heißt es in demselben, „kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen; der Besitz eines Grundstücks kann nicht die Herrschaft über einen Mitunterthan verleihen. Die Erbunterthänigkeit ist zwar aufgehoben, aber sie darf auch nicht durch neue Gesindeordnungen auf Umwegen wieder hergestellt werden. Durch eine allgemeine Volksvertretung muß der Regierung Gelegenheit gegeben werden, die Wünsche des Volkes kennen zu lernen. Wo eine Vertretung des Volkes unter uns bisher stattfand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher, jeder aktive Staatsbürger, er besitze 100 Hufe oder eine, er treibe Landwirtschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe, oder sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Volksvertretung. Mehrere mir eingereichte Pläne sind von mir vorgelegt. Von der Ausführung oder Beseitigung eines Planes hängt Wohl und Wehe unseres Staates ab, denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden. Der Adel muß reformiert und die Kluft zwischen ihm und dem Bürgerstand ausgefüllt werden. Die Pflicht zur Verteidigung des Vaterlandes muß eine allgemeine werden. Die Frohndienste müssen auf gesetzlichem Wege beseitigt werden. Damit aber alle diese Einrichtungen, so heißt es am Schluß dieser Kundgebung, mit welcher Stein aus seinem Amte schied, ihren Zweck, die innere Entwickelung des Volkes vollständig erreichen und Treue und Glaube, Liebe zum Könige und Vaterlande in der That gedeihen, so muß der religiöse Sinn des Volkes neu belebt werden. Vorschriften und Anordnungen allein können dieses nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu

beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geistlicher, Abwehrung leichtsinniger und unwissender Kandidaten und Verbesserung der theologischen Vorbereitungsanstalten, die Würde des geistlichen Standes wiederherzustellen, auch durch eine angemessene Einrichtung der Pfarrabgaben und durch Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußeren Gottesdienstes, die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu befördern. Am meisten aber hierbei, wie im Ganzen, ist von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten. Wird durch eine, auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt, und jedes edele Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden und werden die bisher oft mit seichter Gleichgiltigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht, „Liebe zu Gott, König und Vaterland" sorgfältig gepfleget: so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen." Am 5. Dezember 1808 verließ Stein Königsberg und begab sich zunächst nach Berlin. Hier erfuhr er durch eine Warnung des französischen Gesandten Marsan, daß Napoleon ihn in die Acht erklärt habe. Am 16. Dezember 1808 hatte der Kaiser von Madrid aus ein Dekret folgenden Inhaltes erlassen: „1. Der, Namens Stein, welcher Unruhe in Deutschland zu erregen sucht, ist zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt. 2. Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, besitzen sollte, werden mit Beschlag belegt. Der besagte Stein wird überall, wo er durch unsere oder unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht." Auf allen Vorposten der französischen Truppen zu Erfurt, Magdeburg, Hamburg, Hannover wurde das Dekret angeschlagen und es bewirkte, daß Steins Name fortan in aller Munde war. Aber seines Bleibens in Berlin war nun nicht

länger. Ohne zu wissen, wo er eine Zuflucht finden würde, nur von dem Wunsche beseelt, aus dem Bereiche des französischen Heeres hinwegzukommen, reiste er in der Nacht vom 5. zum 6. Januar im tiefsten Geheimnis von Berlin ab. Er beschloß in der Richtung nach Böhmen zu reisen, wiewohl er nicht wissen konnte, ob die österreichische Regierung geneigt sei, ihm Schutz zu gewähren. Die Reise ging ohne Unterbrechung bis Sagan und nach einigen Stunden Schlaf am nächsten Tage nach Bunzlau. Darauf fuhr er in einem Schlitten nach Löwenberg, schlief einige Stunden und setzte die Reise früh um ein Uhr zu Schlitten fort. Auf der Fahrt erinnerte sich Stein der am ersten Tage des Jahres mit den Seinigen gelesenen Neujahrspredigt von Schleiermacher: „Über das, was der Mensch zu fürchten habe und was nicht zu fürchten sei.“ Am Vormittage des 9. Januar kam er wohlbehalten bei seinen Freunden zu Buchwald im Schlesischen Riesengebirge an. Graf und Gräfin Reden waren überrascht, empfingen ihn aber mit der herzlichsten Teilnahme. Jedoch lagen in dem nur zwei Meilen entfernten Hirschberg französische Soldaten und man mußte mit ihm überlegen, wohin seine weitere Flucht zu richten sei. Am folgenden Tage erhielt er Briefe aus Berlin. Seine Frau übersandte einen Paß, den sie sich von dem österreichischen Gesandten verschafft hatte, mit der dringenden Bitte, sobald als möglich über die Grenze zu gehen, sie werde mit den Kindern, wohin er auch gehe, ihm folgen. Er erfreute sich des Entschlusses seiner Frau und bat sie, sobald es ihre Gesundheit erlaube, nach Prag zu gehen. Wohlbehalten, von einem treuen Jugendfreunde Graf Geßler begleitet, erreichte Stein glücklich die österreichische Grenze. Von Trautenau richtete er an zwei österreichische Minister die Bitte, ihm vom Kaiser ein Asyl in seinen Staaten auszuwirken, wo er sich in der Zurückgezogenheit der Erziehung seiner Kinder widmen könne. Am 16. Januar in Prag angekommen, wurde

er dort amtlich benachrichtigt, daß der Kaiser sich freue, in seinen Staaten einen Minister aufzunehmen, der ebenso sehr durch die seinem Könige geleisteten Dienste wie durch das für ihn daraus geflossene Unglück ausgezeichnet sei. Der Kaiser wünsche jedoch, daß Stein die Hauptstadt von Mähren, Brünn, zum Aufenthaltsorte wählen möge, es werde ihm persönlich lieber sein, Stein in größerer Nähe, nur eine kleine Tagereise von Wien, als in der Entfernung von Prag zu wissen.

Stein begab sich daher nach Brünn, noch immer von Geßler begleitet, der ihn erst in der letzten Hälfte des Februar verließ. Der 1. März vereinigte Stein wieder mit den Seinigen. Auf die Rückseite des Briefes, in welchem ihm seine Gemahlin von Buchwald aus ihre und ihrer Kinder nahe Ankunft meldete, hatte er die Verse aus Schillers Glocke geschrieben:

„Einen Blick nach dem Grabe seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuerswut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben;
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.“

So wurde ihm schon jetzt eine Linderung in seinem Unglück zu teil. Steins Gattin, die bis dahin wohl keineswegs ein volles Verständnis für die vaterländische Gesinnung ihres Gemahls hatte, entfaltete jetzt ein Heldentum der Pflicht durch die rückhaltlose Hingebung, mit der sie ihm in seinem Unglück anhing. Der Unterhalt seines bescheidenen Hausstandes mußte während des Jahres 1809 von einer zurückgelegten Summe Geldes und von dem Erlös, den er durch den Verkauf seines Silbers erzielt hatte, bestritten werden. Erst später wurde ihm von König Friedrich Wilhelm III. eine Pension von jährlich 5000 Thaler angewiesen, durch die seine Familie erhalten wurde. Im Üb-

rigen vermied die preußische Regierung sorgfältigst auch nur den Schein einer Teilnahme an dem harten Geschick des Geächteten. Sie ließ sich sogar herbei, sich das Ansehen zu geben, als wolle sie den Verhaftsbefehl zur Ausführung bringen. Gendarmen begaben sich nach Breslau, um ihn zu suchen, da man glaubte, daß er die Absicht habe, sich dort niederzulassen. Die über ihn verhängte Einziehung seiner Güter wurde sowohl in Nassau von dem zum Rheinbunde gehörigen Herzog als in betreff der in Polen gelegenen Steinschen Besitzungen von der Regierung des Großherzogtums Warschau zur Ausführung gebracht. Vergeblich versuchte Steins Gattin durch die Vermittelung des österreichischen Botschafters in Paris ein Bittgesuch um Aufhebung des Einziehungsbefehles, durch welchen sie und ihre Kinder unschuldigerweise mitbetroffen wurden, an Napoleon gelangen zu lassen. Man wagte es nicht einmal die Angelegenheit dem Kaiser vorzulegen, der, wie man wohl wußte, Stein mit unversöhnlichem Hasse verfolgte.

Mit der lebhaftesten Teilnahme verfolgte Stein den Verlauf des im Jahre 1809 zwischen Österreich und Frankreich ausgebrochenen Krieges und die Volkserhebung in den österreichischen Landen, auf die er so große Hoffnungen gesetzt hatte. Mit tiefem Schmerze erfüllte es ihn, daß es in Preußen an dem Mute zu einem entscheidenden Entschlusse fehlte. Um so größer war seine Freude an dem Siege, den der heldenmütige Erzherzog Karl am 21. und 22. Mai in der Schlacht von Aspern über Napoleon davontrug. Aber dieser Freude folgte bald die neue schmerzliche Niederlage, die das österreichische Heer am 5. und 6. Juli in der unglücklichen Schlacht bei Wagram erlitt und durch die Österreich genötigt wurde, am 14. Oktober 1809 einen Frieden zu schließen, der den Kaiserstaat fast widerstandslos der Willkür des Gewalthabers preisgab. Als sich Napoleon im Verlauf des Krieges Wien näherte, sah sich Stein genötigt, nach

Troppau zu flüchten, von wo er erst nach Abschluß des Wiener Friedens nach Brünn zurückkehrte, voll tiefer Trauer, daß die Anstrengungen und Aufopferungen, deren Zeuge er gewesen war und die ihn mit hoher Achtung vor dem österreichischen Volke erfüllt hatten, nicht von glücklicherem Erfolg gekrönt waren; doch gab er auch jetzt die Hoffnung auf eine bessere Wendung der Geschicke Europas und auf die Unhaltbarkeit der napoleonischen Herrschaft nicht auf, wenngleich ihm zuweilen der Gedanke einer Auswanderung nach Amerika nahe getreten ist.

Im Februar 1810 erhielt Stein auf seinen wiederholten Antrag von der österreichischen Regierung die Erlaubnis, nach Prag übersiedeln zu dürfen. So zog er im Juli dieses Jahres mit seiner Familie dorthin und er hat bis zum Ausbruch des russischen Krieges dort in stiller Zurückgezogenheit gelebt, ohne daß die weiteren Kreise der Öffentlichkeit in Preußen und in Deutschland sich noch um den Mann zu kümmern schienen, der allein im stande gewesen wäre, eine bessere Zeit heraufzuführen. Doch nahmen auch hier alle Maßregeln, die von seinem Nachfolger, dem Grafen Hardenberg, in Fortsetzung der von ihm begonnenen inneren Reformen getroffen wurden, seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Mit diesem, sowie mit Scharnhorst, Gneisenau, Schleiermacher und anderen deutschgesinnten Männern, stand er in regem brieflichen Verkehr, obwohl die österreichische Regierung, wie sie es schon in Brünn gethan hatte, seinen Briefwechsel scharf überwachte. Daneben fand er Trost in seiner nie versiegenden Hilfsquelle der Beschäftigung mit der Geschichte und benutzte die ihm gewährte unfreiwillige Muße, seinen Töchtern Unterricht in der Geschichte zu erteilen, immer wie im Großen so im Kleinen darauf bedacht, ein tüchtiges, frommes, freies Geschlecht auferziehen zu helfen.

Aufs lebhafteste beschäftigte Stein die Wendung, die sich in der politischen Lage dadurch vorbereitete, daß der Bruch zwischen

Kaiser Alexander und Napoleon schon vom Jahre 1811 an in immer nähere Aussicht trat. Wenn es nach Steins Wünschen gegangen wäre, so hätte sich Preußen mit Rußland gegen Frankreich verbünden und seinem Schwanken zwischen beiden Mächten entsagen sollen. Er verkannte nicht die Gefahren, die daraus für Preußen erwachsen wären. Aber ein ehrenvoller Untergang im Bunde mit Rußland schien ihm Preußens würdiger, als ein französisches Bündnis. Es war ihm ein tiefer Schmerz, als Preußen sich dann doch zu diesem Bündnis gezwungen sah, aber er mußte zugestehen, daß die unsichere Haltung Rußlands selbst keinen andern Ausweg zuließ. Kaiser Alexander wollte den Krieg nicht anders, als im Innern seines Landes beginnen. Anstatt Preußen zu Hülfe zu eilen, wollte es sich anfangs vollkommen ruhig verhalten. Dadurch wäre Preußen der Überflutung der französischen Heere schutzlos preisgegeben gewesen. Bei der gedrückten Stimmung, in welche Stein durch diese verzweifelte Lage der Dinge versetzt wurde, war es ihm eine doppelte willkommene Befreiung, als er durch einen Brief Kaiser Alexanders aus seiner Unthätigkeit herausgerissen wurde. Dieser ersuchte ihn durch ein Schreiben, das ihm am 19. Mai 1812 von dem Prinzen Ernst von Hessen-Philippthal nach Prag überbracht wurde, nach Rußland zu kommen, um ihm mit seinem bewährten Rat zur Seite zu stehen. „Die Achtung, welche ich immer für Sie hegte," so hieß es in diesem Schreiben, „hat keine Änderung durch die Ereignisse erlitten, welche Sie von dem Steuer der Geschäfte entfernten. Es ist die Energie Ihres Charakters und Ihre ausnehmenden Talente, die sie Ihnen erworben haben. Die entscheidenden Umstände des Augenblicks müssen alle wohldenkende Wesen, Freunde der Menschlichkeit und der freisinnigen Ideen, wieder verbinden. Es handelt sich darum, sie vor der Barbarei und der Knechtschaft zu retten, die sich bereiten, um sie zu verschlingen". Ohne die Gefahr zu erwägen,

die seiner gewartet haben würde, wenn Napoleon im Kampfe gegen Rußland siegreich gewesen wäre, folgte Stein dem Rufe des Kaisers, „unter die Fahnen der Ehre und des wahren Ruhms," wie er in seinem Antwortschreiben selbst sagt. Schon am 27. Mai brach er von Prag auf, um auf einer beschwerlichen und gefahrvollen Reise, an den Heeren Napoleons vorüber, in das russische Hauptquartier nach Wilna zu eilen, wo er am 12. Juni 1812 eintraf. Von Kaiser Alexander wurde er aufs freundlichste und herzlichste empfangen. Ohne ein bestimmtes Amt zu übernehmen wurde er der Berater des Kaisers in allen Deutschland betreffenden Angelegenheiten. Das Ziel, das Stein dabei im Auge hatte, war, in Napoleons Rücken, eine Volkserhebung in Deutschland vorzubereiten und im gegebenen Zeitpunkt die Einhundertsechszigtausend Deutsche, welche unter Napoleons Fahnen in Rußland einmarschirten, oder doch einen Teil derselben zur guten Sache hinüberzuziehen. Steins Vorschläge fanden bei Kaiser Alexander willige Aufnahme; auf seine Veranlassung wurde ein deutsches Comité errichtet, dessen Seele Stein selbst wurde, ein Aufruf an die deutschen Truppen erlassen, die Bildung einer deutschen Legion vorbereitet. Auf Steins Vorschlag wurde Arndt nach Rußland berufen, um zur Verbreitung von Schriften in Deutschland mitzuwirken, die ein treffendes Gemälde der herabwürdigenden und unheilvollen Lage dieses Landes, darböten. Von solchen Schriften machte Stein insbesondere den von Arndt verfaßten „Geist der Zeit" namhaft. Als weitere Maßregel empfahl Stein den sofortigen Erlaß eines Aufrufs, der mit Würde und Einfachheit geschrieben, den festen Willen Sr. Majestät des Kaisers, Deutschland zu befreien, ankündige. Der Kaiser würde alle Wohlgesinnten einladen, sich unter Seinen Fahnen zu vereinigen, ihnen einen angemessenen Sold, Bildung in besondern Corps unter Befehl ihrer Offiziere, und die Rückkehr ins Vaterland ver-

sprechen, im Fall des Unglücks hingegen würde der Kaiser ihnen eine Freistatt in dem schönen Klima des südlichen Rußland anbieten, wo sie nach deutschen Gebräuchen angesiedelt werden sollten. Es müßten Maßregeln getroffen werden, diesem Aufruf die weiteste Verbreitung zu sichern. Inzwischen war der Krieg ausgebrochen; Kaiser Alexander verließ das Hauptquartier von Wilna und Stein folgte ihm im Juli nach Moskau, wo die religiöse und nationale Begeisterung der Einwohner seine höchste Bewunderung erweckte. Im August ging er dann mit dem Kaiser nach Petersburg. Bei der niedergeschlagenen Stimmung, welche sich hier infolge des unaufhaltsamen Vorrückens der Franzosen und namentlich nach der Einnahme von Moskau verbreitete, stand er dem Kaiser stärkend und aufrichtend zur Seite; die Festigkeit seines Charakters gegenüber denen, die nach Frieden riefen, fand allgemeine Bewunderung. Nach dem Brande von Moskau, der zum Rückzug und zur Vernichtung des französischen Heeres führte, wurde Steins Einfluß in Rußland ein immer bedeutenderer. Mit aller Entschiedenheit drang er in Kaiser Alexander, den Krieg zur Befreiung Deutschlands fortzusetzen, wobei er riet, die Bevölkerung zu schonen und gegen den gemeinsamen Feind in Thätigkeit zu setzen, die Regierungen aber zu überwachen, zu leiten und in gewissen Fällen sich ihrer zu bemächtigen. „Man muß," so heißt es in einer Denkschrift, die Stein im November 1812 dem Kaiser einreichte, „den festen Willen aussprechen, die Unabhängigkeit Deutschlands herzustellen, den Rheinbund zu vernichten, und man wird alle Deutsche einladen, sich zur Eroberung ihrer Freiheit mit den verbündeten Heeren zu vereinigen; man wird das russische Heer gleich bei seinem Eintritt in Deutschland von Männern begleiten lassen, die der Sache ihres Vaterlandes treu geblieben sind, sowie durch die deutsche Legion, der man durch die Bevölkerung des zu besetzenden Landes mehr Ausdehnung geben

muß. Diejenigen Fürsten, welche sich der allgemeinen Sache anschließen, müssen dann die Aufrichtigkeit und die Beharrlichkeit ihrer Gesinnungen dadurch gewährleisten, daß sie sich nur mit wohldenkenden Männern umgeben und ihre Streitkräfte in die Hände der Verbündeten geben, welche zugleich die Länder der Napoleon etwa anhänglich bleibenden Fürsten in Besitz nehmen und verwalten werden. Man darf hoffen, daß Österreich und Preußen auf ihren wahren Vorteil hören werden, sobald die Annäherung der russischen Heere gegen ihre Grenzen ihnen Halt und Schutz gegen Napoleons Unterdrückung giebt, und daß sie nicht ferner das ihnen von Gott zum Glück ihrer Völker anvertraute Ansehen mißbrauchen wollen, um ihre Fesseln zu verstärken. Die übrigen deutschen Fürsten werden länger zaudern, sich von ihrem Tyrannen loszureißen, weil die Furcht zu tief eingewurzelt ist in ihren durch den Druck und das Gefühl ihrer Schwäche herabgewürdigten Seelen. Der König von Preußen soll nach Steins Rat bewogen werden, aus seinem Rate die Männer von undeutscher Gesinnung zu entlassen und sich mit solchen zu umgeben, die fest und treu zur deutschen Sache stehen. Gerade aus jenen Tagen haben wir eine Äußerung von Stein, die bezeichnender als irgend eine andere für seine durch und durch deutsche Gesinnung und für seine auf die Neugestaltung Deutschlands gerichteten Pläne ist. „Es ist mir leid," so schreibt er dem Grafen Münster nach London, „daß Euer Exzellenz in mir den Preußen vermuten, und in sich den Hannoveraner entdecken — ich habe nur e i n Vaterland: das heißt Deutschland, und da ich auch nach alter Verfassung nur ihm und keinem besondern Teil desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einen Teil desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgiltig; es sind bloß Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um

seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten; das ist das Interesse der Nation und ganz Europas; es kann auf dem Wege alter zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden.“ Im Januar 1813 verließ Stein, von Ernst Moritz Arndt begleitet, Petersburg, um sich nach Preußen zu begeben und dort im Auftrage Alexanders Kriegs- und Geldmittel zur Unterstützung seiner Unternehmungen gegen die französischen Heere in Bereitschaft zu setzen. „Wir beauftragen den Freiherrn Friedrich Carl vom Stein“, so heißt es in der Vollmacht, die ihm Kaiser Alexander mitgab, „darüber zu wachen, daß die öffentlichen Einkünfte des besetzten Landes mit Treue verwaltet und dem erwähnten Zwecke gemäß verwendet werden, daß das Eigentum der Franzosen und ihrer Verbündeten mit Beschlag belegt, daß die Bewaffnung der Landwehr und des Landsturms nach den von Seiner Majestät dem König von Preußen im Jahre 1808 entworfenen und gebilligten Plänen in möglichst kurzer Zeit eingerichtet werden, und die nötigen Lieferungen von Lebensmitteln, Transportmitteln für das Heer mit Ordnung und Schnelligkeit erfolgen. Zu diesem Zwecke bevollmächtigen Wir den benannten Freiherrn vom Stein alle Mittel zu ergreifen, welche er zur Vollziehung dieses Auftrages nötig halten wird, sich der Beamten zu bedienen, welche ihm die geeignetsten scheinen werden, um Unsere Absichten zu vollziehen, diejenigen, welche er für unfähig und böswillig halten wird, zu entfernen, die Verdächtigen aber überwachen und selbst verhaften zu lassen. Wir erteilen ihm das Recht, seine Stelle durch einen Mann seines Vertrauens vertreten zu lassen. Seine Sendung wird in dem Augenblicke beendigt sein, wo Wir ein endliches Abkommen mit dem König von Preußen getroffen haben werden.“ Inzwischen hatte General York bereits die bekannte Übereinkunft von Tauroggen abgeschlossen, durch welche

er das mit Napoleon bisher verbündete preußische Hilfsheer aus Napoleons Dienst befreite und den noch zaudernden König Friedrich Wilhelm III. zur Entscheidung und zur Wiederherstellung des alten Bündnisses zwischen Preußen und Rußland drängte. Auf die obenerwähnte russische Vollmacht gestützt, forderte er den Oberpräsidenten von Preußen, von Auerswald, zur Berufung eines Landtages auf, der über die Bewilligung von Mitteln für die Kriegsführung und für die Errichtung einer Landwehr und des Landsturmes beraten und beschließen sollte. Durch diese Maßregel und durch den Eindruck seiner mächtigen Persönlichkeit hat Stein nächst York den ersten entscheidenden Anstoß zur Erhebung Preußens gegeben. Nachdem er so seines Auftrags sich entledigt hatte, verließ er am 7. Februar Königsberg und ging mit dem russischen Hauptquartier durch Polen nach Schlesien, wohin sich auch König Friedrich Wilhelm III., der thatsächlich noch immer der Verbündete Napoleons war, begeben hatte. Nicht ohne manche Schwierigkeiten, die noch dadurch vermehrt wurden, daß Stein in Breslau schwer erkrankte, kam dennoch unter seiner Mitwirkung am 17. Februar 1813 zu Kalisch der Bündnisvertrag zwischen Preußen und Rußland zu stande. Damit war der Krieg gegen Frankreich entschieden. Am 16. März wurde die Kriegserklärung Preußens an Frankreich dem französischen Gesandten St. Marsan überreicht und am folgenden Tage erschien der Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III. „An mein Volk.“ Am 19. März wurde dann unter Steins Mitwirkung zwischen russischen und preußischen Bevollmächtigten ein Vertrag über die Verwaltung der in Deutschland zu erobernden Ländern unterzeichnet. In diesem Vertrage wurde bestimmt, daß sofort im Namen der beiden verbündeten Mächte ein Aufruf erlassen werden solle, der die Fürsten und Völker zur Mitwirkung an der Befreiung Deutschlands einlüde. Jeder deutsche Fürst, welcher in einem bestimmten Zeitraum dieser Aufforderung nicht ent-

sprechen sollte, wird mit dem Verlust seiner Staaten bedroht werden. In den zu erobernden deutschen Ländern wird ein Zentral-Verwaltungsrat mit unumschränkten Vollmachten errichtet, für den jede der verbündeten Mächte ein Mitglied ernennt. Den andern Mächten, welche an der Kriegführung in Deutschland thätigen Anteil nehmen, sollte es gestattet sein, ebenfalls ein Mitglied dieses Rates zu ernennen. Als die Hauptaufgabe dieses Zentralrates wurde es bezeichnet, für die Aushebung der Mannschaften, die Bewaffnung und Verpflegung der Heere Sorge zu tragen. Die Seele dieses Verwaltungsrates wurde Stein selbst, dem auch bald der Vorsitz zufiel. Nachdem er noch einmal zum kurzen Aufenthalte in das russische Hauptquartier nach Kalisch gereist war, begab er sich nach Dresden, um als das Haupt der Zentralverwaltung seine Thätigkeit zu beginnen. Die Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen und der Rückzug der verbündeten Heere nach Schlesien, dem sich Stein anschloß, machten indessen dieser Wirksamkeit bald ein Ende. Stein benutzte die ihm unfreiwillig gewährte Muße zu einem Besuche seiner in Prag weilenden Familie. Hier sah er auch zum letzten Male den bei Groß-Görschen verwundeten Scharnhorst, der bald darauf seinen Wunden erlag. Auf der Rückkehr von Prag nach Schlesien begriffen, erhielt Stein auf der letzten böhmischen Station Nachod die Kunde von dem Waffenstillstand, den die verbündeten Mächte Rußland und Preußen mit Frankreich abgeschlossen hatten. Er wollte dieser Nachricht zunächst keinen Glauben schenken; so sehr überraschte sie ihn, und er ward tief erschüttert, als sie ihm bestätigt wurde. Mit Recht sah er darin eine Lähmung und Zurückdrängung seines bisherigen Einflusses. Die zu Frankreich haltende Partei schien wieder das Übergewicht zu erhalten. Dennoch schmollte er nicht und zog sich nicht von der gemeinsamen Sache zurück, vielmehr begab er sich in das zu Reichenbach in Schlesien befindliche Hauptquartier, um nach Kräften für den

Anschluß Österreichs an das russisch-preußische Bündnis thätig zu sein. Nach Ablauf des Waffenstillstandes am 10. August 1813 begab er sich für kurze Zeit nach Prag und schloß sich dann wieder dem großen Hauptquartier an.

Ein neuer Wirkungskreis öffnete sich ihm mit dem Siege der Verbündeten in der Völkerschlacht bei Leipzig, deren unmittelbare Folge die Auflösung des Rheinbundes war, nachdem schon vorher das Königreich Westfalen zusammengebrochen war, und das Königreich Bayern sich den Verbündeten angeschlossen hatte. Am Tage nach dem Einzuge der Verbündeten in Leipzig traf Stein daselbst ein. Von der Freude, mit der ihn der Sturz Napoleons erfüllte, giebt ein Brief Zeugnis, den Stein von Leipzig aus an seine Gemahlin gerichtet hat. „Da liegt also," so heißt es in demselben, „das mit Blut und Thränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden; von einem Ende Deutschlands bis zum andern wagt man es auszurufen, daß Napoleon ein Bösewicht und der Feind des menschlichen Geschlechtes ist, daß die schändlichen Fesseln, in denen er unser Vaterland hielt, zerbrochen und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abgewaschen ist. Diese großen Erfolge verdanken wir der Beharrlichkeit und dem edlen Mute, den der Kaiser Alexander in der großen Entscheidung des vorigen Jahres entwickelt hat, der heldenmütigen Hingebung seines Volkes, dem Geiste der Gerechtigkeit und der Mäßigung, den er entfaltete in allen Verhandlungen mit den Mächten, welche er einlud, ihre Anstrengungen mit den seinigen zu verbinden, der Aufopferung und Kraftfülle, welche Preußen gezeigt hat, seitdem es in den Kampf eintrat, dem Geiste des Unwillens und Hasses gegen den Unterdrücker, der sich von allen Seiten bethätigte." Unmittelbar nach der Schlacht wurde nach Steins Vorschlägen zwischen Österreich, Preußen und Rußland ein neuer Vertrag

über die Verwaltung der besetzten Länder abgeschlossen, welcher die Leitung der Centralverwaltung und die Wahl der erforderlichen Behörden an Stein unter seiner eigenen Verantwortlichkeit übertrug. Seine Thätigkeit sollte sich über alle die Länder erstrecken, die herrenlos oder deren Herren dem Bunde gegen Napoleon nicht beigetreten waren. Noch an demselben Tage wurde die Einrichtung einer Regierung für das besiegte und durch den Krieg völlig zerrüttete Königreich Sachsen bewerkstelligt. Landwehr und Landsturm wurden gebildet und die Verpflegung des Heeres geregelt. Daneben widmete Stein der Regelung des Lazaretwesens und der Einrichtung von Hospitälern die regste Fürsorge. 24000 Mann, vornehmlich die in der großen Schlacht Verwundeten, lagen in und um Leipzig im jammervollsten Zustande und in der entsetzlichsten Vernachlässigung und starben zu Hunderten aus Mangel an allem. Der menschenfreundliche Arzt Dr. Reil wurde von Berlin herbeigerufen und regierte, wie E. M. Arndt schreibt, in Leipzig jetzt als der ärztliche Feldmarschall über die Ärzte und Wächter der Spitäler. Leider wurde er aber selbst nach kurzer erfolgreicher Thätigkeit vom Lazaretfieber hinweggerafft. Nachdem Stein diese Verhältnisse alle in rastloser Thätigkeit geordnet hatte, verließ er Leipzig und ging nach Frankfurt a. M., wo er das große Hauptquartier wieder erreichte, und wohin nun der Sitz der Zentralverwaltung verlegt wurde. Steins Anwesenheit war hier dringend nötig, denn der österreichische Minister Metternich zeigte sich geneigt mit Frankreich Frieden zu schließen und dabei das linke Rheinufer preiszugeben. Vielleicht würde ohne Steins kraftvolles Eintreten für die Fortsetzung des Krieges schon jetzt ein verderblicher Friede geschlossen worden sein. Ihm ist es hauptsächlich zu verdanken, daß Kaiser Alexander auf die Fortsetzung des Krieges bis zur Entthronung Napoleons drang. In dieser Forderung wurde Stein am wirksamsten von dem Haupte der preußischen Kriegspartei, Gneisenau,

unterstützt. Man erzählt, daß am Morgen nach der Schlacht bei Leipzig die beiden Männer sich auf dem Marktplatze in Leipzig begegnet und sich zu dem Beschlusse verbündet hätten, alles aufzubieten, daß der Krieg bis zum Sturze Napoleons fortgeführt werde. Beide haben ihr Wort treu gehalten. Das Einrücken der verbündeten Heere in Frankreich, das durch die Nordarmee am Niederrhein und Holland, durch die von Blücher befehligte schlesische Armee am Mittelrhein und durch die große Armee unter dem Befehl Schwarzenbergs von der Schweiz aus erfolgte, hatte eine große Erweiterung der Verwaltungsthätigkeit Steins zur Folge. Außer für das Gebiet des Rheinbundes hatte er jetzt auch für das von den Verbündeten in Frankreich besetzte Gebiet eine Regierung einzusetzen. Er sah es als eine besondere göttliche Fügung an, daß er, der von Napoleon für vogelfrei und für einen Feind der Franzosen erklärt worden war, nun in zwanzig eroberten Departements Frankreichs thatsächlich die Regierungsgewalt ausübte. Auch nachdem die verbündeten Heere schon weit in Frankreich vorgedrungen waren, hatte Stein noch immer gegen Einflüsse zu kämpfen, die eine kräftige Fortsetzung des Krieges zu lähmen suchte. Immer wieder war es namentlich der heillose österreichische Minister Metternich, der zum Abschluß des Friedens vor der Einnahme der französischen Hauptstadt und vor der Entthronung Napoleons sich geneigt zeigte. Auf die Nachricht von der Einnahme von Paris am 30. März 1814 eilte Stein, nur von zwei Kosaken begleitet, aus Dijon, wo sich das große Hauptquartier befand, dorthin. Jetzt wurde er sich zum ersten Male bewußt, daß seine eigene Befreiung und die Europas gesichert sei. „Hier bin ich in Paris seit gestern, dem Jahrestage meiner Ankunft in Dresden," so schrieb er am 10. April an seine Gattin, „welch Ereignisse seitdem, welcher Abgrund von Unglück, aus dem wir gerettet sind; Dank der Vorsehung, dem Kaiser Alexander und seinen tapfern

Waffengefährten, Russen und Deutschen! Zu welchem Grade von Glück, von Unabhängigkeit, von Ruhm sind wir gekommen — wir wagen endlich, uns dem Genusse der Gefühle hinzugeben, welche diese Lage einflößt und im Frieden in den Schooß unserer Familien zurückzukehren, das Los derer, aus welchen sie besteht, gegen das Unglück gesichert, welches ihnen Zerstörung drohte. Nur wenn ich das Gefühl, das sich über mein ganzes Dasein verbreitet, mit dem des Druckes und der Leiden vergleiche, das neun Jahre mich ergriffen hatte — nur diese Vergleichung setzt mich in Stand, den ganzen Umfang meines jetzigen Glückes, die Größe meines vorigen Leidens zu würdigen." Übrigens aber war der Aufenthalt in Paris für Stein kein erfreulicher. Was er hier sah und hörte, erfüllte ihn mit ernsten Besorgnissen für die Zukunft. Bei Kaiser Alexander, der sich den Franzosen gefällig erzeigen wollte, war sein Einfluß nicht mehr der alte; er vermochte weder die Abtretung von Straßburg und die Auferlegung einer Kriegssteuer, noch die vertragsmäßige Festsetzung der preußischen Entschädigungen durchzusetzen. Mit Widerwillen und Abscheu erfüllte ihn der Leichtsinn und die Unsittlichkeit der Franzosen, insbesondere der hauptstädtischen Bevölkerung, die damals eben so wenig wie später im Jahre 1870 durch das über sie hereingebrochene Unglück sich zur Buße rufen ließen. Er sah es schon damals voraus, daß neue Umwälzungen und Erschütterungen nicht ausbleiben würden. Sobald es daher die Verhältnisse gestatteten, erbat er sich vom Kaiser Alexander Urlaub, um nach Nassau in das Haus seiner Väter zurückzukehren, das ihm nebst dem dazu gehörigen sonstigen Besitz schon nach der Auflösung des Rheinbundes wieder zurückgegeben worden war. Obwohl seine Ankunft daselbst am 10. Juni zu später Nachtstunde erfolgte, wurde er doch mit Glockengeläut und von dem auf beiden Seiten des Weges Spalier bildenden Landsturm feierlich empfangen und mit Jubel begrüßt. Aber vorläufig

sollte es ihm noch nicht vergönnt sein, für längere Zeit der Ruhe zu pflegen. Die Abwickelung der Angelegenheiten der Zentralverwaltung riefen ihn zunächst nach Frankfurt a. M., wo sich Berufene und Unberufene zu ihm drängten. Aus der Zeit dieses Aufenthaltes werden mancherlei Erzählungen berichtet, von denen nur die folgenden hier eine Stelle finden mögen. Ein Graf Walbot Bassenheim kommt Stein besuchen, mit feierlicher Hersagung aller seiner Titel, mit dem Oberburggrafen der Reichsfreiheit Friedberg beginnend, sich vor ihn stellend — und Stein nimmt geschwindest einen Stuhl und setzt ihn vor den Bassenheim hin mit den Worten: „Setzen Sie sich, Herr Graf, ich habe für alle die Herren, die Sie mir nennen, nicht Stühle genug.“ Eines Tages war Stein zum Mittagessen auf dem Landhause seines Banquiers Metzler. Als man eben beim Kaffeetisch saß, fuhr ein prächtiger Wagen vor, und der bayrische Feldmarschall Graf Wrede ließ sich melden. Da springt Stein auf, öffnet die Thür und ruft seinen Leuten, sogleich anzuspannen. Metzlers wollen ihn halten, aber er eilt hinaus, sagend: „Mit einem solchen verfluchten Räuber sitze ich nicht in einem Zimmer.“ Er läßt den Bayer an sich vorübergehen und — fährt fort. Feldmarschall Wrede wurde nämlich beschuldigt, wie E. M. Arndt erläuternd hinzufügt, als er zu Oels im Schlosse des Herzogs von Braunschweig einquartiert gewesen war, bei seinem Abzuge alles herzogliche Schloßsilber mitgenommen zu haben. Nach neueren Ermittelungen hat sich diese Beschuldigung als unbegründet erwiesen. Immerhin bleibt aber Steins Verhalten bei diesem Zusammentreffen mit Wrede bezeichnend für sein strenges Rechtsgefühl.

So weit es die Geschäfte in Frankfurt gestatteten, benutzte Stein in dieser Zeit jeden freien Tag, um zu den Seinen nach Nassau zu eilen. So oft Stein daheim war, flutete in dem glücklichen, nun wieder versammelten Steinschen Hause fast tag-

täglich eine Menge besuchender Freunde, zusammen, besonders viele russische Generale und Bekannte vom Petersburger Aufenthalte her. Auch E. M. Arndt durfte in dieser Zeit in Nassau bei Stein weilen. Er selbst erzählt uns darüber: „Ich ward im Schlosse von dem Minister und den Seinigen auf das allerfreundlichste empfangen. Er war außerordentlich heiter und munter und lief mit mir und seinen beiden Töchtern, von welchen Henriette schon erwachsen, Therese ein kleiner mutwilliger Aufschößling war, gleich die ersten Tage auf allen Wegen und Stegen durch Wald und Feld und über Berg und Thal herum. Da mußte ich das schöne mutwillige Thereschen, welche immer Übersprünge machen wollte und über deren unschuldige Wildheit der Papa sich herzlich freute, denn oft über kleine Bäche und Gräben auf meinen Armen mit mir fortschnellen, wobei es sich wohl begab, daß sie ihre eigenfüßige Macht zeigen wollte und zu Papas Ergötzen ein Stiefelchen im Schlamm stecken ließ.“ Bei dieser Gelegenheit lernte Arndt auch Steins Schwester Marianne, Dechantin des adligen Fräuleinstiftes Wallerstein bei Homburg in Ober-Hessen kennen. Sie war um beinahe zehn Jahre älter als Stein und hatte in ihrer Jugend, als er noch als Knabe dahinsprang, mit der Mutter Haus und Hof verwalten und auch ihn erziehen und seinen feurigen Mut bändigen geholfen. Stein hing mit großer Verehrung an ihr und äußerte gelegentlich: „Ohne meine fromme Mutter und meine ebenso fromme und gute Schwester Marianne hätte ein Erzbösewicht aus mir werden können.“ Unter den erbgesessenen Gutsangehörigen des Hauses Stein herrschte begreiflich große Freude, als ihr ritterlicher Herr nach ihrer Meinung als Sieger über seinen arglistigen Feind, den Welteroberer Napoleon, nach Hause zurückkehrte. Ein alter Maurermeister in Nassau, der vor vielen langen Jahren des Ministers Spielkamerad gewesen war und sich immer als Allergetreuester zum reichsfreiherrlichen Hause Stein gehalten hatte,

hatte den Einfall gehabt, in der Nähe der alten Burg Stein durch die mühevollste und künstlichste Zusammensetzung von Steinen, Moosen, Blumen und Zweigen die Thaten und Leiden der jüngsten Feldzüge, die Einäscherung Moskaus, den Rückzug und die Flucht der Franzosen, die Leipziger Schlacht u. s. w. u. s. w. bildlich darzustellen. Es war die Arbeit einer natürlichen kindlichen Dankbarkeit. Da war denn auch Steins Namen und Wappen und mehrere wohlverdiente Kränze an verschiedenen Stellen von dem treuen alten Meister angefügt. Als Stein diese seine Verherrlichung erblickte, geriet er in Zorn und wollte alles sogleich wegschaffen lassen, alle die schöne mühevolle und kunstreiche Arbeit, worauf der fromme Meister vielleicht die Feierstunden einiger Wochen verwandt hatte. Die gute Dechantin Marianne war außer sich, wagte es aber nicht zu widersprechen und seufzte nur: „Ach der arme alte Mann." Schließlich legten E. M. Arndt und auch andere mitgekommene Gäste Fürsprache ein, so daß Stein, wenn auch verdrießlich mit den Worten wegging: „Die Leute könnten glauben, ich sei ein alter kindischer Narr geworden und bilde mir ein, die Welt erobert zu haben." Aber er erlaubte endlich doch, daß Wind und Wetter das Werk des alten Maurers langsamer zerstören durften.

Mitte Juli besuchte Stein Kaiser Alexander in Bruchsal und erhielt von ihm den Befehl, zum Kongreß nach Wien zu gehen. Er sollte seine alte Stellung eines persönlichen Ratgebers des Zaren, namentlich für deutsche Angelegenheiten, beibehalten, sollte, ohne Stimme und ohne Rückhalt an irgend einer Macht, so viel Einfluß auf die Verhandlungen des Kongresses üben, wie ihm seine Stellung ermöglichen würde. Diesem Auftrage Folge leistend, begab sich Stein im September 1814 nach Wien, wo er schon bald nach seiner Ankunft dem russischen Kabinet eine Denkschrift überreichte, in welcher er als notwendig bezeichnete, daß man die Deutschen ihre innere Verfassung ohne jede aus-

wärtige, besonders ohne französische Einmischung ordnen lassen müsse. Vom ersten Augenblicke der Erhebung Deutschlands an hatte Stein die Neugestaltung und künftige Verfassung Deutschlands zum Gegenstande eingehender Erwägungen gemacht. Das Ziel, das er ins Auge faßte, war die Herstellung eines einigen Deutschlands, wobei ihm die Wiederherstellung des deutschen Kaisertums und die Übertragung desselben, wenn auch in verbesserten Formen, auf das Haus Habsburg vorschwebte. Aber dieser Gedanke fand bei Österreich selbst keine Unterstützung und Preußen erhob gegen denselben den lebhaftesten Widerspruch. Auf Steins Betreiben wurde zwar von den Vertretern der vier Großmächte auf dem Wiener Kongresse, Österreich, Preußen, Rußland und England beschlossen, daß die deutschen Angelegenheiten von den preußischen zu trennen seien und daß ein deutscher Ausschuß zu ihrer Erörterung niedergesetzt werden solle. Aber während nach Steins Vorschlägen der Ausschuß nur aus Vertretern Österreichs, Preußens und Hannovers gebildet werden sollte, wurde beschlossen, daß auch Bayern und Württemberg in ihm vertreten sein sollten. Durch die Hinzuziehung dieser Rheinbundstaaten und durch die Nebenbuhlerschaft Österreichs und Preußens wurde Frankreich abermals eine Handhabe geboten, Deutschland zu spalten und zu schwächen. Eifersüchtig bestanden Bayern und Württemberg auf ihrem Souveränitätsrechte und statt der von Stein erstrebten und von den Besten des Volkes erhofften Einigung Deutschlands ging aus den Verhandlungen des Kongresses an Stelle des wiederhergestellten deutschen Reiches der ohnmächtige deutsche Bund hervor, dessen ruhmlosem Dasein erst die Ereignisse des Jahres 1866 ein Ende bereitet haben. Ebenso erfolglos blieben die Bemühungen Steins um die Kräftigung Preußens, die er namentlich durch die Einverleibung des ganzen Königreichs Sachsen zu erreichen suchte. Statt dessen wurde auf Österreichs Betreiben eine Entschädigung Preußens durch einen Teil des sächsischen

Gebietes und durch die ehemals geistlichen Gebiete am Rhein ins Auge gefaßt. Durch diese Neuordnung des preußischen Staates erhielt Preußen kein zusammenhängendes Gebiet. Das etwas vergrößerte Hannover und Hessen, welche da lagen, wo das Königreich Westfalen gelegen hatte, trennten noch immer die beiden Hälften desselben.

Die langsam sich fortschleppenden Beratungen des Wiener Kongresses waren noch nicht zu ihrem Abschluß gediehen, als die Kunde von der Rückkehr Napoleons von Elba und die Wiederherstellung seiner Kaisermacht in Frankreich die verbündeten Mächte nötigte, von neuem zu den Waffen zu greifen. Nun erst wurde die deutschen Bundesakte, welche die Neuordnung Deutschlands in ihrer verkümmerten Gestalt festsetzte, vollzogen. Tief verstimmt verließ Stein Wien, indem er es offen aussprach, daß von einer so fehlerhaften Verfassung sich nur ein sehr schwacher Einfluß auf das öffentliche Glück Deutschlands erwarten lasse. Er war auch nicht geneigt, an dem neuen Feldzug teil zu nehmen. Doch stattete er dem Zaren Alexander einen kurzen Besuch in dessen Hauptquartier in Heidelberg ab. Hier suchte er seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, um die Wiedervereinigung von Elsaß und Lothringen mit Deutschland durchzusetzen. Genau so wie Fürst Bismarck im Jahre 1870 sah Stein in dieser Wiedervereinigung das einzig richtige Mittel, um Deutschland gegen fernere Angriffe Frankreichs sicher zu stellen. Aber auch in dieser Beziehung blieb die Stimme des treuen Warners damals ungehört.

Nach dem abermaligen Sturze Napoleons durch die Schlacht von Waterloo und dessen Verbannung auf die Insel Helena kehrte Stein nach Nassau zurück, um von da an nach den Stürmen seines vielbewegten Lebens die ihm noch vergönnten Jahre in stiller Zurückgezogenheit und fern von der unmittelbaren Teilnahme an den politischen Angelegenheiten zuzubringen. Wiederholte Anerbieten zur Übernahme eines Staatsamtes hat er abgelehnt, so das ihm von Österreich

angebotene Amt eines Vorsitzenden des Bundestages in Frankfurt a. M. und ebenso die Ernennung zum preußischen Bundestagsgesandten. Doch ist damit nicht gesagt, daß ihn nicht alle politischen Fragen, welche die Zeit bewegten, unausgesetzt nach wie vor beschäftigt haben. Seinen Aufenthalt hatte Stein in den letzten Jahren abwechselnd in Nassau und in einer neu erworbenen Besitzung in Westfalen, an welcher Provinz er seit den ersten amtlichen Stellungen, die er dort bekleidet hatte, mit ganzer Liebe hing. Hier hatte er mit Genehmigung des Königs die Domäne Cappenberg a. d. Lippe gegen sein Gut Birnbaum eingetauscht. Einst hatte der letzte Graf von Cappenberg dieses Erbe seiner Väter zu einer geistlichen Stiftung verwendet; es gehörte jetzt infolge einer der vielen Säkularisationen, welche unlängst vorgenommen waren, zu den königlichen Domänen. Das Schloß steht auf einem hervorragenden Berge des nördlichen Höhenzugs an der Lippe und bleibt für die durch Westfalen Reisenden weithin sichtbar. Stein stellte das verfallene umfangreiche Herrenhaus wieder her und ließ sich angelegen sein, den Waldbestand der neuen Besitzung zu verbessern und sie von den auf ihr ruhenden Lasten zu befreien. Er brachte viel Zeit damit zu, mit seinem Förster die Wälder zu durchstreifen und blieb bis an sein Ende ein ausgezeichneter Fußgänger.

Gleichzeitig fand er sein Vergnügen an der Errichtung eines Turmes auf seinem Hause in Nassau, welchen er dem Andenken des Befreiungskrieges widmen wollte. Seine Gäste in Nassau mußten diesen Turm noch während des Baues in Augenschein nehmen. Als er vollendet war, stattete ihn Stein mit Bildnissen, Büsten und einer kleinen auserlesenen Sammlung von Werken über deutsche Geschichte aus. Der Turm steht noch heute. In einem der Zimmer des Turms hing das Bildnis Scharnhorsts, auf das Stein die Fremden, denen er dieses sein Heiligtum zeigte, immer zuerst hinwies. Er selbst blieb dann

immer wie E. M. Arndt erzählt,*) wie in Andacht vor diesem Bilde stehend und sah es mit einem rührenden Ernst an. In diesem Zimmer hat der würdige Greis oft in Stunden der Einsamkeit gesessen.

Als Besitzer von Cappenberg wurde Stein auch Mitglied der westfälischen Ständeversammlung, die im Jahre 1826 zum ersten Male zusammentrat, und zu deren Landtagsmarschall er von Könige ernannt wurde. Seine etwas herrische Art trat in der Ausübung dieses Amtes nicht selten zu Tage und rief wohl auch gelegentlich den Unwillen mancher Mitglieder hervor. „Wenn der alte Herr," so erzählt ein Augenzeuge,**) mit seinem Krückstock in den von den Stände-Mitgliedern in bunten Gruppen gefüllten Saal trat, so eilte jeder schweigend an seinen Platz, und es herrschte lautlose Stille. Es bedurfte keiner Schelle des Präsidenten, um den Beginn der Sitzung anzudeuten, sein bloßes Erscheinen war das lebendige Zeichen. — Vielschwätzerei war ihm entsetzlich zuwieder, und er begegnete den Schwätzern oft mit großer Schärfe. Ebenso wenig konnte er es leiden, wenn jemand durch Kleinigkeiten die Verhandlungen aufhielt. Einst kam ein Landtagsmitglied zum Marschall und bat ihn um die Erlaubnis, in einer Angelegenheit einen schriftlichen Vortrag halten zu dürfen. „Meinetwegen," erwiderte Stein, „aber kurz, wenn ich bitten darf." Der Abgeordnete verspricht, er werde sich bemühen, möglichst kurz zu sein, worauf Stein hinzufügt: „Und dann etwas Gescheutes, bis jetzt habe ich nur dummes Zeug von Ihnen gehört." Der Abgeordnete entgegnete dann darauf: „Ich bedaure sehr mit Euer Excellenz nicht immer einer Meinung sein zu können," worauf Stein versichert: „Nein, nein wir haben nichts miteinander gemein als Essen und Trinken." Es war begreiflich, daß dergleichen böses Blut setzte.

*) Stein: Sein Leben und seine Zeit von C. Seeley. III. S. 253.

**) Pertz, Leben Steins. VI. 2. 1063.

Von einem herben Verlust wurde Stein durch den am 15. September 1819 erfolgten Tod seiner Gattin betroffen, die, wie er selbst in einem ihr gewidmeten Nachruf ihr bezeugt, in den schweren Prüfungen, die über sie ergangen waren, immer ihrer Pflicht treu geblieben war, vertrauend auf Gott und den von ihr in Zeiten des Unglücks gewählten und auf einem ihrer Ringe eingegrabenen Denkspruch folgend: „Dulden und entbehren." Die Heimgegangene hinterließ ihm als eine wichtige und sorgenvolle Aufgabe, die Sorge für zwei eben erwachsene Töchter. Doch wurde er derselben überhoben, als die ältere derselben Henriette sich im Jahre 1825 mit dem Grafen Hermann von Giech, die jüngere Therese zwei Jahre später mit dem Grafen Kielmannsegge vermählte. Von da an war er völlig vereinsamt und allmählig begannen auch mancherlei Beschwerden des Alters sich bei ihm einzustellen. Schon seit dem Jahre 1817 war er auf dem rechten Auge erblindet, wodurch er zu seinem Schmerze in den einsamen Abendstunden am Lesen verhindert wurde. Auch von der Gicht wurde er vielfach geplagt und öfter hatte er an Schwindelanfällen zu leiden. So wurde er im Monat März 1830 von einem solchen befallen. Als er wieder zu sich kam, that er den Ausruf: „Ach wäre ich jung, ich ginge nach Griechenland." Als er aber im Juli von Neuem erkrankte, sagte er: „Wenn man 72 Jahre alt ist, so ist das gescheuteste, man stirbt." Die Erlösung, auf die er von jetzt an immer dringender hoffte, wurde ihm im Jahre 1831 zu Teil. Er hatte die Absicht gehabt, am 24. Juni nach Pyrmont zu reisen, wo er mit seiner Tochter Therese zusammenzutreffen gedachte. Von da hatte er nach Nassau gehen und dort bis September bleiben wollen. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Eine starke Erkältung, die er sich bei einem Gewitterregen zugezogen hatte, hielt ihn in Cappenberg zurück. Ein heftiges Fieber raubte ihm zeitweilig das klare Bewußtsein. Dazwischen kamen

auch wieder lichte Stunden, in denen er von seinen Beamten und Dienern Abschied nehmen konnte. Da seine Töchter abwesend waren, sprach er seine letzten Wünsche gegen seinen treuen Rentmeister Porch aus. Er habe verordnet,*) so sagte er ihm, daß seine älteste Tochter, Henriette, Nassau, und seine jüngste Tochter Therese, Cappenberg und Scheda erhalten. Letztere ist also Ihre künftige Gebieterin und Sie haben sich daran zu halten, und sie wird sich auch an Sie halten und Ihre Ratschläge und Pläne befolgen. .... „Dann, so fügte er hinzu, muß ich Ihnen noch sagen, daß ich fest glaube, daß zwischen den Toten und Lebenden eine ewige Gemeinschaft besteht, es wird mir also zum Vergnügen gereichen, wenn ich von Oben wahrnehme, daß Sie meinen Kindern mit der nämlichen Treue und Anhänglichkeit Ihre Dienste widmen, als Sie dies mir gethan haben."

Einen jungen Förster ermahnte er: „Und bricht der Krieg aus, so schlagen Sie sich wie ein braver Preuße für König und Vaterland."

Nachdem er nachmittags um drei Uhr das heilige Abendmahl empfangen und sich eine Weile ausgeruht hatte, ließ er sich noch einmal aufrichten und ermahnte den Prediger, im echten Glauben zu wachsen: „Der Kirche droht Gefahr von Frankreich her, ihre Diener müssen also auf ihrer Hut sein. Allein Gott hat sie bisher geschützt, er wird sie auch ferner schützen!" Dann legte er sich schweigend nieder und verfiel in einen sanften Schlummer. Gleich darauf gegen sechs Uhr, wendet er sich auf die linke Seite, der erwartete Lungenschlag erfolgte, ein letzter tiefer Atemzug und der edelste seines Volkes hatte seinen Lauf vollendet. Eine himmlische Freundlichkeit, ein seliger Friede lag über seinen ehrwürdigen Zügen ausgebreitet. Die irdische Hülle des Heimgegangenen ist an der Seite seiner Eltern und seiner Gattin in dem unweit Ems gelegenen Dorfe Frücht bestattet

*) Pertz. IV. 1213.

worden. Die auf seiner Gruft angebrachte Grabschrift lautet: „Hier ruhet Heinrich, Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein, geboren den 27. Oktober 1757, gestorben den 29. Juni 1831. Der Letzte seines, über sieben Jahrhunderte an der Lahn blühenden Rittergeschlechtes. Demütig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier.

„Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein."

Wir schließen die Schilderung dieses köstlichen Lebensbildes mit den Worten, mit welchen Dr. Wiese in der am Eingang dieses Abschnittes erwähnten Schrift den Freiherrn von Stein der deutschen Jugend zum Vorbild hingestellt hat.*) „In diesem deutschen Freiherrn," so heißt es dort, „trat der Ausgeburt der französischen Revolution, dem furchtbaren Napoleon, nicht nur der deutsche Patriotismus, sondern auch die durch den christlichen Glauben gereinigte und erhöhte sittliche Kraft des deutschen Volkes entgegen. Schon als er noch lebte, wurde er bei einem festlichen Anlaß „alles Bösen Eckstein, alles Guten Grundstein, deutscher Ehre Schlußstein" genannt. — Den Schatz seines Glaubens und seiner Gottesfurcht barg er in der Stille des Herzens; aber da war er ihm eine treibende Kraft und eine Behütung, auch ein Zügel seiner von Hause aus leidenschaftlichen Natur, in schweren Leiden und Gefahren aber ein mächtiger Schutz gegen Hoffnungslosigkeit. Zu offenem Aussprechen über das, was seines Lebens und Strebens fester Grund war, kam es in entscheidenden Momenten und im Verkehr mit vertrauten Freunden. Da bekannte er sich zuversichtlich zu dem Glauben, daß wir eine sichere Offenbarung Gottes haben, die etwas an-

*) Dr. Wiese, Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? S. 175. 176.

deres ist als Vernunfterkenntnis; daß Jesus Christus wahrer Gott und wahrer Mensch; daß wir durch ihn mit Gott versöhnt sind; daß, wie ein Tropfen sich im Meere, ein Funke sich in den Flammen verliert, so unser irdisches Verlangen sich auch in die Liebe verliere, die wir dem Ewigen widmen. „Ein unbeugsamer Nacken, schrieb er einem Freunde, ein stürmisches unruhiges Gemüt findet einen Zaum und Befriedigung seiner Sehnsucht nur in der Offenbarung.“ Die heil. Schrift war ihm eine Zuschrift aus der Ewigkeit. Eine rationalistische, und von Menschenverstand geleitete Auslegung derselben erklärte er für unfruchtbar, weil ohne tiefere Einwirkung auf die religiösen Gefühle: sie vermöge im Leben nicht zu leiten, im Tode nicht zu beruhigen und zu stärken.“ Der zu seiner Zeit in der evangelischen Kirche herrschende Vernunftglaube, macht manchen Ausspruch Steins erklärlich, der ihn mit Unrecht als Hinneigung zum Katholicismus gedeutet worden ist. Wie gern er auch das Gemeinsame hervorhob, das auch uns Evangelische mit frommen Katholiken verbindet, und das im Anfang dieses Jahrhunderts von vielen weitherzigen Katholiken weitmehr als heut zu Tage anerkannt wurde, welche Freude er auch an den herrlichen Bauten der mittelalterlichen Kirche hatte, so hat er doch in unverbrüchlicher Treue am evangelischen Bekenntnis festgehalten. So vermochte er sich in keiner Weise mit dem Heiligen-Dienst der römischen Kirche zu befreunden, wie viel mehr würde er an der Marienvergötterung, die unter jesuitischem Einfluß seitdem immer weiter sich ausgebildet hat, Anstoß genommen haben. Nur mit großer Verbitterung vermochte er der Jesuiten zu gedenken und der an vielen Stellen noch nicht vernarbten Wunden, die sie dem deutschen Vaterlande zwischen den Jahren 1570 und 1650 geschlagen haben. Protestantismus und freies Geistesleben waren ihm eng verbundene Dinge. Schon in seiner Jugend zog es ihn in den Dienst des preußischen Staates, weil es ein vor-

wiegend protestantischer war, in welchem, wie er einmal sagte, „seit zwei Jahrhunderten ein großes und vielseitiges Leben und ein Geist freier Forschung entwickelt sei, welcher durch Taschenspielerkünste weder unterdrückt noch mißleitet werden könne.“ Er war sich alle Zeit des reichen Segens bewußt, den die Reformation Luthers gebracht hat. „Dr. Luther“, so pflegte er zu sagen,*) „hat uns den Weg und den Eintritt in den Himmel Gottlob etwas kürzer gemacht, da er die vielen Hofmarschälle, Cermonienmeister, und Thürhüter des Himmelspalastes weggeschafft hat. Sie wissen, ich liebe das Kurze, wenn der Weg auch etwas abschüssig und gefährlich ist.“ Aber auch in seinem evangelischen Bekenntnis legte er viel weniger Wert auf die Dogmen und Lehrsätze als auf die Sittlichkeit, in welchem der evangelische Glaube sich bewährt und auf den inneren Halt und Trost, den er im Leben und Sterben gewährt. So sagte er bei einem besonderen Anlaß: „Allein die Religion hilft uns unsere wahre Bestimmung stets im Auge zu behalten, allem herzlosen Egoismus zu entsagen, nur dem Großen und Edlen zu leben ohne alle Erwartung von Beifall und Belohnung; sie ist die einzige nicht zu erschütternde Trägerin des Charakters. Einem tief bekümmerten Freunde schrieb er: „Suchen Sie Trost bei Dem, der allen Mühseligen und Beladenen Erquickung verspricht, suchen Sie ihn durch Gebet, dessen Kraft uns das seinige am Ölberg lehrt, und zugleich das, was wir bitten sollen: nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ Es waren trübe Zeiten für Deutschland, in denen Stein heimgerufen worden ist und das deutsche Volk hatte den Mann, dem es vor allen Anderen seine Rettung und Befreiung aus der Knechtschaft zu verdanken gehabt hatte, fast vergessen. Erst un-

*) E. M. Arndt, Wanderungen und Wandelungen. S. 286.

serer Zeit ist vorbehalten geblieben, seinen Namen wieder recht zu Ehren zu bringen und in ihm einen der größten Staatsmänner Deutschlands, nächst unserm Fürsten Bismarck vielleicht den größten, zu erkennen. Davon giebt auch das schöne Denkmal Zeugnis, das ihm auf dem Dönhoffsplatze zu Berlin errichtet, und durch das eine alte Schuld abgetragen worden ist.

Ernst Moritz Arndt.

Eine der kraftvollsten und markigsten Gestalten aus den Tagen der Befreiungskriege ist Ernst Moritz Arndt. Von der damals noch unter schwedischer Herrschaft stehenden Insel Rügen stammend, wurde er zu Schoritz bei Putbus am 2. Weihnachtsfeiertage 1769 geboren. Väterlicherseits stammte Arndt aus Schweden, mütterlicherseits aus einer zur Herrschaft Putbus gehörigen Bauernfamilie. Arndts Vater war als Haidereiter im Dienste seines Gutsherrn, des Grafen von Putbus, mit diesem in den siebenjährigen Krieg gezogen, in welchem der Graf als schwedischer Unterthan gegen Preußen kämpfte. Dadurch hatte er Gelegenheit gefunden, im Verkehr mit vornehmen und gebildeten Menschen sich ein über seinen Stand hinausgehendes Maß von Bildung anzueignen, was den Grafen bewog, ihm nach dem Kriege die Freiheit zu schenken und ihn später zum Inspektor seiner Güter in und um Schoritz zu machen. Als solcher heiratete er die Tochter eines kleinen Ackermanns und Wirts bei Putbus, Friedericke Wilhelmine Schuhmacher. Aus dieser Ehe ist unser Ernst Moritz Arndt als erster Sohn entsprossen. Seinen ersten Unterricht erhielt er von den Eltern selbst. Auch die Mutter hatte Gelegenheit gehabt, durch den mit den Kindern einer reicheren Familie gemeinsam erhaltenen Unterricht sich bessere Kenntnisse zu erwerben, als es sonst in ihrem Stande üblich war. Sie hatte genug gelernt, um dem Knaben den ersten Leseunterricht zu erteilen und wußte ihren Kindern in großer Anmut Geschichten und Märchen zu erzählen. Zur Übung

im Lesen dienten in den ersten Jahren ausschließlich Bibel und Gesangbuch. Wohl drei- bis viermal hat Ernst Moritz Arndt mit seiner Mutter die Bibel durchgelesen und an jedem Sonnabend mußte das von ihm auswendig gelernte Sonntagsevangelium und ein Gesangbuchslied der Mutter hergesagt werden. Dadurch ist er der bibelfeste Mann geworden, als den er sich später im Leben allezeit bewährt hat. Im Vaterhause herrschte der Geist ernster Zucht und aufrichtiger Gottesfurcht. Dabei wurden die Kinder angeleitet, keine Arbeit zu scheuen. Wenn die Knechte und Mägde mit der Ernte beschäftigt waren, dann mußte wohl Ernst Moritz gelegentlich die Schweine oder die Kühe hüten, oder er mußte schon als kleiner Bube zu Pferde steigen, um in Wind und Wetter Bestellungen auszurichten. Als aus dem Kinde ein kräftiger Knabe geworden war, erhielt er einen Hauslehrer, aber neben dem Lernen, mit dem es nun ernster genommen wurde, blieb es doch auch jetzt seine größte Freude, sich munter in Feld und Flur umherzutummeln und so war es eine glückliche Jugend, die Arndt in seiner Heimat auf der schönen Insel verleben durfte.

Mit seinem siebzehnten Jahre wurde Ernst Moritz im Herbst 1787 auf die Schule in Stralsund gebracht, wo sich Freunde und Gönner des reichbegabten und wackeren Jünglings treulich annahmen. In seiner schlichten ländlichen Kleidung stach er gegen die feingeputzten Söhne vornehmer Familien, die mit ihm die Schule besuchten, gar sehr ab und er mußte manche Neckereien aushalten, durch die er sich aber tapfer hindurchschlug. Mit allem Eifer benutzte er die ihm in Stralsund gebotene Gelegenheit, etwas Tüchtiges zu lernen. Dabei härtete er durch Fußwanderungen und kalte Bäder, die bis in den Oktober und November hinein ausgedehnt wurden, seinen Leib ab. Das liebste Ziel seiner Wanderungen aber blieb ihm sein Vaterhaus, das inzwischen von Rügen nach Löbnitz, zwischen Stralsund und

Rostock verlegt worden war. Löbnitz war drei starke Meilen von Stralsund entfernt, und oft hat Arndt diesen Weg am Sonnabend Nachmittag zu Fuß zurückgelegt, um am Montag früh wieder in seine Schule zurückzukehren.

Plötzlich ergriff ihn im Jahre 1789 eine unwiderstehliche Wanderlust. Er fürchtete, in Stralsund zu verweichlichen und so entschloß er sich, draußen einen Dienst zu suchen als Schreiber oder Rechnungsführer. Ohne ein bestimmtes Ziel machte er sich mit 10 bis 12 Thalern in der Tasche und einem Bündel Wäsche unterm Arm eines Tages auf den Weg, nachdem er dem Vater mit hochtrabenden Worten brieflich seinen Entschluß kund gegeben hatte. Als er drei Tage gewandert war, meinte er weit genug von der Heimat zu sein, um sich zu verdingen. Nach manchem vergeblichen Versuche sprach er bei einem alten Hauptmann vor, der ihn auch freundlich aufnahm und geneigt war, ihn zu behalten, wenn es sein Vater zufrieden wäre. An diesen wurde geschrieben, aber nach einigen Tagen kam Arndts Bruder mit einem Oheim, um ihn wieder heim zu holen. Der Vater stellte es ihm ganz frei, ob er weiter studieren oder Landwirt werden wolle. Sein eigenmächtiges Fortgehen von Stralsund sollte ihm verziehen werden. Arndt kehrte gern nach Hause zurück und gab auch den Vorstellungen der Eltern und Brüder sowie der Freunde des Hauses Gehör, die ihm rieten, seine Studien fortzusetzen. Es wurde verabredet, daß er nicht nach Stralsund zurückkehren, sondern im Vaterhause bleiben und sich selbst aus Büchern weiter fortbilden sollte. Da hat er denn vom Herbst 1789 bis Ostern 1791 in Löbnitz fleißig über den Büchern gesessen, aber auch hier die Abhärtungen seines Leibes in fast gewaltsamer Weise fortgesetzt, um sich zur Ertragung von Beschwerden und Entsagungen zu stählen.

Zweiundzwanzig Jahre alt bezog Arndt die Hochschule zu Greifswald, um Theologie zu studieren, und als wieder zwei Jahre ver-

gangen waren, vertauschte er Greifswald mit Jena. Was er in den Vorlesungen der damaligen theologischen Lehrer zu hören bekam, lautete freilich gar anders, als das, was die Mutter ihn dereinst aus der Bibel gelehrt hatte. Die eigene Weisheit menschlicher Vernunft galt damals in der Gottesgelehrtheit mehr als in der göttlichen Offenbarung. Aber einen Segen des Vaterhauses hatte Arndt sich auch auf den Hochschulen bewahrt. Er blieb ein sittlich reiner und keuscher Jüngling, und dabei genoß er doch mit vollen Zügen die akademische Freiheit. Auch in Greifswald und Jena blieb es seine Lust, den Stab in der Hand, das Bündel auf dem Rücken, weite Fußwanderungen zu machen. Von der Hochschule kehrte Arndt im Herbst 1794 wieder unter das väterliche Dach zu Löbnitz zurück. Durch die wohlbestandene theologische Prüfung erwarb er sich das Recht zu predigen und bestieg auch zweimal die Kanzel, wie er selbst sagt mit Schall und Beifall. Aber je länger je mehr erkannte er, daß er zum geistlichen Stande keinen rechten Beruf habe. Der Zustand der damaligen Theologie war auch nicht darnach angethan, ihn mit Begeisterung für das geistliche Amt zu erfüllen, und noch weniger hatten die Wahrnehmungen, die er an den Trägern des geistlichen Amtes gemacht hatte, dies zu bewirken vermocht. Ihn zog es vielmehr in die Welt hinaus. Nachdem er zwei Jahre lang seine jüngeren Geschwister und dann später die Kinder des Pfarrers Kosegarten zu Altenkirchen als Hauslehrer unterrichtet hatte, begab er sich, von seinem Vater mit Reisemitteln ausgestattet, auf Reisen. Halb Europa hat er in den anderthalb Jahren von Frühling 1798 bis zum Herbst 1799 durchzogen. Ein Vierteljahr verweilte er in Wien, von da zog er nach Ungarn, dann über die Alpen nach Italien, von da über Nizza und Marseille nach Paris, von wo er nach längerem Aufenthalt über Brüssel, Köln, Frankfurt a. M., Leipzig, Berlin sich wieder heimwärts wandte. Wohin er kam, hatte er

Land und Leute gründlich kennen zu lernen und die Eigenart jedes Volkes zu erforschen gesucht. Bereichert an mannigfacher Erfahrung kehrte er in die Heimat zurück, um sich hier ein eigenes Heim zu gründen. Schon lange trug er eine innige Liebe zu der Tochter des Professors der Naturgeschichte Quistorp in Greifswald im Herzen. Nachdem er ihr Jawort erhalten, ließ er sich als Adjunkt der philosophischen Fakultät in Greifswald nieder und führte hier die Braut in sein Haus. Nur ein kurzes Glück sollte ihm an ihrer Seite beschieden sein. Schon im Sommer 1801 wurde sie ihm durch den Tod entrissen, nachdem sie ihm einen Sohn geschenkt hatte.

Ein Ertrag seiner Reisen durch Europa war die Schrift: „Germania und Europa,“ die er im Jahre 1802 erscheinen ließ und in der er die damalige Weltlage mit schmerzlicher Klage über Deutschlands Uneinigkeit und Zerrissenheit schilderte. Immer drohender wurden die Gefahren, die sich in der damals beginnenden Weltherrschaft Napoleons auch für Deutschland ankündigten. Mit scharfem Seherblick sieht Arndt das Unglück voraus, das dieser gewaltsame von aller Welt bewunderte Mann auch über sein geliebtes deutsches Vaterland bringen wird. Noch in demselben Jahre trat er in seiner zweiten Schrift, die er unter dem Titel: „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“ erscheinen ließ, gegen die Bedrückungen auf, welche der Bauernstand seiner Heimat von den Herren zu erfahren hatten. Freimütig trat er für das Recht des Bauernstandes ein. Die Schrift zog ihm bald den Haß der Edelleute und Pächter zu, und einige freimütige Äußerungen, die er über einige frühere Könige gethan hatte, wurden die Veranlassung, ihn beim Könige von Schweden, unter dessen Herrschaft Greifswald damals noch stand, als Majestätsverbrecher zu verdächtigen. Entrüstet schickte der König das Buch, in welchem die betreffenden Stellen rot angestrichen waren, an den Generalstatthalter

von Pommern mit dem Auftrag, den frechen Schriftsteller zur Verantwortung und Untersuchung zu ziehen. Arndt wurde nach Stralsund geladen. Als ihm der Generalstatthalter die Stellen zeigte, auf welche sich die wider ihn erhobene Anklage gründete, bat er sich einen Bleistift aus, mit dem er nun auch die Stellen anstrich, in welchen die Härte der Leibeigenschaft geschildert wurde und die Mißhandlungen, unter denen die Bauern zu leiden hatten, indem er ihn bat, dem Könige auch diese Stellen vorzulegen. Das geschah und die Antwort des Königs lautete: „Wenn dem so ist, so hat der Mann ja Recht.“ Die Untersuchung gegen Arndt wurde niedergeschlagen, und seine Schrift wurde der erste Anlaß zu einer Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse.

Vom Herbst 1803 bis 1804 verweilte Arndt in Schweden, dem er sich stammverwandt fühlte und für dessen Volk er allezeit eine besonders warme Teilnahme gehabt hat. Als er im Herbst 1804 nach Deutschland zurückkehrte, hatten sich die Verhältnisse hier immer trauriger gestaltet. Deutschland zeigte sich den Eroberungsgelüsten Napoleons immer weniger gewachsen. Das deutsche Reich ging unaufhaltsam seiner Auflösung entgegen. Die Zerrissenheit, Ohnmacht und Not des Vaterlandes ging Arndt tief zu Herzen und von heiligem Zorne erfüllt geißelte er in der Schrift: „Geist der Zeit“ die Verleugnung deutscher Gesinnung, den Verfall deutscher Zucht und Sitte, die Sünden des Volkes in allen Ständen, die solches Elend verschuldet hatten. Aber mit beißendem Spotte schilderte er auch die Eitelkeit, Großmannssucht und Sittenlosigkeit des französischen Volkes, das er als ein leichtfertiges, unverbesserliches Gesindel bezeichnet, „das schwatzt, wo andere fühlen, das hüpft, wo andere stehen, das sich einbildet zu sein, wo andere sind, und dem über das Haschen nach äußerem Scheine jede innere Tüchtigkeit verloren gegangen ist.“ Dem aus den Wogen der Revolution zu

schrankenloser Gewalt emporgestiegenen Napoleon, der sich inzwischen im Jahre 1804 zum Kaiser hatte wählen lassen, versagt er zwar die Bewunderung nicht, die ihm gebührt, aber er schildert ihn als eine dämonische Natur, die Gott zur Geißel für die Völker ausersehen hat, als einen finsteren verschlossenen, tückischen Geist, dessen geheime Pläne plötzlich wie mit Blitzesschnelle hervorbrechen und mit Blitzesverderben ausgeführt werden, und von dem die Welt nur Verderben erwarten darf. In einer gewaltig erschütternden Sprache, welche an die der Propheten des alten Bundes erinnert, ruft er sein deutsches Volk zur Buße und Umkehr auf, durch die es allein gerettet werden könne. Vorläufig verhallte die Warnungsstimme, die Arndt erhoben hatte, in den Stürmen, die über Deutschland hereinbrachen. Das Jahr 1806 vollendete die Erniedrigung Deutschlands und wurde das Jahr seiner tiefen Schmach. Das längst morsch gewordene deutsche Reich verfiel der völligen Auflösung. Nachdem das linke Rheinufer schon im Frieden von Luneville an Frankreich abgetreten war, stiftete Napoleon den Rheinbund aus Bayern, Württemberg, Baden, Kur, Mainz, Hessen-Darmstadt, Cleve-Berg, Nassau und einer Anzahl kleinerer Herrschaften, zu welchen später Sachsen u. a. hinzutraten. Den Herrschern dieser Länder wußte er durch Rangerhöhung zu schmeicheln, indem er sie zugleich zu seinen Vasallen erniedrigte. Sie waren fortan nur Herrscher von Napoleons Gnaden. Im August 1806 legte der letzte deutsche Kaiser die deutsche Kaiserkrone nieder. Das deutsche Reich hatte aufgehört zu sein. Bald darauf am 14. Oktober 1806 erlag auch Preußen in der Schlacht bei Jena den Heeren Napoleons, nachdem es lange unschlüssig hin und her geschwankt und weder den Mut gehabt hatte, Napoleons Feind zu werden, noch den Mut sich ihm zu ergeben. Damit war Deutschlands Erniedrigung vollendet. Mit unbarmherziger Grausamkeit setzte der übermütige Sieger seinen Fuß auf den Nacken

des seiner Willkür preisgegebenen deutschen Volkes. Nun war auch Arndts Bleiben nicht länger in Deutschland. Als die französischen Heere bis in die Nähe von Stralsund streiften, mußte er darauf gefaßt sein, wegen seiner Schrift über „Deutschlands Erniedrigung“ gefangen genommen zu werden. Er wollte es nicht darauf ankommen lassen, wie ein toller Hund totgeschossen zu werden und ging daher übers Meer nach Schweden. Fast drei Jahre blieb er in Stockholm, wo er sich seinen Unterhalt durch allerlei schriftliche Arbeiten erwarb, die er im Auftrage der schwedischen Regierung verfaßte. In diese Zeit seiner freiwilligen Verbannung fällt die Abfassung des zweiten Teiles des „Geistes der Zeit,“ den er in die Welt hinausgehen ließ, um von neuem dem deutschen Volke die tiefe Schmach zu Gemüte zu führen, in die es durch eigene Schuld versunken war. Er beklagt die Uneinigkeit der deutschen Fürsten, zumal daß Österreich und Preußen nicht zusammenstanden und hielten. Er tadelt die deutschen Edelleute, daß sie ihres alten Berufes, des Vaterlandes Ritter und Retter zu sein, vergessen hätten. Er straft mit scharfen Worten die geistigen Führer des Volkes, die Gelehrten, die Denker, die Schriftsteller, die durch ihre Bücher seit lange die deutsche Nation eingeschläfert haben, daß sie berauscht von einem Gedanken an eine Allerweltsbildung, eine Allerweltsfreiheit, ein Allerweltsbürgertum den nächsten von Gott angewiesenen Beruf vergessen, das Deutsche zu pflegen, deutsch zu sein im Sinn, Wort, Sitte, Gesetz und Freiheit. Seine schärfsten Pfeile richtete er gegen die Elenden, die schweifwedelnd vor dem Gewaltherrscher im Staube krochen. Aber bei allem Schmerz und heiligen Zorn über die Erniedrigung seines Volkes bewahrt er sich doch den Glauben an eine bessere Zukunft. Er mag es nicht ausdenken, daß ein so edles Volk auf die Dauer unter der Knechtschaft der oberflächlichen Franzosen bleiben werde. Mit Worten, die durch Mark und Bein gehen, sucht er die Schlafen-

den aufzurütteln. „Fahre denn hin, Nichtigkeit und Stärke lebe!“ so ruft er es mit der Feuerglut vaterländischer Begeisterung seinem Volke zu, Haß beseele, Zorn entflamme, Rache bewaffne uns! Laßt uns vorgehen für unser Land und unsere Freiheit, auf daß unsere Kinder ein freies Land bewohnen! Männer, auf! und seid gerüstet! Ihr dürft nicht leben als Sklaven!“ Als im Jahre 1809 Österreich sich noch einmal gegen Napoleon aufgerafft hatte, und in Norddeutschland Schill zu einem freilich aussichtslosen Kampfe gegen die Fremdherrschaft sich erhoben hatte, litt es Arndt nicht länger in der Fremde. Unter manchen Fährlichkeiten und unter dem Namen eines Sprachmeisters Allmann kehrte er in seine pommersche Heimat zurück nach Trantow, wo sein Vater zuletzt als Pächter einer königlichen Domäne gelebt hatte. Aber seine Eltern sollte er nicht wiedersehen. Die Mutter war schon vor vier Jahren gestorben und der Vater war im vorigen Sommer heimgegangen. Doch wurde er von den Geschwistern in alter Liebe und Treue aufgenommen und seinen achtjährigen Sohn fand er zum fröhlichen Knaben aufgewachsen. Eine Zeitlang hielt er sich in einem einsamen Stübchen des väterlichen Hauses in stiller Zurückgezogenheit versteckt. Nur am Abend wagte er, auszugehen. Doch bald wurde es ihm hier zu eng und er ging nach Berlin, wo er in der großen Stadt zwar verborgen, aber doch frei leben und studieren zu können hoffte. Kurz vor der Rückkehr des Königs Friedrich Wilhelm III. und seiner hochherzigen Gemahlin Luise traf Arndt in Berlin ein und ward Zeuge des festlichen Empfanges, der dem schwergeprüften Königspaare in der Hauptstadt bereitet wurde. Die Anzeichen einer besseren Zeit begannen sich zu mehren. Der Minister von Stein hatte durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, durch die Einführung der Städteordnung und durch andere Verbesserung den schlummernden Volksgeist zu neuem Leben geweckt und viele bis dahin gebundene Kräfte zu entfesseln ge-

wußt. Scharnhorst hatte in rüstiger Arbeit durch die Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht den Grund zu einem neuen Heere gelegt. Ein Kreis von wackeren, deutsch gesinnten Männern hatte sich zusammengefunden, die in aller Stille die Wiedergeburt des Vaterlandes vorbereiteten. Nachdem Pommern an Schweden zurückgegeben war, konnte Arndt wieder eine Zeitlang in seine Stelle als Professor in Greifswald zurückkehren. Aber es geschah nur für kurze Zeit. Die Französelei hatte auch in Greifswald Eingang gefunden und vieler Herzen bethört. Das konnte Arndt nicht behagen und er kehrte wieder in das stille Trantow zurück. Nochmals mußte er von hier flüchten, als im Januar 1812 die Franzosen abermals ins Land rückten. Französische Offiziere und Soldaten lagen schon in Trantow in Quartier, als es Arndt gelang, zur Hinterthür des Hauses hinaus und durch den Garten zu entkommen. Über den knirschenden Schnee und über die zugefrorene Peene wandernd, erreichte er das preußische Gebiet. Dort glücklich angelangt, betete er zu Gott für sein Land und bat um eine ganz helle Sonne als ein Zeichen, und siehe, die Sonne ging hell auf am Himmel wie ein großes Feuerrad und er freute sich sehr, stand still und betete noch mehr. Nach kurzem Aufenthalte bei einem Freunde in Clempenow kam er wieder nach Berlin, gerade in dem Augenblick, als Napoleon zum Kriege gegen Rußland rüstete, und König Friedrich Wilhelm III. durch die Umstände gezwungen wurde an der Seite Frankreichs gegen den früheren Verbündeten zu kämpfen. Voll Unmut verließ Arndt Berlin und ging nach Breslau, um sich von dort auf großen Umwegen und unter vielen Gefahren zu dem Minister Stein nach Rußland zu begeben. Dieser war, wie wir im vorigen Abschnitt gesehen haben, von Napoleon geächtet, nach Rußland geflohen, um von dort aus für die Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft thätig zu sein. Er hatte Arndt durch seine Bücher kennen gelernt und wünschte den

Mann bei sich zu haben, der mit so tapferem Freimut gegen Napoleon zu schreiben gewagt hatte. Es war nicht leicht, nach Rußland zu gelangen, nachdem der Krieg erklärt und schon im Gange war, und nur durch mancherlei List, erst als Diener eines kleinen Kaufmanns, den Arndt in Prag aufgetrieben hatte und dann in Gesellschaft eines Grafen von der russischen Gesandtschaft erreichte Arndt gegen Ende August 1812 die russische Hauptstadt.

Durch Stein erhielt er nun eine feste Anstellung und Besoldung, auch die Vergütung seiner Kosten für die Reise von Prag nach St. Petersburg. Stein benutzte seine Dienste zu allerlei schriftlichen Arbeiten; er mußte wichtige Briefe in Staatsangelegenheiten abschreiben, die Stein nach Wien, nach London und andere Orte richtete, er mußte ankommende Briefe, die zum Teil um des Geheimnisses willen in einer Zeichensprache geschrieben waren, entziffern. Sodann bediente sich Stein seiner Vermittelung zur Errichtung einer deutschen Legion, die aus preußischen Offizieren, welche nach Rußland gekommen waren, um unter fremden Fahnen gegen Napoleon zu streiten, aus deutschen Gefangenen, Überläufern und Freiwilligen gebildet werden sollte. Arndt war der geeignete Mann, um die in Rußland lebenden Deutschen zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind Rußlands und Deutschlands zu begeistern. Vor allem aber war es Stein darum zu thun, durch Arndts zündende Worte den deutschen Volksgeist gegen Napoleon zu erwecken. Das hat dieser kaum durch irgend eine seiner Schriften wirksamer gethan, als durch den in jenen Tagen in St. Petersburg verfaßten „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehret wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll.“ Mit heiligem Zorn ruft Arndt in dieser Schrift zum Kampfe gegen Napoleon auf, den er als einen von Gott verfluchten, durch Lügen, Mord und Verrat emporgekommenen Feind und Vertilger der Freiheit und des Rechtes

kennzeichnet. In den Kapiteln vom Vertrauen auf Gott, von der Liebe und Verträglichkeit, von Soldatenehre, von Bescheidenheit und Demut, von Güte und Milde, von der Manneszucht, von der Gottesfurcht, von der Hingebung zeigt Arndt, mit welcher Geistesrüstung der deutsche Kriegsmann gegen den Zwingherrn zu Felde ziehen soll. Da heißt es u. a.: „Der Soldat soll ein Christ sein. Ein frommer und gläubiger Mann hat das rechte Panzerkleid um die Brust gelegt und die rechten Waffen angethan: das kindliche Vertrauen auf einen allmächtigen Gott und das feste Gewissen in einer treuen Brust. Wer Gott fürchtet, über den ist niemand, denn die Furcht Gottes geht über alles. Der Christ allein weiß, was ist und sein wird, und die leeren Schrecken bewegen seine Seele nicht; denn die Furcht des Herrn machet das Herz fröhlich und giebt Freude und Wonne ewiglich. Auf denn, deutscher Mann! Auf mit der Freiheit und der Treue gegen die Knechtschaft und Lüge! Auf mit dem alten deutschen Stolz, mit der Tapferkeit und Redlichkeit deiner Väter! und fürchte diese Franzosen nicht, welche nicht ehrlich durch die Waffen, sondern bübisch durch Hinterlisten und Lügen deine Herren geworden sind. Wahrlich, die Franzosen haben nur Schimmer, du aber hast Flammen; sie haben nur Geschmeidigkeit, du hast Kraft; sie haben nur Lüge, du hast Treue; sie haben nur Prahlerei, du hast Ehre; sie haben nur Schein, du hast That. Darum fürchte sie nicht, sondern schaue kühnlich über sie hin, als die da viel schlechter sind als du. Du wirst sie verwehen, wie der Wind Stoppeln verweht, wenn dein Geist in dir mächtig wird, sie haben kaum die Geistlosen besiegt."

Napoleon war in Rußland siegreich bis Moskau vorgedrungen. Da brach mit dem harten Winter von 1812 auf 1813 das furchtbare Gottesgericht über ihn herein, das auch für Deutschland das Signal zu dem ersehnten Befreiungskampfe werden sollte. Fast das ganze Heer von einer halben Million Streitern, mit

dem Napoleon gegen Rußland ausgezogen war, lag vernichtet auf den Schneefeldern der russischen Ebenen. Napoleon selbst ließ die Trümmer seines Heeres im Stich und fuhr wie ein Flüchtling auf seinem Schlitten durch Deutschland nach Paris. Die Stunde der Rache war gekommen. Am 5. Januar 1813 brach Stein, von Arndt begleitet, von Petersburg auf, um nach Preußen zurückzukehren, dessen König sich nun vor die Entscheidung gestellt sah, ob er der Bundesgenossenschaft mit Frankreich entsagen und in Gemeinschaft mit Rußland den Kampf gegen den Gewalthaber aufnehmen wollte. In Königsberg, wo Arndt am 25. Januar 1813 mit dem Freiherrn von Stein anlangte, loderte schon die Flamme der Begeisterung hell auf, mit der alle zum Kampfe gegen den Dränger sich rüsteten. Endlich kam aus Berlin das befreiende Wort: Der König genehmigte den ohne seinen Befehl von York auf eigene Verantwortung abgeschlossenen Vertrag, durch welchen das preußische gegen Rußland aufgebotene Korps an Rußlands Seite treten sollte. In diesen Tagen der auflodernden Begeisterung hat Arndt die kleine Schrift verfaßt: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?", in welcher er das ganze Volk zum einmütigen Kampfe aufrief. Als bald darauf Preußen an Frankreich den Krieg erklärt, der König den Aufruf an sein Volk erlassen hatte nnd selbst nach Breslau geeilt war, wo sich Tausende freiwillig zum Kampfe stellten, begab sich auch Arndt auf beschwerlicher Reise dorthin. Nach kurzem Aufenthalte eilte er dann weiter nach Dresden, wo er mit seiner schwungvollen Feder der großen Sache der Befreiung des Vaterlandes in seiner Weise erhebliche Dienste geleistet hat. Die erwünschte Ruhe, die er hier in dem Hause des Oberapellationsrates Körner fand, des Vaters des Freiheitssängers Theodor Körner, benutzte er, um den dritten Teil seines „Geist der Zeit" zu vollenden. In ihm kommt der Geist glühender Vaterlandsliebe, der in dem Völkerfrühling des Jahres 1813 durch die Lande

zog, mit hinreißender Gewalt zum Ausdruck. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los," das ist der Grundton, der aus dieser Schrift mächtig herausklingt. „Nicht mit irdischen Waffen allein," so führt Arndt in dieser Schrift aus, „ist der Feind zu besiegen; dazu bedarf es vor allem der geistigen himmlischen Waffen, des Glaubens an Gott, des Glaubens an das Volk, des Glaubens an die unvergängliche Ehre. Nur wenn man dem deutschen Volke mit dem edelsten Sinn den großen Gott und die unsterbliche Pflicht zeigt: wenn man die Namen Vaterland und Ehre zu seinen heiligsten Namen macht; wenn man, was von Kraft und Frömmigkeit und Hochsinn in ihm lebt, mit in den großen Kampf ruft und edel walten läßt, wie es in so gefährlichen Zeiten walten soll, wenn man die uralte französische Arglist und Büberei gegen das deutsche Reich mit allen tausend Namen und Klängen ausspricht, womit sie ausgesprochen werden muß, und wenn dies alles nicht mit frömmelnder Gaukelei, sondern mit reiner Wahrheit gefühlt, gethan und ausgesprochen wird — nur dann ist die Gewißheit da, daß der deutsche Name von den tückischen Nachbarn wieder mit Zittern genannt und gehört werden wird." Mit ganzem vollen Ernste, so fordert er, muß der heilige Krieg geführt werden. Erstlich geschehe nichts halb, man nehme das ganze waffenfähige deutsche Volk und wälze seine zerschmetternde Last auf den Feind. Zweitens brauche man der größten Geschwindigkeit. Denn wie die Stürme durch die geschwinde Zusammenrollung der Wolken Donner und Blitz in ihrem Schoße zünden, so schüret die geschwinde Bewegung alle frischen Geister zu dreifacher Flamme und läßt die faulen und wässerigen sich nicht auf die feurigen werfen. Drittens brauche man, so lange die Sache steht wie heute, keiner verderblichen Schonung und Gnade, keiner vergeblichen, ja gefährlichen Halbheiten, mit der ganzen vollen Kraft des deutschen Volkes muß für das ganze volle Glück Deutschlands jetzt gegen Frankreich

gekämpft werden. Sodann fordert er, daß Deutschland seine rechten Grenzen zurückgegeben werden. Der Rhein muß wieder Deutschlands Strom werden und darf nicht Deutschlands Grenze bleiben. Diese steht an den Vogesen, dem Jura und den Ardennen, durch Art und Sprache des Volkes unverkennlich und unverrücklich fest, und nicht eher darf das Schwert in die Scheide gesteckt werden, als bis alle Menschen der deutschen Zunge, die bis in Lothringen, Elsaß, Luxemburg und Flandern hinein wohnen, von der französischen Herrschaft erlöst und wieder in das deutsche Reich gebracht sind. Und wenn der Feind besiegt und das Vaterland von der Fremdherrschaft befreit ist, dann muß, so führt die Schrift weiter aus, an die Umgestaltung Deutschlands die Hand angelegt werden. Er fordert nicht die Beseitigung der kleinen Staaten und Einzelherrschaften, deren Segen er nicht verkennt, aber er fordert ihre Zusammenfassung und Unterordnung unter den starken Willen eines gemeinsamen Oberhauptes. Die Wiederherstellung des deutschen Reiches in alter Kaiserherrlichkeit, ist das Ziel, das er dem deutschen Volke steckt. Damals ist es freilich noch ein schöner Traum geblieben. Aber was Arndt damals sehnsuchtsvoll geträumt hat, das haben wir vor fünfundzwanzig Jahren herrlich erfüllt gesehen. Die Schrift schließt mit einem flammenden Aufruf an alle Deutsche, sich in Einigkeit und Eintracht zum gemeinsamen Kampfe zu scharen und mit dem hoffnungsvollen Ausblick in eine bessere Zukunft. „Ich habe Deutschland gesehen, so ruft Arndt aus, der Germanen Land, das heilige Land, das freie Land, wo Hermann mit Römerleichen bedeckte das Feld, wo der Vogler auf die Hunnen die Wölfe und Raben lud — ich sah seinen Scepter gebrochen, sein Schwert verhüllt oder mit dem Blute der Brüder gerötet, tief senkte der doppelte Adler der Fittiche Kraft. Da hielt ich den Fluch oft schwer von der Lippe, den Dolch oft schwerer vom Herzen. Doch wirble du Staub! Doch tose du

Schlacht! Doch brause du Flamme der fliegenden Zeit! Ich werde dich sehen, mein heiliges Land, mit Sieg bekränzt, mit Freiheit bekränzt, ich werde hören deines Adlers klingenden Flug; ich sehe dich schon, ich höre ihn schon, auch wenn mein Staub mit dem Staub der Geschlagenen verfliegt, von Gestirnen werde ich mein Germania sehen.“

Im Dienste Steins, der der Vorsitzende eines von Rußland und Preußen gemeinsam eingesetzten Verwaltungsrates für die deutschen Angelegenheiten und die Verwaltung der wieder zu erobernden deutschen Länder war, fand Arndt reichliche Arbeit. Mit Aufträgen von ihm wurde er nach Berlin gesandt, wo er den Juni unter gleichgesinnten Freunden verlebte. Gleich diesen empfand er's aufs schmerzlichste, daß am 4. Juni, nach den Schlachten bei Groß-Görschen und Bautzen, die den Befreiungskampf eingeleitet hatten, ein zehnwöchentlicher Waffenstillstand abgeschlossen wurde. Arndt und seine Freunde vermochten sich der Besorgnis nicht zu erwehren, daß auf den Waffenstillstand ein Friede folgen werde, der die großen Hoffnungen, mit denen sie Deutschlands Erhebung begrüßt hatten, unerfüllt lassen würde. So kehrte Arndt in gedrückter Stimmung anfangs Juli von Berlin zu Stein zurück, der während des Waffenstillstandes zu Reichenbach in Schlesien verweilte. Aufrichtung und Trost gewährte ihm hier das Zusammensein mit den vaterländischen Sängern Körner und Schenkendorf, mit dem tapferen Graf Karl, von Geßler, der ihn in sein Haus aufnahm und mit anderen in der Mitte der damaligen Bewegung stehenden Männern. Wie ein Stein fiel es ihm vom Herzen, als der Waffenstillstand gekündigt wurde und der Waffentanz wieder anhob. Mit lautem Jubel begrüßte er die Siege, die in den Augusttagen bei Großbeeren, an der Katzbach und an den Höhen von Nollendorff und im September bei Dennewitz erstritten wurden; und als dann die große Völkerschlacht bei Leipzig das Joch der Fremd-

herrschaft gebrochen hatte, da entströmte seinem Herzen das herrliche Dank- und Bundeslied:

„Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war.
Der unserer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsere Kraft uns schön erneut,
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Nach der großen Entscheidungsschlacht finden wir Arndt wieder bei Stein in Leipzig, wo ihn dieser auch zurückließ, als er selbst im November nach Frankfurt und an den Rhein aufbrach. In die Zeit dieses Leipziger Aufenthaltes fällt wieder die Abfassung einer ganzen Reihe von vaterländischen Schriften, die wie Sturmvögel ins Land hinausflogen. Eine der bedeutsamsten unter ihnen war die unter dem Titel: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" erschienene, in welcher Arndt die früher schon ausgesprochene Forderung näher begründete und nachwies, daß ohne den Rhein die deutsche Freiheit nicht von Bestand sein könne. Die beiden Ufer des Rheins und die umliegenden Lande müssen deutsch sein, wie sie es früher gewesen sind. Die entwendeten Lande müssen dem Vaterlande wieder erobert werden. So lautete die Losung, die Arndt für den künftigen Frieden ausgab.

Hier sei auch der vaterländischen Lieder gedacht, in denen Arndt schon seit dem Anbruch der großen Zeit das deutsche Volk zum heiligen Kampfe zu begeistern gewußt hatte und in denen er nun die Thaten Gottes und die durch Gottes Gnade geschenkten Siege feierte. Allen anderen voran sei des schönen Liedes gedacht, in dem er auf die Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" die Antwort giebt: „Das ganze Deutschland soll es sein, soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder

singt." Welche Glaubenskraft und Zuversicht spricht sich in dem Liede mit der Überschrift: „Wer ist ein Mann?" aus, mit der fünffachen Antwort: „Der beten kann, der glauben kann, der lieben kann, der streiten kann, der sterben kann." In heiligem Zorn über die Knechtschaft, unter der Deutschland hat seufzen müssen, ruft er aus: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte." In anderen Liedern wieder feiert er die Helden der Befreiungskriege, sowie die Männer, die in den Tagen der Knechtschaft die deutsche Fahne hochgehalten haben, einen Schill, von dem er in der Weise des Volksliedes singt: „Es zogen drei Reiter zum Thore hinaus," einen Scharnhorst, den Waffenschmied deutscher Freiheit, einen Gneisenau, der Kolberg geschützt und gegen die Franzosen so tapfer verteidigt hat, den alten Blücher, von dem er in dem schmetternden Gesange;

„Was blasen die Trompeten, Husaren heraus"

rühmen darf:

„So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
Drum soll er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein."

Wo immer noch heute Männer zu fester vaterländischer Feier vereinigt sind, da wird auch Arndts Weihelied angestimmt:

„Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor;
Denn wir sind hier in ernsten Dingen
Mit hehrem, heiligem Gefühl;
Drum muß die volle Brust erklingen
Ein volles helles Saitenspiel."

Als die deutschen Heere in der Neujahrsnacht von 1813 auf 1814 den Rhein überschritten und in Frankreich eingerückt waren, da litt es auch Arndt nicht länger in Leipzig. Über den Thüringer Wald reiste er nach Frankfurt a. M., wo er mit der Hoffnung einzog, daß bald wieder ein deutscher Kaiser hier werde gekrönt werden. Dort verlebte er den Winter, bis das über-

wundene Paris zu den Füßen der siegreichen Heerführer lag. Im Frühjahr 1814 ist er dann den Rhein auf und ab gewandert, aufwärts bis nach Straßburg und zum Schwarzwald, abwärts bis nach Köln und Düsseldorf, einige Tage auch auf Steins Schlosse zu Nassau a. d. Lahn verweilend. Im Herbst wanderte er dann durch die Wetterau, Hessen und Westfalen, bis er endlich in Berlin seinen Wanderstab niederlegte, um hier den Winter über zu bleiben.

Mit schmerzlichem Unmut folgte er den Verhandlungen, die auf dem Wiener Kongresse über die Neugestaltung Europas und insbesondere Deutschlands gepflogen wurden, und in denen die Federn geschäftig an der Arbeit waren, zu verderben, was die Schwerter gut gemacht hatten. Wie ein Messer schnitt ihm die alte Zwietracht, die sich dort breit machte, durch sein deutsches Herz. Da erscholl plötzlich die Kunde: „Napoleon ist wieder da." Der nach der Wiederaufrichtung seiner Herrschaft lüsterne Tyrann war von Elba, wohin ihn sein eigenes Volk verbannt hatte, nach Paris zurückgekehrt. Wieder mußte zu den Waffen gegriffen werden. Um dem Kriegsschauplatz näher zu sein, ging Arndt nach Aachen, und als Paris zum zweiten Male eingenommen und Napoleon auf die einsame Insel St. Helena verbannt worden war, ließ sich Arndt zunächst in Köln nieder, wo er eine Zeitschrift unter dem Titel: „Der Wächter" herausgab. Er wollte die Wacht am Rhein halten, damit der französische Einfluß nicht wieder die Oberhand gewinne. Der Rhein hatte es ihm angethan, und er beschloß an ihm dauernd seine Heimat zu gründen. Vorher aber sehen wir ihn noch auf mancher Wanderschaft begriffen. Er besucht seine liebe rügensche und pommersche Heimat, er verweilt eine Zeit lang in Dänemark und hält sich dann wieder mehrere Monate in Berlin auf. Hier fand er in der Halbschwester Schleiermachers, Nanna Marie, seine zweite Gattin, mit der er sich dann im Herbst 1817

dauernd in Bonn ansiedelte, wo er sich dicht am Rhein ein Haus baute mit der Aussicht auf die Herrlichkeit des Siebengebirges. Auch eine schöne lohnende Thätigkeit schien sich ihm hier zu eröffnen, indem er an die inzwischen in Bonn neugegründete rheinische Hochschule als Professor der Geschichte berufen wurde. Leider sollte die Aussicht auf ein friedliches gesegnetes Wirken und auf stilles häusliches Glück nur allzu bald aufs schmerzlichste getrübt werden.

Am 18. Juni 1816, dem Jahrestage der Schlacht bei Waterloo hatte sich in Jena unter dem Namen der Burschenschaft eine studentische Verbindung gebildet, die es sich zur Aufgabe machte, die gesamte gebildete Jugend Deutschlands mit der Begeisterung für Einheit, Recht und Freiheit zu erfüllen. Es waren vielfach unklare Ziele, die ihnen vorschwebten, aber bei der Mehrzahl waren es doch edle Bestrebungen, die sie verfolgten. Sie sannen nicht auf Umsturz des Vorhandenen, sondern auf Erziehung des kommenden Geschlechtes; durch sittliche Hebung und patriotische Begeisterung hofften sie, die Einigung Deutschlands herbeizuführen, die leider trotz der hoffnungsreichen Erhebung in den Jahren 1813, 1814, 1815 nicht erreicht worden war. Mit dem Streben nach Deutschlands Einigung ging zugleich das nach einer Beteiligung des Volkes an den Angelegenheiten des Staates und nach einer größeren politischen Freiheit Hand in Hand. Die dritte Säkularfeier der Reformation im Oktober 1817 wurde zu einem Vereinigungs- und Verbrüderungsfeste aller Burschenschaften der deutschen Hochschulen benutzt und die Wartburg mit ihren großen geschichtlichen Erinnerungen zur Stätte derselben ausersehen. Das Fest hatte einen ernsten religiösen Anstrich. Es wurden schwungvolle Reden gehalten, meist ohne irgend welche politische Fragen zu berühren. Schon war das eigentliche Fest zu Ende, da führten einige Studenten, wohl in Erinnerung an die Verbrennung der Bannbulle durch Luther, ein verhängnis-

volles Nachspiel auf. Ein Student schleppte ohne Vorwissen des Festausschusses eine Anzahl Bücher herbei, die dem Feuer übergeben werden sollten. Zuletzt flog als Zeichen „grimmigen Hasses gegen alle Bösen und Buben im Lande" ein hessischer Zopf, ein österreichicher Korporalstock und ein preußisches Gardistenschnürleib ins Feuer. Diese Vorgänge, die an sich nicht viel mehr als ein Ausbruch jugendlichen Übermutes waren, wurden geflissentlich ausgebeutet, um den Fürsten und Regierungen die Angst vor jakobinischen Bestrebungen einzujagen, von denen die deutsche Jugend erfüllt sei. Die Schriftsteller, deren Werke verbrannt worden waren, fühlten sich durch die Narretei der Burschen ernstlich beleidigt. Der Ungeberdigste von allen war Geheimrat Kamptz, mit beiden Händen ergriff er den Anlaß, um den studentischen Jakobinern endlich den Garaus zu machen. Auch König Friedrich Wilhelm, der den derben Humor des Burschenlebens nicht kannte, legte den Vorgängen auf der Wartburg eine viel zu große Bedeutung bei. Er ließ auf allen preußischen Hochschulen Nachfragen halten, wer an dem Wartburgfeste teilgenommen, und der Unterrichtsminister erhielt den strengen Befehl, sofort alle Verbindungen bei Strafe der Entfernung von der Hochschule zu verbieten. Der mißtrauische Argwohn des Königs und der deutschen Regierungen steigerte sich noch durch die wahnwitzige That zweier überspannter Mitglieder der Burschenschaft, von denen der eine, Karl Sand, den Dichter Kotzebue als angeblichen Fürstenknecht und russischen Spion erdolchte und der andere gleich nachher einen Mordversuch gegen den nassauer Präsidenten Herrn von Ibell machte. Es war den Regierungen an sich nicht zu verdenken, wenn sie den Geist der Empörung, der in solchen Vorgängen sich kund gab, mit den strengsten Mitteln zu unterdrücken beschlossen, zumal es nicht an Kundgebungen fehlte, die den Mörder Kotzebues als einen zweiten Brutus verherrlichten. Aber man beschränkte sich nicht

darauf, nach etwaigen Mitschuldigen zu forschen. Die eingeleiteten Untersuchungen erstreckten sich auf alle, die nur möglicherweise in einer entfernten Beziehung zu der Burschenschaft stehen konnten. Der berühmte Berliner Theologe de Wette, welcher einen Trostbrief an Sands Mutter geschrieben hatte, wurde abgesetzt. In diese Untersuchungen wurde nun auch Ernst Moritz Arndt verwickelt. Kurz vor dem Beginn der gegen die burschenschaftliche Bewegung eingeleitete Untersuchung, hatte er den vierten Teil seiner Schrift „Geist der Zeit" erscheinen lassen, in welchem auch er mit freimütigem Worte für die Erfüllung der Hoffnungen eintrat, mit denen die deutschen Stämme zur Befreiung des Vaterlandes in den Kampf gezogen waren. War doch dem deutschen Volke von seinen Fürsten die Aussicht eröffnet worden, daß nach der Vertreibung des Feindes aus den deutschen Gauen Deutschland in neuer herrlicher Gestalt wiedererstehen solle, nach außen stark, als ein einiges Reich, im Inneren frei durch landesständliche Verfassung, welche dem Volke eine Mitwirkung an der Gesetzgebung und Verwaltung sichern sollte. An diese Versprechungen hatte Arndt erinnert. Um die Wehrhaftigkeit des Volkes zu erhalten, hatte er für die Jugend das Turnen empfohlen, das damals von den Regierungen mit Mißtrauen angesehen wurde. Vor dem Rückfall in eine knechtische Unselbständigkeit hatte er gewarnt, für die Freiheit der Presse und gegen die Bevormundung der polizeichen Aufsicht hatte er seine Stimme erhoben. Durch alles das hatte er sich verdächtig gemacht. Man hatte einzelne Stellen aus dem Zusammenhang gerissen und ihn bei dem edlen König Friedrich Wilhelm III. als Revolutionär angeschwärzt. Der Kurator der Universität Bonn, Graf Solms-Laubach, erhielt den Auftrag, dem Professor Arndt zu eröffnen, daß der König auf den preußischen Universitäten keinen Lehrer dulden könnte, die solche Grundsätze, wie die im vierten Teile des Geistes der Zeit enthaltenen, aufstellten. Es wurde ihm

für künftige Fälle größere Vorsicht anempfohlen mit der Drohung, daß er bei der ersten ähnlichen Veranlassung von seiner Stelle entfernt werden würde. Arndt räumte gern ein, daß er in einzelnen Worten und Ausdrücken gefehlt haben möge, erklärte aber ebenso fest und bestimmt, daß er an den in seiner Schrift entwickelten Grundsätzen unerschütterlich fest halten müsse. Als nun nach der Ermordung Kotzebues die Untersuchungen gegen die Burschenschaft einen weiteren Umfang annahmen, wurde Arndt im Sommer 1819 verhaftet und alle seinen Briefe und Papiere wurden mit Beschlag belegt. Ein Jahr darauf, am 10. November 1820, wurde ihm das fernere Halten von Vorlesungen verboten. Im Februar 1821 begann dann die peinliche Untersuchung, der er nicht vor seinen ordentlichen, sondern vor außerordentlichen Richtern unterzogen und in der er als ein staatsgefährlicher Verbrecher behandelt wurde. Aus den harmlosesten Äußerungen in vertraulichen Briefen suchte man einen Strick zu drehen, um ihn verurteilen zu können. Das Ende der peinlichen Untersuchung war, daß er zwar keines Verbrechens schuldig befunden werden konnte, und auch in seinem Gehalte, das er als Professor bezog, gelassen wurde, aber durch die dauernde Entfernung vom Lehrstuhl, die über ihn verhängt wurde, sah er sich aus der ihm liebgewordenen Thätigkeit an der deutschen Jugend für Jahrzehnte herausgerissen.

Es war eine schwere Prüfungszeit, die Arndt nun zwei Jahrzehnte hindurch zu bestehen hatte. Aber in stiller Geduld hat er sich unter die demütigende Hand Gottes gebeugt und unter der Last des ihm auferlegten Kreuzes ist sein Glaube gewachsen und bewährt befunden worden. War ihm auch die Wirksamkeit auf dem Lehrstuhl untersagt, so ist er darum doch nicht unthätig geblieben, und so oft es not that, hat er immer wieder freudig und unerschrocken seinen Wächterruf laut werden lassen. So im Jahre 1830, als durch die in Paris ausgebrochene Julirevolu-

tion von neuem die Gefahr eines Krieges mit Frankreich drohte. Wieder mahnte er die Deutschen zu einmütigem Zusammenstehen und immer wieder erinnerte er an die alte Schuld, an Elsaß und Lothringen, die sie von Frankreich zurückzufordern hätten.

Ein reiches und ungestörtes Glück war ihm in seinem Hause beschieden, und er pries es als eine Gnade Gottes, daß man ihn wenigstens ruhig in seinem Vaterlande und in seinem lieben Bonn bleiben ließ. Aus der Ehe mit seiner Nanna erblühten ihm vier Söhne und eine Tochter, an deren Gedeihen er sich erfreuen durfte, und mit denen er selbst wieder jung wurde. Freilich wurde ihm auch dieses Glück durch einen harten Schlag getrübt, von dem sein Haus im Jahre 1834 plötzlich betroffen wurde. Beim Baden im Rhein ertrank sein jüngster neun Jahre alter, von ihm besonders innig geliebter Sohn Willibald, ein besonders lieblicher, aufgeweckter Knabe, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Arndt war 64 Jahre alt, als ihn dieser Schlag traf und er hat den Schmerz um diesen Verlust zeitlebens nicht überwunden. Auf den Grabstein seines Sohnes setzte er die Worte:

„Gute Nacht ihr, meine Freunde,
Alle meine Lieben!
Alle, die ihr um mich weinet,
Laßt euch nicht betrüben
Diesen Abstieg, den ich thu
In die Erde nieder: —
Seht, die Sonne geht zur Ruh,
Kehrt doch morgen wieder."

Ein Klagelied um das andere ist der Trauer um seinen Liebling entsprungen. Aber auch hier ist, wie die Schrift sagt, aus der Traurigkeit eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit erwachsen. Hatte die große Not des gesamten Volkes ihn beten gelehrt, so hat die persönliche Trübsal, die ihn in diesem Verlust betraf, ihn immer mehr an das Herz seines Gottes gezogen und

ihn immer fester im Glauben gegründet. Sein frommer, freier, fröhlicher Christenglaube, dem alles Gekünstelte und Gemachte fern lag, hat in einer großen Anzahl köstlicher, geistlicher Lieder, die er uns hinterlassen, einen bleibenden Ausdruck gefunden. Noch heute singen wir es ihm in unseren Kirchen und Gottesdiensten nach:

„Ich weiß, an wen ich glaube;
Ich weiß, was fest besteht,
Wenn Alles hier im Staube
Wie Staub und Rauch verweht."

Welch ein frommer inniger Kindesglaube klingt aus den für die Kinder gedichteten Weihnachtsliedern heraus:

„Du lieber heiliger frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist u. s. w."

und:

„Der heilige Christ ist kommen,
Der teure Gottessohn."

In andern Liedern wieder hat der tiefste Ernst eines bußfertigen Herzens, aber auch die Erfahrung der Gnade des sündenvergebenden Heilandes einen ergreifenden Ausdruck gefunden. Eins seiner schönsten geistlichen Lieder aber bleibt das Grablied, mit dem er schon viele Jahre vor seinem Ende sich zu seiner Heimfahrt gerüstet hat:

„Geht nur hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde;
Von der Erde scheid' ich ab,
Denn mir ruft der Himmels Friede"

mit dem Bekenntnis voll Trost für die Seinen:

„Weinet nicht, mein süßes Heil,
Meinen Heiland hab ich funden,
Und ich habe auch mein Teil
In den warmen Herzenswunden,
Woraus einst sein frommes Blut
Floß der ganzen Welt zu gut."

Auf die Tage des Leides und der schweren Prüfungen, die über ihn gekommen waren, folgten auch wieder Zeiten heller

Freude, wie auf den Regen Sonnenschein. Eine solche Zeit war es, als im Jahre 1840 König Friedrich Wilhelm IV. unmittelbar nach seiner Thronbesteigung den Siebzigjährigen wieder in sein Amt einsetzte und auf den seit zwanzig Jahren ihm verschlossenen Lehrstuhl zurück führte. Die Kunde von des Königs hochherzigem Entschluß rief in ganz Deutschland den lautesten Jubel hervor. Die Bonner Hochschule wählte Arndt noch in demselben Jahre zu ihrem Rektor und als solcher richtete er bei der Übernahme des Rektorats tiefergreifende Worte an die studierende Jugend, sie zur Gottesfurcht, deutscher Gesinnung, zur Keuschheit und frommer Zucht mahnend.

Nur zaghaft kehrte Arndt zu seiner seit zwanzig Jahren unterbrochenen Lehrthätigkeit zurück, aber in hellen Haufen strömten die Studierenden herbei, um seinen Vorträgen über vergleichende Völkergeschichte zu lauschen. Hatte er doch viele Völker und Länder gesehen und ihre Sitten, Weisen und Sprachen verstehen gelernt, um den Zuhörern lebendige Bilder der Völker vorzuführen. Bei diesen Vergleichungen blieb ihm aber das deutsche Volk immer dasjenige, von welchem die tiefsten und segensreichsten Wirkungen auf die Menschen ausgehen.

Zu einem nochmaligen Hervortreten in die Öffentlichkeit bot sich für Arndt in dem unruhvollen Jahre 1848 eine von ihm selbst ungesuchte Gelegenheit. Bei den Wahlen für die nach Frankfurt einberufene Nationalversammlung, welche dem deutschen Volke die längst ersehnte einheitliche Verfassung geben sollte, wurde Arndt von vier Wahlkreisen als Vertreter auserkoren. Er nahm die in Solingen auf ihn gefallene Wahl an und zog in der Mitte des Wonnemonates Mai mit den andern Abgeordneten des deutschen Volkes in Frankfurt a. M. ein. In dieser Versammlung hat er sich mitten in dem Freiheitsdusel, von dem Viele sich bethören ließen, sowie unter den Männern des Umsturzes, die es auf die Verjagung aller deutschen Könige und

Fürsten und auf die Herbeiführung einer deutschen Republik abgesehen hatten, als das gute deutsche Gewissen bewährt. Ein einträchtiges starkes Deutschland unter einem deutschen Kaiser — das blieb wie in den Jahren 1813—15, so auch im Jahre 1848 das Ziel seiner Sehnsucht und als das Haupt dieses Reiches konnte er sich keinen andern als den König von Preußen denken.

Mit heiligem Zorne erfüllte es ihn, als elende Buben die edlen Volksvertreter, den Fürsten Lichnowsky und Hans von Auerswald, die für Recht, Gesetz und Ordnung eingetreten waren, in einem Straßenaufstand, der in Frankfurt ausgebrochen war, meuchlings ermordeten. Als die Nationalversammlung ihr Werk nach langen heißen Kämpfen damit zum Abschluß brachte, daß sie den König Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser wählte, da fehlte natürlich Arndt nicht unter denen, die für diese Wahl stimmten. Schon vor der Wahl hatte er am 3. März 1849 an den König einen freimütigen Brief gerichtet, in welchem er ihn beschwor, die bevorstehende Wahl anzunehmen. Obwohl der König mit ebenso großer Offenheit ihm die Gründe auseinander gesetzt hatte, welche ihm die Annahme der Kaiserkrone aus den Händen der Nationalversammlung unmöglich machte, so ließ sich Arndt doch nicht dadurch abhalten, nach der erfolgten Kaiserwahl mit anderen Vertretern der Versammlung nach Berlin zu ziehen, um dem Könige die Kaiserwürde anzutragen. Wir wissen heute, wie gut es gewesen ist, daß sie damals nicht angenommen wurde, und wie recht König Friedrich Wilhelm IV. mit dem Worte hatte: „daß eine Kaiserkrone nur auf dem Schlachtfelde erworben werden könne.“ Seinem Bruder und Nachfolger auf dem Throne ist es vorbehalten gewesen, dieses weissagende Wort zu erfüllen. Mit der Ablehnung der Kaiserkrone war aber das Verfassungswerk, an welchem die Nationalversammlung ein ganzes Jahr hindurch vergeblich sich abgemüht hatte, als gescheitert anzusehen.

Ein Ernst Moritz Arndt konnte seiner ganzen Gesinnung nach, sich nicht auf die Seite derer stellen, welche die Reichsverfassung gegen den Willen der Fürsten mit Gewalt durchsetzen wollten und denen es auch viel weniger um die Reichsverfassung, als um die Verwirklichung ihrer republikanischen Bestrebungen zu thun waren. Mit anderen besonneneren Männern bewirkte Arndt im Mai 1849 seinen Austritt aus der Nationalversammlung, um nach Bonn in seine stille Häuslichkeit zurückzukehren. Aber auch noch in den nun folgenden Jahren, in denen die Verhältnisse in Deutschland sich immer trauriger gestalteten, hat Arndt den Glauben an die Zukunft seines Vaterlandes und seines geliebten deutschen Volkes nicht aufgegeben, wie er ebenso gegenüber dem immer mehr überhandnehmenden Übermut der römischen Kirche den Glauben an die Zukunft des Protestantismus und der evangelischen Kirche festgehalten hat. In einem fünften Teile des Geistes der Zeit, den er in diesen Jahren unter dem Titel: „Pro populo germanico“ erscheinen ließ, giebt er dieser Hoffnung einen freudigen Ausdruck. Mutig und unverzagt schaut er auch jetzt noch in die Zukunft, wenn er prophetisch schreibt: „Ein Volk, das so viel Mut und Geist hat als die Deutschen, kann als ein Raub schlechterer Völker nicht untergehen; die Sehnsucht eines großen Volkes nach Ehre, Macht und Majestät wird den Tag ihrer Erfüllung erleben. Glaubet nur, haltet fest und zusammen! Die Zeit ist Gottes und ihre Stunde und Minute darf kein Sterblicher weissagen, selbst mit einem Apostel Paulus möchte ich nicht irren, aber das darf ich euch zum dritten Male zurufen: Glaubet! und haltet fest und zusammen! Meine übrigen Tage müssen ja dahinsinken, wie die letzten Schimmer eines Traumes. Ich schaue von der höchsten Höhe des Alters in das tiefe Thal hinab, meine Abendsonne geht nicht mit Gold noch mit goldenen Hoffnungen zu Thal, aber von tapfern und männlichen Hoffnungen darf ich nicht lassen.

Ich vertraue dem Geist und dem deutschen Geist und rufe mit allen tapferen Aposteln und Propheten: „De coelo et patria nunquam desperandum!“ Das heißt: „am Himmel und am Vaterlande soll man nicht verzweifeln.“ Eins der letzten und kostbarsten Vermächtnisse, das Arndt dem deutschen Volke hinterlassen hat, waren seine im Jahre 1858 veröffentlichten „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Carl Friedrich vom Stein,“ in welchem er die hehre Gestalt des alten Reichsfreiherrn, die Zeit der tiefsten Schmach und Erniedrigung Deutschlands, aber auch die großen Tage und Jahre der Erhebung dem nachgeborenen Geschlecht nochmals in farbenhellen Bildern vor Augen gestellt hat.

Am 26. Dezember, am 2. Weihnachtsfeiertage 1859 hatte Arndt unter der Teilnahme des ganzen deutschen Volkes sein neunzigstes Lebensjahr vollendet. Fürsten und Bürger, die hochgestelltesten Männer und schlichte Frauen wetteiferten, ihm ihre Glückwünsche darzubringen. Mit einem Regen von Blumen und Kränzen wurde er von allen Seiten überschüttet. Er aber konnte mitten in der festlichen Feier der Ahnung seines nahen Endes sich nicht erwehren: „Die Zeit meines Scheidens ist nahe, nahe ist der Sturm, der meine Blätter herabweht,“ so schrieb er in dem Vorwort, mit welchem er sein letztes Werk, eine neue Sammlung seiner Gedichte, begleitete und mit dem der alte Sänger seinen Freunden sein letztes Lebewohl zurief. Schon nach einigen Wochen erkrankte er an einem heftigen Fieber, das mit reißender Schnelle seine Kräfte verzehrte. „Laß mir die Augen zufallen,“ dieses halblaut gesprochene Gebet war das letzte Wort, das die treue Gattin aus seinem Munde vernehmen durfte. Am 29. Januar 1860 in der Mittagstunde sind sie ihm zu seligem Entschlummern zugefallen. Unter der Eiche, die er über dem Grabe seines Willibald selbst gepflanzt hatte, ist er am 1. Februar feierlich bestattet worden. Das deutsche Volk hat ihm auf dem

alten Zoll zu Bonn ein ehernes Denkmal gesetzt, dessen Sockel auf seinen vier Seiten die Inschriften trägt: „Ernst Moritz Arndt. — Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. — Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte. — Errichtet vom deutschen Volk 1865.“ Aber auch ohne die Denkmäler von Erz und Stein, die ihm hier und anderwärts errichtet worden sind, wird sein Name, der mit der großen Zeit der Befreiungskriege zu unvergänglichem Gedächtnis verknüpft ist, unauslöschlich und unvergessen in allen deutschen Herzen eingeschrieben bleiben.

Max von Schenkendorf.

Unter den Sängern der Befreiungskriege ist keiner, bei welchem vaterländische Begeisterung so unmittelbar mit christlicher Glaubensinnigkeit verbunden gewesen ist, als Max von Schenkendorf. Deutschtum und Christentum sind ihm unzertrennlich mit miteinander verbunden. Keiner aber hat auch so wie er der Sehnsucht des deutschen Volkes nach der Wiederherstellung des deutschen Reiches und der alten Kaiserherrlichkeit einen mächtig ergreifenden Ausdruck gegeben und er darf daher als der Prophet der großen Zeit angesehen werden, in welcher diese Sehnsucht eine endliche Erfüllung gefunden hat. Als der Sohn eines ehemaligen Lieutenants, der dann eine Zivilstellung als Salzfaktor erhielt, später Kriegsrat wurde und zuletzt als Erbe eines väterlichen Gutes in Lenkníschken bei Tilsit lebte, wurde Max von Schenkendorf an der äußersten Ostgrenze des preußischen Staates zu Tilsit am 11. Dezember 1783 geboren. In der heiligen Taufe erhielt er die Namen Gottlob Ferdinand Maximilian Gottfried; der Rufname seiner Kindheit war Ferdinand. Erst als Jüngling hat er sich, begeistert von Schillers „Wallenstein" und für den von dem Dichter verherrlichten Max Piccolomini schwärmend, den Vornamen Max beigelegt, unter dem er selbst als Dichter reichen Ruhm geerntet hat. Schenkendorfs Jugend ist eine freudlose und harte gewesen; sein Vater war von rauher Gemütsart und verstand es bei seinem abstoßenden und heftigen Wesen nicht, dem Knaben Vertrauen abzugewinnen. Für die idealen Güter des Lebens hatte er keinen Sinn. Er

kannte kein anderes Streben als das, ein tüchtiger Landwirt zu sein, was ihm aber auch nicht einmal gelungen ist; vielmehr vergeudete er sein Vermögen in thörichten Unternehmungen. Schenkendorfs Mutter, die Tochter eines Geistlichen, des Pfarrers Karius zu Tilsit, lebte von ihrem Manne meist getrennt auf einem ihr gehörigen Gute Nesselbeck, nahe bei Königsberg gelegen, das sie durch eine verkehrte und verfehlte Ausbeutung der weißen Sandgruben, die auf ihren Feldern sich befanden, völlig zu Grunde richtete. In Königsberg hielt sie sich außerdem eine städtische Wohnung. Sie scheint eine durch und durch verschrobene Frau gewesen zu sein. Fast regelmäßig brachte sie den ganzen Tag im Bette zu, und erst abends begann ihr Leben, das in nichtigen Zerstreuungen aufging. An mütterlicher Liebe zu ihrem Sohne fehlte es ihr nicht; aber auch sie blieb ihm innerlich fremd und ohne Einfluß auf sein Herz und Gemüt. Um so inniger schloß sich Schenkendorf an seinen Bruder Karl an, mit dem er gemeinsam aufwuchs und den ersten Jugendunterricht erhielt, nachdem seine einzige Schwester früh verstorben war. Daß er ein reichbegabter Knabe gewesen sein muß, geht schon daraus hervor, daß er schon mit fünfzehn Jahren die Universität zu Königsberg besuchen durfte. Dafür bedurfte es zwar damals noch nicht wie heute einer Abiturientenprüfung, sondern nur einer Anmeldung beim Rektor und Dekan; aber er wurde doch schon für reif befunden, trotz seiner kaum dem Knabenalter entwachsenen Jugend, unter die Studierenden der Albertina aufgenommen zu werden. Mit vollen Zügen genoß er nach der strengen Zucht ohne rechte Liebe, die er im Vaterhause oftmals als lästigen Zwang empfunden hatte, die akademische Freiheit. Doch bewahrte er sich auch in ihrer Ungebundenheit einen reinen und frommen Sinn, ein für alles Gute, Wahre und Schöne empfängliches Gemüt und die Genossen, mit denen er verkehrte, waren Jünglinge von ernster Lebensrichtung. Trotzdem hielten

es die Eltern für geraten, ihn vor der Vollendung seiner Studien, von Königsberg fortzunehmen und ihn in die Zucht und Aufsicht eines Landgeistlichen, Dr. Hennig zu Schmauch unweit Preußisch Holland, zu geben. Hier brachte er die Jahre 1802 und 1803 zu. Er fühlte sich in der Vereinsamung dieses ländlichen Aufenthaltes wenig glücklich und nannte die von allem Verkehr abgeschnittene Gegend, in die er verschlagen war, „sein Sibirien.“ Auch Dr. Hennig verstand es nicht, ihm die im Vaterhause entbehrte Liebe zu ersetzen. Um so mehr gelang es einem benachbarten katholischen Erzpriester Wedicke zu Hermsdorf, ihn an sich zu fesseln und den Sinn für vaterländische Geschichte und für die großen Zeiten der deutschen Vergangenheit, insbesondere für die Blütezeit der mittelalterlichen Dichtkunst, in ihm zu wecken. Durch diesen würdigen Pfarrer wurde Schenkendorf auch mit dem Hause des Burggrafen Karl Ludwig Alexander zu Dohna in Schlodien bekannt und bald fühlte er sich von dem Geiste inniger aufrichtiger Frömmigkeit, der in diesem Hause herrschte, mächtig angezogen. Allabendlich versammelte der Graf seine Familienglieder und seine Dienerschaft im großen Saale seines Schlosses zu einer Hausandacht, an welcher auch die Dorfbewohner teilnehmen durften. Der Graf selbst wartete als Hausvater des priesterlichen Amtes am Hausaltar. Er las und erklärte einen Abschnitt aus der Bibel und schloß mit einem innigen Gebet, zu dem Alle auf die Kniee sanken. Diese Hausandachten, zu denen Schenkendorf, so oft es die Verhältnisse gestatteten, sich einfand, sind für seine gesamte Entwickelung von entscheidendem Einfluß gewesen. Er hat den Eindruck, den der christliche Geist des Dohnaschen Hauses auf ihn machte, zeitlebens nicht wieder vergessen. Auch zu dem von einem gleichen Geiste durchwehten Hause des Grafen zu Kanitz in Podangen durfte Schenkendorf in diesen Jahren in nähere Beziehung treten. Er hat nachmals den beiden jungen Grafen, mit denen

er innige Freundschaft schloß, als sie in der Schlacht von Groß-Görschen den Heldentod gefunden hatten, in einem herrlichen Gedicht ein Denkmal gesetzt.

Zu den Schätzen der deutschen Vergangenheit, auf welche die s. g. romantische Schule den Blick wieder zurücklenkte, gehörten auch die lange Zeit in Vergessenheit geratenen und verachteten Denkmäler der mittelalterlichen Baukunst, für deren schöne und reich ausgestatteten Formen die Zeit der Aufklärung kein Verständnis mehr hatte. Nur dadurch ist es erklärlich, daß eine große Anzahl mittelalterlicher Bauwerke dem Verfall preisgegeben und dann wohl gar als störende Überreste beseitigt oder zu irgend wie nützlichen Zwecken verwendet wurden. Von diesem Schicksal war auch der alte ehrwürdige Kunstbau der Marienburg in Westpreußen bedroht, dieses herrliche Baudenkmal aus den Zeiten der Herrschaft des deutschen Ordens in Preußen. Der Unverstand der preußischen Behörden hatte schon Hand angelegt, dieses Bauwerk abzutragen und seine Trümmer zur Herstellung von Magazinen zu verwenden. Als Schenkendorf davon erfuhr, veranlaßte ihn sein für die vaterländische Geschichte des Mittelalters begeisterter Sinn gegen diese Zerstörungswut seine Stimme zu erheben. Er veröffentlichte in dem in Berlin erscheinenden Blatte: „der Freimütige" einen Aufsatz, welcher die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses auch in seinen traurigen Resten noch herrliche Bauwerk hinlenkte, und welcher der erste Anlaß zu dessen Rettung und nachmaliger Wiederherstellung geworden ist. Schon dadurch allein hat sich der damals zwanzigjährige Jüngling ein unvergängliches Verdienst erworben, und wer heute die durch den Kunstsinn der preußischen Könige, insbesondere König Friedrich Wilhelms IV., wiederhergestellten Räume des Marienburger Schlosses betritt, der sollte nicht vergessen, daß wir dessen Erhaltung wesentlich der von Schenkendorf gegebenen Anregung zu verdanken haben.

Im Jahre 1803 kehrte Schenkendorf aus der Landeinsamkeit des Schmaucher Pfarrhauses nach Königsberg zurück, um die unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen. Zwar verweigerte ihm der Vater hartnäckig jede Unterstützung, und auch die Mutter gewährte sie nur unter Bedingungen, die dem hochstrebenden Jüngling einen lästigen und demütigenden Zwang auferlegten, indem sie ihn unter die strenge Aufsicht und Vormundschaft eines Verwandten stellte. Er hat ihr trotzdem ihre mütterliche Hilfe mit kindlicher Dankbarkeit vergolten, und manchen freien Abend dazu verwendet, auf das eine Meile von Königsberg entfernte Gut Nesselbeck hinauszuwandern, um seine dort wohnende Mutter zu besuchen. Sein bester Dank war es, daß er sich mit vollem Eifer seinen Studien hingab, um sich für den Verwaltungsdienst vorzubereiten. Zu seiner praktischen Ausbildung brachte er dann ein Jahr bei dem Amtsrate Werner, dem Pächter der königlichen Domäne Waldau, zu, um dann als Referendar bei der königlichen Regierung zu Königsberg einzutreten. Die Mittel zu seinem Unterhalt wurden ihm durch die Aufnahme in das Haus des Landhofmeisters von Auerswald geboten, bei dem er die Stellung eines Hausmeisters und Hauslehrers erhielt. Er verdankte sie der Gemahlin Auerswalds, die eine Schwester der Gräfin Dohna in Schlodien war und die er durch seinen Verkehr in dem gräflichen Hause kennen gelernt hatte. Diese edle Frau, die E. M. Arndt „eine der schönsten und geistreichsten Frauen nennt", betrachtete er als seine eigentliche Herrin, der zu dienen seine größte Freude war. In ihrer häufigen Abwesenheit auf dem Lande vertrat er sie in der Besorgung des Hauswesens und übernahm er die Beaufsichtigung der in Königsberg zurückgebliebenen Söhne, während sie selbst ihn wie ihren eigenen Sohn behandelte. Es waren sonnige Tage, die er in dem alten Königsschlosse zu Königsberg, in welchem die Familie Auerswald ihre Wohnung hatte, verleben

durfte. Alle Künste wurden hier mit liebevoller Begeisterung gepflegt und bildeten den Mittelpunkt einer edlen Geselligkeit. Insbesondere wurden die Dichtungen der romantischen Schule fleißig gelesen, deren Gesamtrichtung für die geistige Entwickelung Schenkendorfs und für seine eigenen Dichtungen zeitlebens von unverkennbarem Einfluß gewesen ist.

Schenkendorf hatte seine Stellung im Auerswaldschen Hause kaum angetreten, als im Oktober 1806 die schwere Zeit des Unglücks und der Fremdherrschaft über Preußen hereinbrach. Von da an stellte er seine Dichtkunst, die er bis dahin mehr zu seiner eigenen Befriedigung im Stillen und Verborgenen ausgeübt hatte, in den Dienst des Vaterlandes, um auf die innere Erneuerung und Wiedergeburt des deutschen Volkes durch die Rückkehr zum Glauben der Väter hinzuwirken. Mit seinem Freunde Ferdinand Freiherrn von Schrötter vereinigte er sich zur Herausgabe einer Zeitschrift, die unter dem Namen „Vesta" erschien, und das deutsche Volk mahnen wollte, sich zu ermannen. „Der Geist Attilas", so riefen Schenkendorf und Schrötter dem Preußenvolke zu, „schreitet furchtbar einher und droht die Welt mit seinen Gigantenplänen zu verwüsten; eine unglückschwere Wolke scheint über dem Schicksale der Völker zu schweben, und die Verzweiflung wohnt in den Gemütern des Haufens. Doch lebt noch Griechenlands Geist in den Edleren; es wiederholt sich die Zeit der Heroen in Fürsten und Bürgern. Mag auch der gemeine Sinn zahllos verkörpert in dumpfem Brüten seiner Angst sich selbst verlieren: ein erhabener Geist ist der Charakter dieser Zeit. Die entgegengesetzten Kräfte behaupten den Kampfplatz, das Verjährte zu vernichten, um aus dem Chaos eine neue, königliche Schöpfung zu entwickeln. Länder schwinden, Fürsten fallen, eine goldene Zukunft winkt; denn die Wahrheit muß der Lüge trotzen, und das Rechte Sieger sein. — In diesem Glauben über alle Zweifel triumphierend, auf eigne Kraft und auf seinen

Gott vertrauend, darf kein edler Geist aus den Schranken seiner Ruhe treten, wenn Schlachten den Völkern Grenzen setzen. . . Die Manen der nordischen Helden und manche erhabene Fürsten der jetzt streitenden Völker beleben durch ihren Feuergeist den friedlichen Bürger, daß er in seinem Innern stark werde, wie der Krieger im Gefecht. . . . Wem, von der guten Sache erwärmt, des Lebens Zweck mehr gilt als des Lebens Frist, wer für die Größe seines Vaterlandes glüht, wessen Brust sich von heiligen Gefühlen hebt, der trete jetzt auf und rede mit Liebe. Alle edleren Kräfte sind gespannt, man wird ihn hören.“ Solche Worte waren ein schönes Zeugnis für die Unerschrockenheit, die innige Liebe zu König und Vaterland und das feste Vertrauen auf eine baldige Befreiung von dem namenlosen Elend des Landes und vom Joche des hartherzigen Siegers. Aber es ist nicht zu verwundern, daß die Zeitschrift wegen der kühnen Sprache, die sie gegen die Fremdherrschaft führte, schon nach wenigen Monaten durch die französischen Gewalthaber wieder unterdrückt wurde.

Vielleicht den schönsten Ausdruck hat der Gedanke der Befreiung des Vaterlandes, der in den Unglückstagen, die über Preußen hereingebrochen waren, Schenkendorfs Herz erfüllte und der fortan der Mittelpunkt all seines Sinnens und Strebens blieb, in dem herrlichen Liede: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt,“ gefunden, in welchem sein Name noch heute unvergessen fortklingt. Da fragt der Sänger in schmerzlichem Tone:

„Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt,
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?“

Da ermuntert er zum Kampfe für die ersehnte Freiheit:

„Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft —

Das ist rechtes Glühen
Frisch und rosenrot:
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod."

In dieser Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens mußte Schenkendorf Zeuge sein, wie der schwergeprüfte König Friedrich Wilhelm III. mit der Königin Luise und seiner ganzen Familie bis an die äußerste Grenze seines Landes, nach Memel, fliehen mußte. Als die königliche Familie dann im Januar 1808 von Memel nach Königsberg zurückgekehrt war und im Königlichen Schlosse ihre Wohnung nahm, bot sich ihm die Gelegenheit mit der von ihm angebeteten, wie eine Heilige verehrten Königin in persönlichen Verkehr zu treten. Schon vor ihrer Ankunft verherrlichte er das Gemach, welches „die Königin von allen Königinnen" aufnehmen sollte, mit einem Gedichte, in welchem er singt:

„Es schaut in stillem, gläubigem Entzücken
Ein treues Volk nach Dir mit Hoffnungsblicken."

Bei ihrem Empfange wurden der Königin Luise Rosenknospen überreicht mit den Schenkendorfschen Versen:

„Wollst, Göttin, uns pflegen
Mit sonnigem Blick
Und spenden uns Segen
Als unser Geschick.

Bald naht, uns entfaltend,
Der Lenz, unser Freund,
Ein Leben gestaltend,
Das selten erscheint.

Ob wir auch vergehen
So schnell als der Mai,
Wir duften, wir wehen
Von Lieb' und von Treu."

Zu Ehren der Königin verfaßte Schenkendorf ein Festspiel „Die Bernsteinküste", das in deren Gegenwart im Schlosse aufgeführt wurde, und in welchem sich die Stimmung aller treuen

Patrioten und die Hoffnung auf Preußens Erhebung wiederspiegelte.

In diesen Jahren des Unglücks, das über Preußen hereingebrochen war, nahm Schenkendorf an der Stiftung eines Dichterbundes Anteil, der sich „Blumenkranz des Baltischen Meeres“ nannte, sich die Pflege der Dichtkunst und Wissenschaft zur Aufgabe machte und dessen thätigstes Mitglied Schenkendorf wurde. Auch von den in diesem Kreise vereinigten Männern und Jünglingen wurde die Romantik eifrigst gepflegt. Die Schwärmerei für das romantische Mittelalter blieb auch von römisch-katholischen Anwandlungen nicht frei. So schrieb einer der Freunde unter ein Bild der Sixtinischen Madonna die Worte: „Oft saß ich zu deinen Füßen und Thränen füllten die Augen.“ Man tändelte mit christlichen Symbolen, so mit den Buchstaben: I. H. S., die auf ein Schwert gezeichnet wurden, das Graf Karl von der Groeben auf einem Bilde in gefalteten Händen hielt. Aber immerhin gab sich doch auch darin das neuerwachte Glaubensleben kund, von dem auch Schenkendorf mit ergriffen war.

Auch dem damals entstandenen „Tugendbunde“, der in Königsberg bei seiner Stiftung zunächst den Namen „sittlich wissenschaftlicher Verein“ führte, hat Schenkendorf nicht fern gestanden. Der Hauptzweck dieser Verbindung, zu welcher der Rektor des Kneiphöfischen Gymnasiums, Professor Lehmann die erste Anregung gegeben hatte, war der Widerstand gegen Frankreich und die stille Vorbereitung der Befreiung des Vaterlandes. Dieser Zweck durfte aber nicht ausgesprochen werden, denn die Satzungen des Vereins wurden dem Könige vorgelegt und dieser stand damals unter dem Einfluß von Männern, die in der Unterwürfigkeit unter Napoleon das einzige Heil Preußens erblickten. Als im Jahre 1809 während des Krieges zwischen Österreich und Frankreich der bekannte Major von Schill auf

eigene Hand zum Schwerte griff, um den König Friedrich Wilhelm III. auch wider seinen Willen zum Kriege zu nötigen, kam der „Tugendbund" in Verdacht, daß er auf diese verfehlte Unternehmung einen bestimmenden Einfluß ausgeübt habe. Der König, der es damals mit Napoleon noch nicht verderben wollte, war darüber sehr unwillig und der „Tugendbund" wurde verboten. Gewiß war die von Schill versuchte eigenmächtige Auflehnung gegen Frankreich, die mit dem Tode Schills und mit der völligen Vernichtung der von ihm gesammelten Schar endigte, vom Standpunkte der Disziplin zu verurteilen und mit Recht zürnte der König über diese „unglaubliche That," wie er das tollkühne Unternehmen nannte. Aber im Stillen wurde doch Schills Heldenmut bewundert und auch Schenkendorf scheute sich nicht dieser Stimmung in einem Gedichte Ausdruck zu geben, das mit den Worten anhob:

„Klaget nicht, daß ich gefallen,
Lasset mich hinüberzieh'n
Zu der Väter Wolkenhallen,
Wo die ew'gen Freuden blüh'n.

Nur der Freiheit gilt mein Streben,
In der Freiheit leb' ich nun;
Und vollendet ist mein Leben
Und ich wag es auszuruh'n."

Am Schluß dieses Gedichtes spricht Schenkendorf dann die Hoffnung aus, daß eine Zeit kommen werde, wo auch der König diesem Heldenmute seine Anerkennung nicht versagen werde, wenn er dem Gefallenen die Worte in den Mund legt:

„Tag des Volkes, du wirst tagen,
Den ich oben feiern will,
Und mein König selbst wird sagen:
Ruh' in Frieden, treuer Schill."

In seinem dichterischen und patriotischen Wirken wurde Schenkendorf auf sehr schmerzliche Weise durch mancherlei Unfälle

unterbrochen. Zunächst hatte er das Unglück, bei der Staatsprüfung durchzufallen, die er zu bestehen hatte, um vom Referendar zum Regierungsassessor befördert zu werden. Bei der großen Zahl von Stellenbewerbern war diese Prüfung absichtlich verschärft worden und es wurden ihm Fragen vorgelegt, die kaum zu beantworten waren. Dazu kam eine Verwundung und Verstümmlung seiner rechten Hand, die er bei einem ihm wider seinen Willen aufgezwungenen Zweikampfe zu erleiden hatte. Auf einer Schlittenfahrt, die er in Begleitung einer ihm befreundeten Dame machte, streifte sein Pferd einen alten General, der auf der Straße ging. Voller Wut zog dieser seinen Degen, fuchtelte mit ihm um sich, indem er zugleich in der gemeinsten Weise schimpfte und fluchte. Empört über das unpassende Betragen des alten Herrn, ließ es Schenkendorf an heftiger Antwort nicht fehlen, ja er schrieb ihm in der ersten Erregung einen Brief, der die beleidigenden Worte enthielt, daß der General, der ganzen Regimentern aus dem Wege gegangen wäre, ebenso gut einem Schlitten mit vollem Schellengeläute hätte ausweichen können. Die Folge davon war eine Herausforderung auf Pistolen. Der General war ein ausgezeichneter Schütze und war anfangs entschlossen, seinen jugendlichen Gegner zu erschießen. Doch ließ er sich hinterher soweit besänftigen, daß er erklärte, er wolle das Leben des Gegners schonen und dem jungen Mann nur ein wenig das Schreiben verderben. Er hatte den ersten Schuß zu thun und bei diesem traf er die rechte Hand Schenkendorfs so, daß dieser gar nicht mehr zum Schusse kam. Lange lag er an dieser Verwundung krank darnieder. Auf diese Weise zu unfreiwilliger Unthätigkeit verurteilt, folgte er gern einer Einladung in das gräflich Dohnasche Haus zu Schlodien, wo er von seinen Freunden und von zarten Frauenhänden gesund gepflegt wurde. Um dieselbe Zeit waren auch die Vermögensverhältnisse seiner Eltern immer ungünstiger geworden. Das Gut seines Vaters

Lenkonischken war durch die Franzosen völlig verwüstet und in Folge dessen gänzlich verschuldet. Auch das Gut seiner Mutter Nesselbeck, das diese im Jahre 1807 geerbt hatte, war vollständig ausgeplündert; die Kriegssteuern und die Zinsenzahlungen hatten den Rest des mütterlichen Vermögens verschlungen.

Inzwischen war die königliche Familie im Dezember 1809 von Königsberg nach Berlin zurückgekehrt und bald darauf war am 19. Juli 1810 die Königin Luise an dem Gram über das Unglück Preußens, das an ihrem Herzen zehrte, gestorben und in der Blüte ihrer Jahre dem Könige und dem Vaterlande entrissen worden. In ergreifenden Worten klagt Schenkendorf um die Dahingeschiedene, wenn er singt:

„Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Lose?

Zugleich aber ruft er dem Könige tröstend zu:

„Sink' an deiner Völker Herzen,
Du im tiefsten Leid Verlorner,
Du zum Martyrtum Erkorner,
Auszubluten deine Schmerzen.

Herr und König, schau nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in Himmels weiten Fernen
Alle Heiligen sie loben."

Es war wieder ein Zeichen seiner ungesunden romantischen Schwärmerei, wenn er mit einigen gleichgesinnten Freunden eine Trauerfeier für die Dahingeschiedene nicht in der evangelischen Schloßkirche, sondern in der katholischen Kirche veranstaltete. Aber sie gab dennoch seinem Schmerze und dem des ganzen Volkes um die Verklärte, den guten Engel Preußens, den Schutzgeist des Vaterlandes, einen so tief empfundenen Ausdruck und

sie hinterließ bei allen Teilnehmern einen so bleibenden Eindruck, daß der König sich veranlaßt sah, den Veranstaltern in einer besonderen Kabinetsordre seine Anerkennung auszusprechen.

Nach der Abreise des Hofes von Königsberg hatte sich auch der Kreis der Freunde und Gesinnungsgenossen, mit denen Schenkendorf in täglichem Verkehr gestanden hatte, je länger, je mehr gelichtet. Besonders schmerzlich empfand er den Fortgang der von ihm seit Jahren mit stiller Liebe verehrten Frau Barkley, der kurz zuvor zur Witwe gewordenen Gattin des Kaufmanns Barkley, mit dessen Hause Schenkendorf im innigsten Verkehr gestanden hatte, und das der Mittelpunkt des obenerwähnten litterarischen Vereines gewesen war. Schon in Waldau hatte er Frau Barkley kennen gelernt und eine glühende Liebe zu ihr gefaßt, der er aber, da sie einem andern angehörte, entsagen mußte. Nun, da sie durch den Tod ihres Gatten frei geworden war, wagte er es, ihr seine schon vorher in manchem Gedichte leise angedeutete Liebe offen zu gestehen. Um ihrer Mutter willen, die sich in den schärfsten Worten gegen die Verbindung aussprach, wies sie seine Bewerbung zurück, wie sehr sie ihm auch im Herzen zugethan war. Als sie aber durch Mißhelligkeiten mit ihrer Mutter bewogen wurde, Königsberg zu verlassen, um nach Baden zu übersiedeln, trug sie kein Bedenken mehr, ihm auch ihrerseits ihre Neigung zu bekennen. Schenkendorf zog in das von ihr verlassene Barkleysche Haus, wodurch seine Verlobung mit ihr auch vor der Welt besiegelt wurde. Nach ihrem Fortgang litt es auch Schenkendorf nicht lange mehr in Königsberg, zumal es hier immer einsamer um ihn her geworden war. Seine besten Freunde verließen im Jahre 1812 die Heimat, um in der Fremde Kriegsdienste zu thun, als preußische Truppen nicht gegen, sondern für Napoleon ins Feld ziehen mußten. Durch den Durchzug der französischen Truppen, die auf dem Wege nach Rußland Königsberg berührten, war ihm die sonst so liebe Stadt,

die er in einem seiner Gedichte einmal „seiner Jugendamme“ nennt, völlig verleidet. Er machte sich auf den Weg, um einen lange gehegten Wunsch zu befriedigen, hoch herab von den Burgen den Vater Rhein zu begrüßen, in den malerischen Ruinen sich die Größe der Altvordern zu vergegenwärtigen und in alten Kirchenbildern die fromme keusche Kunst deutscher Vorzeit zu bewundern, vor allem aber um seine Verlobte wiederzusehen. Auf dem Wege nach Baden verweilte er unterwegs in dem Kreise der Brüdergemeinde zu Gnadenfrei und begrüßte in Weimar den Dichterfürsten Goethe, zufrieden, ihm die Hand reichen zu dürfen. In Karlsruhe fand er die geliebte Braut in einem Kreise frommer christlich angeregter Freunde, deren Mittelpunkt der damals in Karlsruhe lebende Geheime Hofrat Jung-Stilling war. Es waren Seelen, die, wie Schenkendorfs Gattin später schreibt: „Das Erdenleben an den Himmel knüpfen.“ Am 12. Dezember 1812 wurde dem Dichter seine geliebte Braut in Karlsruhe angetraut und ein neues glückliches Leben ging ihm in dem eigenen Heim an der Seite seiner Gattin auf, mit der er sich in inniger Gemeinschaft verbunden wußte. Aber wie glücklich er sich auch in seiner Häuslichkeit und in dem Verkehre mit den christlich gesinnten und geistig angeregten Freunden fühlte, wie sehr er sich auch an der Schönheit der Natur in der näheren und ferneren Umgebung von Karlsruhe erfreute, so sehnte er sich doch nach einer festen und geordneten Thätigkeit. Auch vermißte er in Baden, das dem Rheinbund angehörte und wo man fortwährend nach Frankreich hinüberschielte, die rechte deutsche Gesinnung. Schon ging er mit dem Plane um, sich in seiner preußischen Heimat um eine Landratstelle zu bewerben, als die vaterländische Erhebung zu dem großen Befreiungskampfe im Anfang des Jahres 1813 auch sein Leben in neue Bahnen lenkte. Mit Jubel begrüßte er das Morgenrot einer neuen Zeit und mit freudigem Stolz erfüllt es ihn, daß seine preußische Heimat an der Spitze

der vaterländischen Bewegung steht. In seinem Liede: „Die deutschen Städte“ hat er zum Lobe Königsbergs gesungen:

„Wie man den Feind befehdet,
Das große Freiheitswerk,
Beschlossen und beredet
Ward es in Königsberg.
Am deutschen Eichenstamme
Du frisches, grünes Reis,
Du meiner Jugend Amme,
Nimm hin des Liedes Preis!

Im Freiheits-Morgenrote,
In Moskaus heil'gem Schein
Kam ein geweihter Bote
Zu dir, der feste Stein.
Er zog in Kraft zusammen
Der Landesväter Kreis,
In den trug seine Flammen
Held York, der strenge Greis.“

Auf den Aufruf des Königs an sein Volk antwortet er mit dem Gedichte: „Landsturm,“ in welchem er anhebt:

„Die Feuer sind entglommen auf Bergen nah und fern
Ha Windsbraut sei willkommen, willkommen Sturm des Herrn“

und das am Schlusse in die Worte ausklingt:

„Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Losung Bibelton:
Hie Wagen Gottes, Gottes Streiter,
Hie Schwert des Herrn und Gideon.“

Die Stiftung des Eisernen Kreuzes feiert er als die Erneuerung des alten Abzeichens der deutschen Ordensritter. Aber war das alte Kreuz, das die Ritter auf ihren Mantel trugen, von Wolle, das neue ist von Eisen,

„Denn nur Eisen kann uns retten,
Uns erlösen kann nur Blut
Von der Sünde schweren Ketten,
Von des Bösen Uebermut.“

Alle einzelnen Stände, die Bauern auf dem Lande, die Zünfte

in den Städten, die Studenten der Hochschulen ruft er in besonderen Liedern zum heiligen Kampfe auf. Da mahnt er die Maurer, das deutsche Freiheitshaus zu bauen und der Mörtel, mit dem das geschehen soll, — „er heißet Wille, heißt Treu und heißet Mut, gereift in heiliger Stille, benetzt mit Heldenblut." Die Zimmergesellen fordert er auf, „das braune Fell, Richtscheit und Winkelmaß hinzuwerfen und Axt und Beil als Waffen wider den Feind zur Hand zu nehmen." Die Schuhmacher erinnert er an ihren Zunftgenossen Hans von Saaran, der in der Schlacht bei Rudau eine gesunkene Ordensfahne ergriffen und dadurch zur Beschirmung seiner Vaterstadt Königsberg beigetragen haben soll. Auch den Studenten wird ein eigenes Kriegslied gewidmet, das sie zur Teilnahme an dem Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes ermuntert. Da heißt es: „Es rege sich im Grimme nun jede Fakultät." Da wird den Rechtsgelehrten die Aufgabe gestellt, dem Frevler, der die Freiheit entwendet hat, sein Urteil zu sprechen: „Die Sünde dürft ihr rächen, die durch die Wolken drang, ein Urteil ist zu sprechen auf Beil und Rad und Strang."

Die Mediziner sollen ihre Messer zu kühnem Schneiden und Aderlaß schärfen; den Theologen aber wird im Prophetenton zugerufen:

„Wohlauf Ihr Theologen,
Der Herr ist nicht mehr weit,
So kommt nur mitgezogen
Entgegen ihm im Streit
Die Zukunft zum Gericht,
Wenn über seinen Sternen
Der Herr das Urteil spricht.
Uns wird das Herz erledigt,
Uns wird der Sinn erfreut,
Wenn die Kanonenpredigt
In alle Ohren schreit."

Als im Frühjahr 1813 mit der Schlacht bei Groß-Görschen der Befreiungskampf begonnen hatte, litt es Schenkendorf nicht

länger in seinem Karlsruher Stillleben. Er riß sich von seiner Gattin und den dortigen Freunden los, um auf den Kriegsschauplatz zu eilen und trotz seiner lahm gebliebenen rechten Hand in die Reihen der Kämpfer für König und Vaterland einzutreten. Er wurde als freiwilliger Kürassier von dem General von Roeder, der an der Spitze einer Kürassierbrigade stand, angenommen. Bald nach seinem Eintritt in die Reihen der Freiheitskämpfer wurde die für Preußen unglückliche Schlacht bei Bautzen geschlagen, auf welche ein zehnwöchentlicher Waffenstillstand folgte. Während desselben finden wir Schenkendorf in der Nähe des Hauptquartiers, das in Schweidnitz seinen Sitz hatte, das bewegte Leben im Lager mit alten und neuen Freunden teilend. Mehrere Wochen lag er mit seinen Jugendfreunden, dem Grafen von Groeben, von Kanitz und dem Freiherrn von Schrötter in Gnadenfrei im Quartier und belebte den Freundeskreis durch einen frischen Humor und durch manches ernste wie heitere Gedicht. „Unsere kleinen Beiwacht- und Lagerfeste in vertrautem Kreise,“ so schreibt einer der damaligen Genossen, „gewannen stets durch Max ihren heitersten Schmuck, während oft zugleich die Thräne der wehmütigen Rührung um seine fernen Lieben oder um die in das ewige Reich vorangerufenen Freunde, in seinem schönen Auge funkelte.“ Auch zu manchen Ausflügen wurde die Zeit der Waffenruhe benutzt. In dieser Zeit ist eine Reihe der schönsten Freiheitslieder entstanden, durch die Schenkendorf seinen Namen unsterblich gemacht hat. Hierhin gehört vor allem sein Lied auf „Scharnhorsts Tod.“ General von Scharnhorst, der Wiederhersteller und Organisator der preußischen Wehrmacht, war in der Schlacht von Lützen oder Groß-Görschen schwer verwundet worden und wenige Wochen darauf in Prag gestorben. Da sang ihm Schenkendorf das schöne Lied:

„In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,

Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl."

Ein anderes Lied mit der Überschrift: „Von den drei Grafen" galt den in derselben Schlacht gefallenen Jugendfreunden Graf Wilhelm v. d. Groeben, Carl Graf v. Kanitz aus Podangen und Carl Graf zu Dohna. Auch seinen eigenen Bruder, der seinen in der Schlacht von Bautzen erhaltenen Wunden erlegen war, feierte er in einem seinem Andenken gewidmeten Gedichte. Dem Kronprinzen von Preußen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., der sich in der Schlacht von Groß-Görschen augenscheinlicher Lebensgefahr ausgesetzt hatte, weihte er das Lied: „Szene aus der Lützener Schlacht" mit seiner Eingangsstrophe:

„Wer sprenget auf dem stolzen Roß
Bis in die vordern Reihen
Und will dem Eisen, dem Geschoß
Das muntere Leben weihen?
Das ist ein junger Königssohn,
Der Erbe von dem Preußenthron."

und mit dem Zuruf am Schluß:

„Du rascher, lieber Königssohn
Wir retten auch für dich den Thron!"

Hier entstand auch das noch heute so gern gesungene Soldatenmorgenlied:

„Erhebt euch von der Erde
Ihr Schläfer aus der Ruh,"

mit seiner frommen Bitte:

„Du reicher Gott in Gnaden,
Schau' her vom blauen Zelt,
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.

Laß uns vor dir bestehen,
Und gieb uns heute Sieg;

Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg,“

und mit seinem hoffnungsfreudigen Schlusse:

„Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei.“

Kaum ist wohl je in einem Lager ein schöneres Soldatenlied gedichtet worden, als Schenkendorfs „Abendlied am Wachtfeuer,“ in dem es heißt:

„So ruht ihr müden Glieder —
Vielleicht zum letztenmal;
Wie bald, so sinkt ihr nieder,
Verletzt von Blei und Stahl.
Wir haben uns ergeben,
Herr Gott, in deine Hand;
Nimm hin den Leib, das Leben
Für unser Vaterland.

Ihr fernen, teuren Seelen,
Wir wünschen gute Nacht.
Wir wollen euch empfehlen
Der ew'gen Liebesmacht.
Wir grüßen, ach wir grüßen
Viel tausend, tausendmal,
Und unsere Blicke küssen
Sich wohl im Mondenstrahl.

Schlaf ruhig, Vater Röder,
Du lieber General;
Das betet wohl ein jeder
Aus deiner Krieger Zahl,
Du bist uns Lust und Segen
In Schlacht und Ungemach.
Du schläfst in Sturm und Regen,
Wie wir, oft ohne Dach.

Auch du im Lager drüben
Magst ruhig schlafen, Feind,

Wir ha'n mit Schuß und Hieben
Es ehrlich stets gemeint.
Mit Einem aber ringen
Wir Morgens wie zu Nacht,
Er möcht' uns gern verschlingen,
Der Löwe brüllt und wacht.

Ihr Wächter in der Höhe,
O schwebt um diesen Raum,
Und jeder Schläfer sehe
Das Liebste heut im Traum. —
Nun gute Nacht, ihr Brüder,
Gut' Nacht, mein Schlafkamrad,
Wir seh'n uns Morgen wieder
Bei frischer Heldenthat."

Während des Waffenstillstandes wurde Schenkendorf das Anerbieten gemacht, das Schwert mit der Feder zu vertauschen und in den militärischen Verwaltungsrat einzutreten, aber er zog es vor, beim Heere zu bleiben und mit seinen Liedern die Flamme der vaterländischen Begeisterung schüren zu helfen. Mit allen vaterländisch gesinnten Männern der damaligen Zeit atmete er auf, als nach Ablauf des Waffenstillstandes der Kampf von neuem begann und Österreich nach langem Zaudern sich endlich entschloß, an der Seite Preußens in den Kampf mit einzutreten. Mit jubelnder Freude begrüßt er in dem Liede: „Die Preußen an der kaiserlichen Grenze", die nun mit Preußen verbündeten österreichischen Adler:

„Wir grüßen dich mit Waffentänzen,
Wir neigen uns an deinen Grenzen,
Du klangreich Böhmenland!
O Heer im Schmuck der grünen Reiser,
Wir rufen Sieg und Heil dem Kaiser,
Der deinen Sinn erkannt.

Gleich wie im stolzen Brautvereine
Der Main vergeht am starken Rheine

Und hüpft und braust vor Lust:
So soll in's Volk ein Volk nun fließen,
Das Heer an's Bruderheer sich schließen —
Vor Wonne springt die Brust."

Mitten im Kugelregen wohnte Schenkendorf der Leipziger Schlacht in den Tagen vom 14.—19. Oktober von Anfang bis zu Ende bei. Sein Pferd wurde verwundet, er selbst aber blieb unversehrt. Nachdem der Sieg schon entschieden war, hatte er das Glück, am 19. Oktober seinem Könige auf dem Schlachtfelde zu begegnen und in seinen Augen die Siegesfreude lesen zu dürfen. Eine besondere Genugthuung war es ihm, daß die Landwehr seines preußischen Heimatlandes unter dem Major Frisius bei der Erstürmung des Grimmaschen Thores in Leipzig in vorderster Reihe stand. Er klagt um die bei dieser Erstürmung gefallenen Freunde, dann aber stimmt er seine Leier zu dem „Tedeum nach der Schlacht," in welchem er den Dank für den errungenen Sieg in begeisterten Worten ausströmen läßt mit dem Bekenntnis und dem Gelübde:

„Wofür der Herr am Kreuze starb,
Was uns der Väter Kraft erwarb,
Das haben wir, das halten wir;
Herr Jesu Christ, wir danken dir,
Wir wollen ewig dich erhöhn,
Daß wir den großen Tag gesehn,
Dich Tag der Sühne, Tag des Herrn;
Wie feurig schien dein Morgenstern."

Nach dem so herrlich errungenen Siege bei Leipzig sollte Schenkendorf in anderer Weise dem Vaterlande dienen. Der Rheinbund hatte sich aufgelöst, und für die eroberten Länder wurde unter der Leitung des Freiherrn von Stein zu Frankfurt am Main eine Zentralverwaltung eingerichtet, die ebenso wie für die allgemeine Bewaffnung des westlichen Deutschlands, das bisher teils willig, teils widerwillig zu Napoleon gehalten hatte, sorgen, als auch für die Verpflegung und Errichtung von

Lazarethen Vorkehrungen treffen sollte. Durch Stein wurde Schenkendorf in diese Zentralverwaltung berufen, die in Frankfurt am Main den Sitz hatte, um zunächst die Volksbewaffnung zu betreiben. Auch hier gelang es ihm bald, sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Seinen Liedern legte Stein eine so große Bedeutung bei, daß er sie in hunderten von Exemplaren auf Kosten der Zentralverwaltung bestellte, um sie unter dem Volke zur Erweckung eines guten Geistes zu verbreiten. Nachdem die deutschen Heere den Rhein überschritten hatten und in Frankreich eingedrungen waren, wurde Schenkendorf mit Aufträgen von Stein in das Hauptquartier gesandt, wo er Gelegenheit fand, der Schlacht von Brienne beizuwohnen. König Friedrich Wilhelm III. ernannte ihn nach derselben zum Offizier, ohne daß sich seine Stellung dadurch änderte. Nur trug er fortan die Militäruniform. Nach Frankfurt zurückgekehrt, begrüßte er mit jubelnder Freude den durch die Einnahme von Paris vollendeten Sieg der deutschen Waffen in seinem „Frühlingsgruß an das Vaterland":

„Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit."

Da ruft er begeistert aus:

„Vaterland in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum."

Aber in die Siegesfreude mischt sich sogleich der Schmerz darüber, daß der Geist der Zwietracht, des Neides und der gegenseitigen Eifersucht auch jetzt noch immer nicht überwunden ist und wie ein ernstmahnender Prophet ruft er seinem Volke zu:

„Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen

Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust —
Dann nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust."

Von jetzt an erhebt er immer lauter den Ruf nach der Wiederherstellung des deutschen Reiches in alter Kaiserherrlichkeit. Seine Blicke sind in dieser Beziehung zunächst auf Österreich gerichtet gewesen, dessen Herrscher so lange die Träger der deutschen Kaiserkrone gewesen waren. Schon im Juli 1813 ruft er sehnsuchtsvoll aus:

„Deutscher Kaiser, deutscher Kaiser!
Schläfst du, säumst du?
Auf! Erwache!"

und in dem schon erwähnten Liede: „Die Preußen an der kaiserlichen Grenze" fragt er hoffnungsvoll:

„Wie wird's euch sein ihr deutschen Lande,
Wenn dann das Heer in Karls-Gewande
Den Kaiser wieder krönt?"

In einem zum Geburtstage seiner Gattin am 25. Januar 1814 verfaßten Gedichte freut er sich im Voraus des Tages, da er die Waffen wird ablegen dürfen, um dann fortzufahren:

„Dann wandern wir Land aus, Land ein
Dem Guten nach, dem Schönen
Und sehen in der Stadt am Main
Den deutschen Kaiser krönen."

Als es sich aber zeigt, daß Österreich diese Hoffnung und Sehnsucht des deutschen Volkes nicht zu erfüllen gewillt ist, da setzt er seine Hoffnung auf einen anderen, den sich Gott ersehen hat, wenn er im Dome zu Aachen vor dem Stuhle Karls des Großen sehnsuchtsvoll fragt:

„Wollt ihr keinen Kaiser küren?
Kommt kein Ritter heimzuführen
Deutschland, die verlassene Braut?"

und auf diese Frage die Antwort giebt:

„Einen hat sich Gott ersehen,
Dem das Erbteil zugefallen,
Der ein Stern wird sein vor allen
Und was Gott will, mag geschehen.“

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ihm dabei der Gedanke an den preußischen Kronprinzen vorgeschwebt hat, in welchem er auch den Meister erkannt hat, der einst den Kölner Dom vollenden wird. Selbst als er den Traum seiner Jugend in immer weitere Ferne gerückt sieht, als die deutschen Fürsten, nur eifersüchtig auf ihre selbstherrliche Macht, zeigen, daß sie nicht gesonnen sind, einem Reichsoberhaupte sich unterzuordnen, kann und will er von seiner Hoffnung nicht lassen und gelobt er es, in einem Friedrich Ludwig Jahn gewidmeten Gedichte:

„Ich will mein Wort nicht brechen
Und Buben werden gleich,
Will predigen und sprechen
Von Kaiser und von Reich.“

„Wir erleben es doch noch,“ so schreibt er in einem Briefe an eine befreundete Frau, „oder unsere Kinder erleben es, ein freies glückliches Vaterland.“ Mit Recht feiert ihn darum Friedrich Rückert als den Kaiserherold und wenn ihm auch mehr die Wiederherstellung des mittelalterlichen Kaisertums, wie es zur Zeit der mächtigen Hohenstaufen gewesen war, vorgeschwebt hat, immerhin bleibt es doch sein unvergängliches Verdienst, fort und fort für ein einiges Deutschland unter einem starken Kaiser seine Stimme erhoben zu haben.

Je mehr dies das Ziel seiner Sehnsucht war, desto mehr mußte ihn der Verlauf, welchen die Verhandlungen auf dem Wiener Kongresse nahmen, mit unmutsvollem Schmerze erfüllen. Mit bitteren Worten klagt er, daß die auf dem Kongresse versammelten Fürsten, Minister und Gesandten mit der Sehnsucht und der Hoffnung der Deutschen schändlich spielten und sie durch Schlittenfahrten, Maskenbälle und moderne Turniere schadlos zu

halten suchten. Darum sah er auch die Rückkehr Napoleons von Elba als eine wohlverdiente Züchtigung des Herrn an, der dadurch das deutsche Volk nochmals mahnen wolle, die große Zeit der Heimsuchung nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen und zu erkennen, was zu seinem Frieden diene. In einem unter dem Eindruck der Kunde von der Rückkehr Napoleons verfaßten Gedichte, das die Überschrift „Gebet“ trägt, singt er im ernsten Bußton:

„Wir haben all' verschwendet
Dein Erbteil und dein Gut,
Zum Eiteln uns gewendet
Von ehrbar frommen Mut.
Was du so schön bereitet,
Was du so wohl bedacht,
Hat Alles uns verleitet
Zum Trotz auf eigene Macht.

Aufs' Neu hat leichter Glaube
Dem welschen Wort gehört,
Zur Lust von schnödem Raube
Hat uns der Geiz bethört.
Der sprach von Fürstenehre
Und nicht von Fürstenpflicht,
Der nannte seine Heere
Und nicht sein Recht Gewicht.

Weiter klagt und fragt er: „Der Volksgeist, hoch beschworen zum Retter in der Not, vergessen und verloren — wo bleibt er, ist er tot?“ Er hat sich verbergen müssen, „weil Sündern und weil Zwergen vor seinem Anblick graut.“ Und dann fährt er im Tone der alten Propheten fort:

„Da sprach der Herr, der Gute,
Der ewig treu und fromm:
Komm wieder, scharfe Ruthe,
Mein heil'ges Werkzeug komm!
Komm her aus der Verbannung
Du tückisch böser Geist,
Ob wieder zur Ermannung
Mein Volk dein Anblick reißt.“

Noch einmal richtet er an alle Stände des Volkes, an die deutschen Fürsten, den Adel, die Bürger der Städte, die Bauern, die Geistlichkeit die ernste Mahnung zur Umkehr zu frommer deutscher Sitte, zu Glaube und Gebet, um mit hoffnungsvollem Ausblick in die Zukunft auszurufen:

Herr Gott, wie wird es werden,
Wenn ganz der Feind erliegt,
Und ganz auf deutscher Erden
Dann Licht und Freiheit siegt."

Zum Schluß erklingt dann auch hier wieder die Stimme des Kaiserherolds in der Mahnung:

„O sei dann endlich weiser:
Du Heerde ohne Hirt
Und wähle schnell den Kaiser
Und zwing' ihn, daß er's wird.

Laß Fürst und Bürger schwören
Dem Herrscher stark und mild,
Dann wird er sein in Ehren
Des Reiches Haupt und Schild."

Wie in der Sehnsucht nach Kaiser und Reich, so erweist sich Schenkendorf auch in der Entschiedenheit, mit welcher er schon während des Befreiungskrieges und dann nach demselben die Rückgabe des Elsaß und des ganzen linken Rheinufers für Deutschland fordert, als ein Gesinnungsgenosse von E. M. Arndt, der ihn darum auch den Rheinhüter genannt hat nnd im Frühling 1814 hören wir ihn singen: „Die Losung sei der Rhein, wir wollen ihm aufs neue schwören, wir wollen ihm, er uns gehören. Vom Felsen kommt er frei und hehr, er fließe frei ins Gottes Meer." In dem Liede an die „deutschen Städte" fordert er das „fromme Köln am Strande des lieben alten Rheins" auf:

„Ein hohes Amt laß halten
In deinem heil'gen Dom,

Damit sie wohl verwalten
Die Wacht am deutschen Strom.“ —

und am Schlusse dieses Liedes weissagt er den Tag, da Straßburg, die starke Burg am Rhein aus der Gewalt der Bösen wird erlöst werden. Beim Anblick des Straßburger Münsters fordert er das deutsche Volk zu dem Gelübde auf: „daß nimmermehr soll fremdes Joch auf deutschen Nacken ruhn. „Wir schaun nach des Wasgaus Höhen, wie nach dem Turm zurück,“ ruft er: „wir retten euch, wir haben's Eil, vergeß euch doch kein Herz.“ Freilich noch 56 Jahre sollten vergehen, ehe dies Gelübde eingelöst worden ist und es blieb für Schenkendorf bis an sein Ende der tiefste Schmerz, daß das Elsaß mit Straßburg in Frankreichs Hände zurückgegeben werden mußte.

Mit dem Friedensschlusse erreichte auch Schenkendorfs Stellung bei der Zentralverwaltung in Frankfurt ihr Ende und er sehnte sich nun nach einem festen Amte und nach friedlicher Arbeit. Nach längerem Warten wurde er auf des Freiherrn von Stein warme Empfehlung im Jahre 1815 als Regierungsrat nach Koblenz berufen, wo er die Einführung der preußischen Gesetze und Einrichtungen im Rheinlande zu überwachen hatte. In dieser Stellung war es sein eifrigstes Bestreben die Rheinländer mit der neuen Regierung und den ihnen anfangs widerstrebenden preußischen Verhältnissen auszusöhnen. Seiner Gattin wurde es anfangs sehr schwer, das ihr zur zweiten Heimat gewordene Badische Land mit Koblenz zu vertauschen und aus dem dortigen Freundeskreise zu scheiden. Doch gelang es dem Ehepaare bald, auch in dem neuen Aufenthalte einen Kreis treuer Freunde um sich zu sammeln, zu denen neben dem kommandierenden General der Rheinprovinz, von Gneisenau, der Oberst Carl Graf v. d. Groeben, Präsident Meusebach, Major von Scharnhorst, der Sohn des im Freiheitskampfe verstorbenen Chefs des Generalstabes, ferner Rittmeister Bärsch, ein Kampfgenosse

Schills, der katholische Dichter Görres und andere mit ihm von gleicher deutscher Gesinnung und vaterländischer Begeisterung beseelte Männer gehörten.

Bei aller Freude über die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft, die Schenkendorfs Herz erfüllte, war er doch tief verstimmt, daß so manche Hoffnungen unerfüllt geblieben waren und daß insbesondere die ersehnte Einheit des deutschen Vaterlandes sich nicht verwirklicht hatte. Aus dieser mißmutigen Stimmung wußte ihn seine treue Gattin herauszureißen, indem sie ihn ermunterte, seine dichterische Begabung, die in den letzten Jahren vorwiegend dem Vaterlande gewidmet gewesen war, in den Dienst der geistlichen Dichtung zu stellen. Er folgte diesem Rate, dem wir eine Reihe herrlicher geistlicher Lieder zu verdanken haben, die auch zum Teil in unseren Gesangbüchern Aufnahme gefunden haben, so das schöne Weihnachtslied: „Brich an du schönes Morgenlicht."

Zum Teil freilich leiden Schenkendorfs geistliche Lieder an einer sehr stark hervortretenden katholisierenden Richtung. Er treibt in ihnen einen Marienkultus, der fast zur Verleugnung des evangelischen Bekenntnisses wird. So betet er zu ihr: „Maria süße Königin! Es steigt hinauf zu dir mein Sinn; ein Strahl von deinem Angesicht, ist mehr als Mond- und Sonnenlicht." Ein ander Mal ruft er sie an: „O Mutter laß mich bei dir sein, in deinen Schleier hüll' mich ein; wen du nur einmal angeblickt, ist ewig selig und beglückt." Er spricht von Mariä Himmelfahrt in demselben Tone wie von der Himmelfahrt Christi. Ja, zur heiligen Elisabeth ruft er: „Patrona, mit Gebeten wollst im Licht du uns vertreten." Aber was uns dennoch mit Schenkendorfs geistlichen Liedern versöhnt, das ist die Innigkeit, mit der er sich in die Liebe des Heilandes versenkt und der helle Jubelton, in welchem er die Gottesthat der Erlösung zu preisen versteht. Dabei sind seine geistlichen Lieder

von einem Wohllaut der Sprache und in ihrer meisterhaften Form doch von so edler Einfachheit, daß sie mit Recht zu den schönsten Blüten der deutschen geistlichen Dichtung gerechnet werden dürfen.

Unerwartet schnell sollte Schenkendorfs Wirksamkeit in Koblenz und mit ihr sein Leben ein Ende finden. Die Anstrengungen des Feldzuges und die darauf folgende Überhäufung mit Geschäften hatte seine Gesundheit zerrüttet und wiederholt hatten körperliche Leiden, häufige Schwindelanfälle und Brustbeklemmungen ihn zum Gebrauche der Bäder von Baden-Baden, Aachen und Ems genötigt, ohne daß er doch in ihnen eine wesentliche Besserung gefunden hätte. Im Gegenteil steigerten sich die Krankheitserscheinungen je länger je mehr und wurden auch durch eine nochmalige Kur in Ems, der er sich, von seiner Gattin begleitet, im Sommer 1817 unterzog, nicht gehoben. Unter den Ohnmachtsanfällen und Atmungsbeschwerden, die ihn oft überfielen, entrang sich seiner Brust gar manchmal der Seufzer: „Mach' End', o Herr, mach' Ende mit aller unsrer Not," bis er endlich an seinem erst 34jährigen Geburtstage am 11. Dezember 1817 einem Brustkrampf erlag. Einige nähere Freunde, die zur Geburtstagsfeier geladen waren, traten gerade ein, als er eben den letzten Atemzug gethan hatte. Am 14. Dezember wurde er unter dem Liede: „Jesus meine Zuversicht" zu seiner Ruhestätte auf dem Gottesacker von Koblenz am Fuße der Karthause hinausgeleitet. Es war vielleicht eine gnädige Fügung Gottes, daß ihm die schmerzlichen Enttäuschungen, welche das deutsche Volk und insbesondere viele der ihm gleichgesinnten Freunde nach dem Befreiungskriege erleben mußte, in ihrem vollen Umfange erspart geblieben sind. Was er erstrebt, wofür er gestritten und wovon er gesungen hat, ein einiges deutsches Vaterland mit einem mächtigen Kaiser an der Spitze, der von fremder Gewalt befreite deutsche Rhein, die Wieder-

herstellung der alten Grenzen im Westen bis zum Wasgau, — das alles zu schauen und zu erleben ist erst fast zwei Menschenalter nach seinem Hingang dem deutschen Volke beschieden gewesen. Vierundvierzig Jahre nach seinem Hinscheiden ist ihm am Eingang der von der verewigten Kaiserin und Königin Augusta mit so liebevoller Sorgfalt gepflegten Rheinanlagen, unmittelbar an dem Ufer des von ihm selbst begeistert besungenen Stromes, ein mit seiner Büste in Bronze geschmücktes Denkmal errichtet worden. Aus diesem Anlaß widmete ihn der Dichter Freiligrath den folgenden Nachruf, mit dem wir sein Lebensbild schließen wollen:

„Dorten durch der Brücken Bogen eilt die Mosel in den Rhein,
Dorten ragt die Kastor-Kirche und der Ehrenbreitenstein.
Um die Berge klimmt die Rebe, in der Ebene wallt das Korn,
Mädchen mit dem Pfeil im Haare füllen Krüge sich am Born.
In des Herbstes milder Sonne sanft und feiernd liegt die Welt,
Schwalben rüsten sich zur Reise und ich irre durch das Feld.
Irr' auf unbetretenen Wegen, wie der Landmann auch sie bahnt,
Bis zur Heimkehr unter Weiden mich ein Gottes-Auge mahnt.
Gottes Acker, Gottes Frieden! Auf den Gräbern Sonnenstrahl,
Und der Jahr'szeit letzte Blumen duften um der Kreuze Zahl.
Bunt die Blumen, grau die Kreuze. Eines sah ich dort erhöht,
Drauf mit schlichten, ernsten Lettern Schenkendorf geschrieben steht.
Nahe dem geliebten Strome, dem es laut in Zorn und Schmerz
Freiheitslieder zugesungen, schläft das edle Dichterherz.
Ach die Freiheit, die du meintest, kam noch nicht mit ihrem Schein!
Ach noch immer in den Fesseln
Zieht dein Felsenkind, dein Rhein!
Was Du sangst, wofür du strebtest,
Ach! von Allem Nichts erfüllt!
Wohl dir, daß du's nicht erlebtest,
Was dein Hügel dir verhüllt!

Philipp Spitta.

An den Dichter aus den Tagen der Befreiungskriege und der vaterländischen Begeisterung, der der Herold des deutschen Reiches und der Kaiserherrlichkeit gewesen ist, reihen wir am besten den Sänger an, der seine Dichtkunst ganz und ausschließlich in den Dienst des himmlischen Königs und seines Reiches gestellt hat und auf dem Gebiete der religiösen Dichtung ein Stern erster Größe gewesen ist.

Wenn auch der äußere Lebensgang Spittas überaus schlicht und einfach verlaufen und an besonderen Ereignissen arm gewesen ist, so ist er doch durch seine geistlichen Lieder so weiten Kreisen unsres Volkes zum reichsten Segen geworden, daß sein Name unter den deutsch-evangelischen Charakterbildern dieses Jahrhunderts nicht fehlen darf.

Carl Johann Philipp Spitta ist am 1. August 1801 zu Hannover geboren, wo sein Vater als Buchhalter und Lehrer der französischen Sprache in den bescheidensten Verhältnissen lebte. Seine Familie stammte aus Frankreich und hatte dort den Namen de l'Hôpital geführt. Zur Zeit der Hugenottenverfolgungen aus Frankreich vertrieben, hatten sich die Voreltern unsres Spitta in Braunschweig niedergelassen und dort ihren französischen Namen in den deutschen Spitta umgewandelt. Dort war auch der Vater unsres Dichters geboren, war aber in die Heimat seiner Väter zurückgekehrt, um in Bordeaux ein kaufmännisches Geschäft zu gründen. Nachdem er durch ungünstige Verhältnisse in diesem sein ganzes Vermögen verloren hatte, kehrte er nach

Deutschland zurück und ließ sich in Hannover nieder. Hier verheiratete er sich in zweiter Ehe mit einer getauften Jüdin Rebecca Löhner aus Goslar, die bei ihrer Taufe den Namen Henriette Charlotte Fromme angenommen hatte. Auch sie war zwar ohne Vermögen, aber sie ist dem in dürftigen Verhältnissen lebenden Manne durch ihre haushälterische Umsicht und Sparsamkeit eine treue Gehilfin geworden. Unser Spitta gehörte zu den jüngeren Kindern, die aus dieser Ehe geboren worden sind. Wegen seines stillen in sich gekehrten Wesens wurde er von den älteren Geschwistern für minder begabt gehalten und wegen seiner Gutmütigkeit wohl hier uud da verspottet, wodurch er sich aber nicht anfechten und außer Fassung bringen ließ. Philipp war noch nicht vier Jahre alt, als er seinen Vater verlor, und der völlig mittellosen Mutter erwuchs aus der Erziehung der Kinder manche Sorge, bis sie sich einige Jahre nach dem Tode ihres Gatten wieder angemessen verheiratete. Dadurch wurde es möglich, auch den kleinen Philipp das Gymnasium besuchen zu lassen, der schon früh für das Studium der Theologie Neigung zeigte. Bald stellte es sich heraus, daß es ihm keineswegs an Anlagen fehlte und durch seinen stillen und treuen Fleiß hatte er schon im zehnten Jahre die Tertia des Gymnasiums erreicht. Da brach für ihn eine schwere Leidenszeit an. Er verfiel in eine so bösartige skrophulöse Krankheit, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Vier Jahre lang war er an das Haus und meist an sein Schmerzenslager gefesselt. Alle Kunst der Ärzte schien vergeblich, bis ein einfaches Hausmittel, das ein im Hause der Mutter einquartierter französischer Unteroffizier ihr anriet, wie durch ein Wunder, Genesung brachte. Aber nach vierjähriger Unterbrechung des Schulunterrichtes schien es mit der Fortsetzung der Studien für immer vorbei zu sein und die Mutter gab den fünfzehnjährigen Knaben zu einem Uhrmacher in die Lehre. Gehorsam fügte sich Philipp dieser nicht aus eigener

Neigung getroffenen, sondern durch die Umstände herbeigeführten Berufswahl. Wenn er auch sein Geschäft mit allem Fleiß betrieb, so vermochte es ihn doch nicht zu befriedigen, und je länger je mehr überkam ihn das Gefühl eines verfehlten Berufes. „Meine Seele war trübe wie ein nebliger Wintermorgen, wenn die matt erwärmenden Sonnenstrahlen die schwarzen Wolken nicht durchbrachen,“ so hat er selbst in seinem vom sechszehnten Jahre an geführten Tagebuch seine damalige Stimmung geschildert. Aber wenn die Schwermut ihn überkommen wollte, nahm er seine Zuflucht zum Gebet und in dichterischen Versuchen suchte er Zerstreuung. Daneben benutzte er jede freie Stunde, die ihm sein Uhrmacherhandwerk ließ, um sich durch Bücher weiter fortzubilden. Endlich trat ganz unerwartet in seinem Leben eine Wendung ein, die ihn aus der Uhrmacherwerkstatt zu dem aufgegebenen Studium zurückführte. Im Jahre 1818 ertrank sein jüngerer Bruder, der für die theologische Laufbahn bestimmt war. Philipp hatte vor der Mutter seine inneren Seelenkämpfe, in denen er stand, sorgfältig verschwiegen, um ihr keinen Kummer zu bereiten. Aber er hatte sich einem treuem Schulfreunde, Namens Carl anvertraut. Durch diesen wurde sein älterer Bruder Heinrich, der in Göttingen Medizin studierte, ins Geheimnis gezogen und der letztere vermittelte es, daß Philipp die Erlaubnis erhielt, an Stelle des ertrunkenen Bruders sich dem geistlichen Berufe zu widmen. Es war ihm bei diesem Anerbieten zu Mut, als ob er aus langer Kerkerhaft befreit würde. Mit Freuden verließ er die Werkstatt und zog in seiner Mutter Haus, um mit eisernem Fleiße das in den vorangegangenen Jahren Versäumte nachzuholen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend saß er am Studiertisch hinter seinen Büchern und machte es dadurch möglich, daß er nach Jahresfrist in die erste Klasse des Gymnasiums aufgenommen wurde. Er fühlte sich überglücklich, als er dies Ziel erreicht hatte. „Ich sah das

Lyceum wieder", schreibt er in seinen Erinnerungen, „die Treppe, wo ich so oft als elfjähriger Knabe hinablief, den Hof, den Tummelplatz meiner Jugendspiele, die Klassen, die Bänke und so manchen alten Mitschüler, der meiner noch nicht vergessen hatte. O Gott! die Thränen standen mir im Auge, Thränen der bittern und süßen Erinnerung, Thränen des unaussprechlichen Dankes! Ich stand still und legte die Hand auf meine Stirn und sprach zu mir selbst: „Philipp träumst du?" An seinen Bruder Heinrich schreibt er nach seinem Wiedereintritt in die Schule: „Mein Herz ist zufrieden, ruhig sehe ich der Zukunft entgegen und hoffe alles von dem Vater, der mich so weit gebracht und ferner den Schwachen nicht verlassen wird. Die Vergangenheit liegt hinter mir wie eine trübe Winternacht; die Sonne steigt empor und wie aus einem schweren Traume erwacht, sehe ich jetzt tausend schöne Gestalten eines neuen Lebens. Und wie ich auch oft und gerne Deiner denke, wie ich auch Dir so vieles verdanke, der Du auch an meinem Glücke arbeitest und Dich einschließe in mein Gebet, um Segen flehe für alle die, welche für mein Bestes sorgen, — Heinrich, daran wirst Du nicht zweifeln. Ich bin nun schon beinahe ein Vierteljahr auf der Schule, unter Mitschülern, die ich meine Brüder nennen könnte, bin heiter und froh und mir fehlt nichts zu meinem Glücke. Du schreibst in Deinem letzten Briefe, ich sollte fleißig spazieren gehen. Wahr ist's, ich habe viel zu thun, darf keine Mühe scheuen, meine wenigen Kenntnisse zu erweitern, und außer den Wegen nach der Schule und nach den Privatstunden gehe ich freilich nicht sehr viel aus, aber doch befinde ich mich, Gott sei Dank! gesund und wohl." In seinen Freistunden beschäftigten ihn noch immer Musik und Lied, die seine größte Erquickung nach seinen angestrengten Arbeiten waren. Neben der Leier wurden die Harfe und das Fortepiano von jetzt an die Begleiter durch sein Leben. Nach Ablauf der Gymnasialzeit bezog

Spitta zu Ostern 1821 die Universität Göttingen. Es wurde ihm schwer genug, mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, durchzukommen, aber er lernte es je länger je mehr, sich einzuschränken. Von den theologischen Lehrern, die er in Göttingen hörte, fühlte er sich mehr abgestoßen als angezogen. Der flache kalte Rationalismus, der auf den dortigen Lehrstühlen noch allein die Herrschaft behauptete, vermochte ihn bei seinem reichen Gemütsleben nicht zu befriedigen. Die Spöttereien über heilige Dinge, die er in den Vorlesungen und noch mehr im Kreise der Studenten zu hören bekam, verletzten aufs tiefste sein innig frommes Gemüt. Einen Ersatz für das, was ihm seine Lehrer nicht zu bieten vermochten, suchte er in Büchern und er bekennt selber, daß er für sein inneres Leben besonders zwei Männern für immer Dank schuldig sei, nämlich: de Wette und Tholuck. Namentlich durch das reich gesegnete Buch des letzteren: „Des Zweiflers Weihe" ist er noch vor dem Abschluß der Universitätszeit zum vollen Glauben an Jesum Christum geführt worden, „durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis," wie Tholuck einmal sagt, „zur Himmelfahrt der Gotteserkenntnis." Spitta selbst hat sich über die Veränderung, welche am Schluß der Universitätszeit mit ihm vorging, wiederholt sowohl in seinem Tagebuche als in Briefen an seine Freunde ausgesprochen. So schreibt er an seinen ihm besonders nahestehenden Freund Haccius: „Es giebt verflossene Zeitpunkte im Leben, zu welchen der Mensch von Zeit zu Zeit wieder zurückkehrt, wie zu einer erquickenden Lebensquelle. Wenn Du einen solchen noch nicht kennst, so wirst Du ihn gewiß noch kennen lernen. Urplötzlich erscheint er, und schon bei seinem Erscheinen fühlt man unwillkürlich die hohe Bedeutung desselben. Es ist im Allgemeinen das, was unsre Alten das Moment der Wiedergeburt nannten. Das ist die große Spaltung des Lebens, wo der Mensch sich in drei Gestaltungen erblickt, im Bilde der Ver-

gangenheit, Gegenwart und Zukunft, wo sich ihm die drei Fragen aufdrängen: was war ich, was bin ich und was werde ich sein? Nur das Christentum weiß zu antworten. Wie ward mir, als ich zum wahren Bewußtsein meiner selbst kam! Da fühlt' ich ganz meine tief sündige Natur, aber in dem Augenblicke auch das Heil der Erlösung. Somit wurde mir Beides eine geschichtliche Thatsache meines eigenen Lebens, darum ließ ich alle Apologie fallen. Denn bedurfte ich eines Beweises, oder konnte ich irgend einmal das Bedürfnis eines Beweises für die Wiedergeburt und Erlösung außer mir fühlen, da ich es innerlich selbst erlebt hatte? Dieser wichtige Zeitpunkt waren meine letzten Wochen in Göttingen und Hannover. Vieles kam Dir unbekannt vor, was ich damals zu Dir sprach; das habe ich wohl bemerkt und mich nicht darüber gewundert; aber wir werden gewiß zuletzt uns ganz verstehen, sobald Du nur erst erfahren hast, was ich erfuhr. Jahrelang habe ich an der Erkenntnis des Christentums gekäuet, aber es wollte nicht zur Gesinnung werden; und wenn es nicht ganz anders mit mir gekommen wäre, so wäre ich zuletzt ein katholischer Werkheiliger geworden. Denn dahin führt der Schmerz, den auch ich erfuhr, zu wissen, daß man Gutes thun müsse, aber sich nicht als Sünder zu erkennen von Anfang an, der Schmerz, die Schuld zu sühnen mit eigenen Thaten. Ach, wem das Herz erst groß geworden ist in der Erniedrigung und Demut, wer die einmal geschehene Erlösung durch den Tod des Heilandes ergreift und dann nicht fahren lassen kann, weil diese Erlösung gerade die Antwort auf die dritte Frage giebt (was werde ich sein?), der muß ein seliger Christ sein!" Als ein frommer Jüngling, der in Gottesfurcht aufgewachsen, durch mancherlei ernste Lebensführungen dahin gelangt war, Gott aufrichtig zu suchen und sich von der Sünde rein zu bewahren, war Spitta auf die Universität gegangen, als ein gläubiger Christ, der seinen Heiland gefunden hatte

und seines Heiles gewiß geworden war, kehrte er von ihr zurück.

Nach vollendeten Universitätsstudien unterzog sich Philipp Spitta der ersten theologischen Prüfung und übernahm dann im Mai 1824 eine ihm angebotene Hauslehrerstelle in dem Hause des Oberamtmann Jochmus zu Lüne in der Nähe von Lüneburg. In dieser Stellung, in welcher er zwei wohlgeartete Söhne des Oberamtmanns, die sich mit kindlichem Vertrauen an ihn anschlossen und mit großer Liebe an ihm hingen, zu unterrichten hatte, fühlte er sich bald sehr wohl. Die angenehmsten häuslichen Verhältnisse und die Liebenswürdigkeit, mit welcher die Eltern seiner Schüler ihm entgegen kamen, ließen ihn dort bald heimisch werden. Mit Behagen beschreibt er das ihm angewiesene freundliche Studierstübchen: „Über meinem Schreibpulte hängt ein schwarzes eisernes Krucifix mit Immortellen, oder im Sommer mit anderen Blumen geschmückt, darunter ein kleines Ölgemälde aus der Verlassenschaft meines Freundes A. Haccius, Luther und Katharina von Bora vorstellend. Unter dem Spiegel hängt ein Marienbild, zu den Seiten die Schattenrisse meiner beiden Freunde Haccius und Peters. In der Ecke steht die Harfe, die ich abends zu einem Choralgesang anschlage, und an der Wand das Bücherbrett, vor mir aber auf meinem Schreibpulte die Bibel und Luthers unverwelkliche Blätter. Das ist doch ein Stübchen, auf dem sich's still und friedlich wohnen läßt." Manches seiner später veröffentlichten Lieder mag hier entstanden sein. Weniger als für sein leibliches Wohlergehen war in Lüne für die Befriedigung seiner geistlichen Bedürfnisse gesorgt. Er fühlte sich anfangs unter den zwar braven aber dem Christentum innerlich fern stehenden Hausgenossen sehr vereinsamt. Aber auch dieser Mangel wurde mit der Zeit beseitigt. Er durfte in Lüneburg die Bekanntschaft einiger gleichgesinnter Familien machen und an den Predigten des bibelgläubigen Pastors Deichmann daselbst

sich erbauen. Abgesehen von dem Verkehr in diesem kleinen Kreise einiger weniger Familien lebte Spitta sehr still und eingezogen, ohne sich in die Zerstreuungen einer größeren Geselligkeit hineinziehen zu lassen. Abgesehen von der eigenen Neigung veranlaßten ihn auch seine beschränkten Mittel im ersten Jahre seines Hauslehrerlebens zu dieser Eingezogenheit. Drückend empfand er eine Schuld von zwanzig Thalern, durch die er dem bekannten Dichter Heine verpflichtet war, mit dem er in Göttingen während seiner Studienzeit Freundschaft geschlossen hatten. Er hatte schon damals das Gefühl des inneren Gegensatzes, der zwischen ihnen bestand. In seiner ganzen Schärfe wurde dieser Gegensatz offenbar, als Heinrich Heine nach Lüneburg kam und von da aus seinen alten Freund in Lüne öfters besuchte. Heine scheute sich nicht, seine gemeinen und in schmutzige Lauge getauchten Spöttereien über Alles, was Spitta heilig war, auszuschütten, und verletzte diesen dadurch um so mehr, als er das in Gegenwart der jungen Zöglinge that. Er schien recht seine Lust daran zu haben, daß er da einreißen könnte, wo Spitta bauen wollte. Deshalb sagte ihm endlich Spitta: „Willst Du mir einen Gefallen thun, Heine?“ „Recht gern,“ erwiderte Heine, „wenn ich es kann.“ „Nun, so bitt' ich Dich,“ versetzte Spitta, „komm nicht wieder.“ Die Verbindung war natürlich von da an aufgelöst und Heine ergoß sich in heftigen Reden: Er hat das Völkerrecht verletzt, das soll er büßen! Er nahm auch bald darauf Gelegenheit, sich an Spitta öffentlich zu rächen. Wie aber Spitta den Angriff Heines aufnahm, davon zeugt eine Stelle in seinem Tagebuche, wo es heißt: „Mir wurde erzählt, Heine habe in dem zweiten Teile seiner Reisebilder mich zur Zielscheibe seines Witzes gemacht, und zwar wegen der Lieder für Handwerksleute, die ich herausgab, da ich dich, Herr, noch nicht kannte. Dadurch wurde ich, was ich so gern immer vermeide, das allgemeine Gespräch der Leute. Aber durch deine Gnade konnte ich das still über mich

ergehen und mir zu einer heilsamen Beugung und Züchtigung für meine begangene Thorheit gereichen lassen. Nun bitte ich dich, mein Herr, da deine Liebe es nicht an Demütigung fehlen läßt, so schenke mir die heilsamste Frucht derselben, die Demut selbst, daß ich keine Ehre vor Menschen suche, sondern durch Ehre und Schande, durch gute Gerüchte und böse Gerüchte als ein demütiger, einfältiger Diener erfunden werde." *) Seine Mußestunden benutzte Spitta zu fleißiger Beschäftigung mit der heiligen Schrift und Luthers Schriften. Die schönwissenschaftlichen und künstlerischen Studien, welche ihn auf der Universität vorwiegend in Anspruch genommen hatten, traten mehr und mehr in den Hintergrund. Von dieser Veränderung seiner gesamten Lebensrichtung wurde auch sein eigenes Dichten aufs unmittelbarste betroffen. Sein Herz und sein Lied gehörten von nun an dem Herrn allein. Er wurde schon in Lüne ein ausschließlich religiöser Dichter. „In der Weise, wie ich früher sang," so schreibt er an seinen Freund August von Arnswaldt, mit dem er in regem brieflichen Verkehr stand, „singe ich jetzt nicht mehr. Dem Herrn weihe ich Leben und meine Liebe, so auch meinen Gesang. Seine Liebe ist das eine große Thema aller meiner Lieder, sie würdig zu preisen und zu erheben ist die Sehnsucht des christlichen Sängers. Er gab mir Lieder und Gesang, ich gebe sie ihm wieder!

„Ihm bin ich, was ich bin.
Drum leg ich Sang und Lieder,
Die er gegeben, wieder
Vor ihm zum Opfer hin!"

Auch zum Predigen bot sich Spitta in Lüne, sowie in Lüneburg oftmals Gelegenheit. Aber wie in seinem späteren amtlichen Wirken, so vermied er auch jetzt schon in seinen Predigten jeden dichterischen Schmuck. Er that es mit der bewußten Absicht,

---

*) Carl Joh. Philipp Spitta. Ein Lebensbild von Dr. Münkel, Bremen, Heinsius Nachf. Seite 37.

sich selbst ganz zurücktreten und den Herrn und sein Wort allein reden zu lassen. „Ein guter Kanzelredner zu werden“, so schreibt er selbst, „liegt mir eben so wenig im Sinn, als ein guter Parlamentsredner zu werden; aber ein christlicher Prediger möcht' ich sein, der in jeder amtlichen Beziehung die Krone seiner Gelehrsamkeit vor dem Throne des Lammes niederlegt, und in wahrhaftiger Demut im Dienste des Evangeliums sich weigert, seine Ehre zur Schau zu tragen in dem, worüber man den Herrn verlästerte und anspie.“ Gerade durch ihre schmucklose Einfachheit machten seine Predigten schon damals einen tiefen Eindruck, nicht bloß auf einfältige Christen aus dem Volke, sondern auch auf hochgebildete und hochgestellte Leute. In seinem inneren Leben machte Spitta während seines Aufenthaltes in Lüne immer weitere Fortschritte, ebensowohl in der Erkenntnis seiner eigenen Sündhaftigkeit, wie in der Gewißheit der überschwänglichen Gnade seines Gottes. Das Geheimnis des Kreuzes Christi lernte er je länger desto tiefer erkennen. „Je sündiger ich mich erkenne,“ so schreibt er in dieser Beziehung an den schon erwähnten Freund, „desto rechtskräftiger und bündiger erscheint mir das Testament in dem Blute Christi. Je mehr ich an mir selbst verzweifle, je weniger zweifle ich an seiner Wirksamkeit an meiner Seele. Seines Wortes Same ist schon früh in mein Herz gefallen, aber er lag da neben dem bösen Eignen, wie im Winter unter der Schneedecke das Korn und Unkraut verborgen liegt. Wenn indessen die Frühlingssonne den Schnee wegschmilzt, da zeigt sich Korn und Unkraut; und dieses schießt behender auf, und wenn jenes kaum zum Halme wird, steht dieses schon in voller Blüte. So ist es in meinem Herzen. Der Herr weiß das besser als ich und läßt es mich durch seinen guten Geist wissen und füllt mir die Augen nicht selten mit Thränen. Mein größtes Kreuz ist gerade das Sündenkreuz. Ich will nicht unwillig werden und es aus eigner Kraft um

des Unbehaglichen und Entehrenden willen abzuschütteln suchen, vielmehr will ich's dem Herrn nachtragen und es von ihm in Geduld erwarten, wenn er es mir abnehmen will. Unsre große Sündhaftigkeit soll uns dennoch nicht von dem Herrn abhalten, sondern recht zu ihm hinziehen, da die Erkenntnis derselben ja auch von dem Herrn kommt. Dabei hat aber ein Christ nicht allein gegen die Sünde auf seiner Hut zu sein und dagegen anzukämpfen durch Christi Kraft, sondern auch, wenn er von ihr in Schwachheit übereilt ist, darf er sich nicht von ihr abhalten lassen, augenblicks befleckt wie er ist, zu Christo zu gehen und sich von ihm reinigen zu lassen. Wenn die Sünde uns zu Falle bringt, hat sie noch nicht gesiegt, aber die Sache wird gefährlich, wenn sie uns abhält, zu Christo zu gehen, oder auch, wenn wir uns bei der Selbstreinigung unsrer Sünden aufhalten. Jede Untreue gegen den Heiland ist von einer sehr schmerzlichen Empfindung begleitet; der Hahn krähet, der Herr wendet sich um und siehet uns an. Man fühlt es tief, wie man sich vergangen hat und doch ist man oft zu stolz, sich ihm in seiner Befleckung zu zeigen und geht lieber tagelang in einer unseligen Leere und Unzufriedenheit umher." In Betreff des äußeren Lebensganges Spittas ist aus dieser Zeit seines Aufenthaltes in Lüne nur zu berichten, daß er im Herbst 1826 seine zweite und im Oktober 1827 seine dritte und letzte theologische Prüfung in Hannover glücklich bestand. Die Stimmung, in welcher er sich zu der erstgenannten rüstete, hat er selbst in einem geistlichen Liede zum Ausdruck gebracht, das er kurz vor derselben seinem Freunde Arnswaldt übersandte und dessen Schluß lautete:

„Du gnadenreicher Menschensohn,
In deinem heiligen Namen
Laß mich auch einst vor Gottes Thron
Bestehen mein Examen.
Zu jeder Prüfung dieser Zeit

Bin ich mit Freuden stets bereit,
Wenn ich nur dort bestehe."

In Hannover behauptete damals der Rationalismus noch die volle Herrschaft und Spitta mußte sich, da er der Hinneigung zum Pietismus verdächtig war, auf eine unfreundliche Behandlung bei der bevorstehenden Prüfung gefaßt machen. Aber die Befürchtungen, welche seine Freunde noch mehr als er selbst in dieser Beziehung hegten, erwiesen sich als unnötig. Mit dem Zeugnis „gut bestanden" ging er aus der Prüfung hervor, wenn es auch die prüfenden Kirchenoberen nicht an Warnungen vor Pietismus, Mysticismus und dergleichen fehlen ließen. Spitta war damit in die Zahl der Predigtamtskandidaten aufgenommen. Auf der Rückreise von Hannover nach Lüne machte er einen Abstecher nach Bremen, wo er Gelegenheit fand die berühmten Kanzelredner Dräseke und Mallet zu hören und kennen zu lernen. Von Mallet, der damals ein Mann in den dreißiger Jahren, war voll Kraft, Lebendigkeit und Jugendfrische fühlte er sich mächtig ergriffen. Auch die Predigt Dräsekes, von dem er eine geblümte, gezierte, prunkvolle Rede erwartet hatte, machte in ihrem ersten Teile einen tiefen Eindruck auf ihn. „Mit aller Einfachheit eines christlichen Predigers," so erzählt Spitta selbst, „entwickelte der wirklich große Redner im Anschluß an das Wort Joh. 3, v. 3: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen" den Begriff der Wiedergeburt und des Reiches Gottes." Spitta mußte ihm im Stillen herzliche Abbitte thun, daß er ihn früher nach seinen gedruckten Predigten falsch beurteilt hatte. Als aber Dräseke gegen das Ende der Predigt aus Veranlassung des 18. Oktober anfing, in hohen Phrasen von der Leipziger Schlacht zu reden und u. a. sagte: „Wenn die Begeisterung, der Geist der Wiedergeburt nicht die Deutschen belebt hätte, so wäre das Große nicht geschehen," da war es mit dem günstigen Eindruck

vorbei und Spitta ging mit großer Traurigkeit enttäuscht aus der Kirche. Die damals in Bremen in reichem Segen wirkenden Pastoren Friedrich Adolf Krummacher, den Parabeldichter, und Gottfried Menken konnte Spitta zu seinem Leidwesen nicht kennen lernen, da sie abwesend waren. Nach der Rückkehr von der zweiten theologischen Prüfung beschloß Spitta in Gemeinschaft mit Pastor Deichmann zu Lüneburg und andern christlichen Freunden unter dem Titel: „Christliche Monatsschrift zur häuslichen Erbauung aller Stände“ ein Erbauungsblatt in Monatsheften herauszugeben. Das Unternehmen war aber von kurzer Dauer und mußte wegen Mangels an Teilnehmern schon nach einem Halbjahre wieder aufgegeben werden. Die Zeit für solche Unternehmungen war noch nicht gekommen.

Auch die dritte und letzte theologische Prüfung, die Spitta noch zu bestehen hatte, bevor er in ein Pfarramt berufen werden konnte, verlief ohne alle Schwierigkeiten, obwohl das geistliche Ministerium in Lüneburg kurz zuvor von dem Konsistorium in Hannover zu einem Bericht darüber aufgefordert war, in wie fern die Gerüchte von einer Hinneigung zum Pietismus und Mysticismus, die sich in Lüneburg gezeigt haben sollte, und an welcher auch Spitta beteiligt wäre, begründet seien oder nicht. Im Gegenteil erfuhr Spitta diesmal eine noch viel bessere Aufnahme als bei der vorhergegangenen Prüfung, besonders von Seiten seines Hauptexaminators, des Konsistorialrats Holscher. Er selbst berichtet darüber an seinen Bruder: „Meine Prüfungsstunde kam, Gott schenkte mir Glauben und Freudigkeit. Die Uhr auf dem Sitzungszimmer des Konsistoriums, die ich als Uhrmacherlehrling so oft reparirt hatte, hielt mir ja auch eine so schöne, herzbewegende Glaubenspredigt; und ich schickte einen Seufzer hinauf zu dem alten bewährten Wohlthäter meines Lebens, nicht einen Seufzer der Verzagtheit, ach nein! einen Seufzer der innigsten Beschämung über die Augenblicke des Unglaubens nach

so viel glaubenstärkenden Tagen und Jahren. Mein Examinator ließ mich zuerst den Ps. 110 erklären, leitete dadurch das Gespräch auf die Gottheit Christi, ließ mich Zeugnis ablegen von ihm als dem allmächtigen Haupte seiner Gemeinde, dem Könige, der die Herrschaft über das Sichtbare und Unsichtbare, über die Throne und Fürstentümer vom Vater überkommen hat, bis sich alle Kniee beugen und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei. Aber wie ward ich von Bewunderung ergriffen, als mein Examinator, noch vor zwei Jahren meiner Überzeugung so abgeneigt, nun für sich selbst und in demselben Sinne Zeugnis von Jesu ablegte, als er mit Wärme und Begeisterung über den Unglauben unsrer Tage sprach und unser alleiniges Heil in den Glauben an den Heiland setzte! Nun wurde das Examen zu einem erbaulichen Zwiegespräch über die herrlichsten, wesentlichsten Wahrheiten unsres Glaubens und schloß nach dem Verlaufe von drittehalb Stunden zu seiner Zufriedenheit und zu meiner Beschämung und Freude. Siehe, lieber Bruder, so herrlich hat mich mein Gott aus dieser dritten und letzten Prüfung herausgeführt!" Nach dieser letzten wohlbestandenen Prüfung kam nun die Zeit heran, wo Spitta in das geistliche Amt eintreten sollte. Im Oktober 1828 erging durch den Abt Saalfeld im Auftrage des Konsistoriums zu Hannover an ihn die Mitteilung, daß ihn dieses zum Amtsgehilfen des Pastor Cleves zu Sudwalde ausersehen habe, mit der Anfrage, ob er diesem Rufe folgen wolle. Die Besoldung, die ihm dieses Amt in Aussicht stellte, war eine sehr dürftige. Außer Wohnung, Feuerung, Licht, Mittags- und Abendtisch sollte er sich mit einem Gehalte von 140 Thaler begnügen. Aber er kannte und beherzigte die Vorschrift seiner Pastoraltheologie: „wenn wir aber Kleidung und Nahrung haben, so lasset uns begnügen" und ohne sich mit Fleisch und Blut zu beraten, nahm er den Ruf in freudigem Gehorsam an. Der

Abschied aus dem Hause des Oberamtmanns Jochmus, in welchem er fünf glückliche Jahre verlebt hatte, und von den christlichen gleichgesinnten Freunden, die er in Lüneburg gewonnen hatte, wurde ihm sehr schwer. Sein Hausherr entließ ihn mit großem Wohlwollen, seine Zöglinge schluchzten, ihre Mutter, an der er schon seit Jahren eine gleichgesinnte Freundin gefunden hatte, brach in lautes Weinen aus und er selbst konnte den Strom der Thränen nicht zurückhalten. Aber getrost trat er den Weg in seinen neuen Beruf an, auf welchem er der Führung des Herrn gewiß war. Er reiste zunächst nach Hannover, um sich dem Abt Saalfeld vorzustellen. „Dieser empfing mich väterlich und freundlich," so erzählt Spitta selbst in seinem Tagebuche. Dann fragte er mich: „Wie steht's mit dem Mysticismus in Lüneburg? Sie sind bei mir als ein Mystiker und Schwärmer verklagt, sollen Conventikel besucht haben und dergleichen. Ich habe Sie indessen immer verteidigt und gesagt, Sie seien wohl ein frommer Jüngling, dem es mit dem christlichen Leben ein Ernst sei, aber kein Schwärmer." Als ich ihm darauf die erklärenden Antworten gegeben und besonders darauf hingewiesen hatte, daß die sogenannten Mystiker in Lüneburg sich nicht sowohl durch das, was sie glauben, sondern vielmehr dadurch, wie sie leben, den Tadel und die Verleumdung Vieler zugezogen hätten, war er wohl zufrieden und drückte mir mehrmals herzlich die Hand. Dann bemerkte er: „Auch Ihre Prinzipalin steht in dem Rufe einer Schwärmerin." Ich deutete an, was vielleicht Veranlassung dazu gegeben haben möchte, nämlich, daß ich Sonntag Abends ihr und den beiden jungen Mädchen im Hause eine Predigt vorgelesen und die Religionsstunden meinen beiden Zöglingen in ihrem Zimmer gegeben habe." Da war er sehr freundlich und billigte und lobte solche häusliche Erbauungen, warnte mich schließlich vor aller Schwärmerei und entließ mich mit den Worten: „praesta te virum christianum" (beweise Dich als einen rechten Christen). Als solchen hat sich

Spitta wie in seiner ersten bescheidenen amtlichen Stellung, so auch in späterer Wirksamkeit überall auf's trefflichste bewährt. In Sudwalde, einem in Waldeinsamkeit von jedem Verkehr weit abgelegenen Kirchdorfe, erwartete ihn reiche Arbeit, die er mit ganzer Seele angriff. Doch war sein Aufenthalt hier nur von kurzer Dauer. Schon am 16. Juni 1829 starb Pastor Cleves, als dessen Gehilfe er dorthin berufen war. Verschiedene Aufforderungen, die an ihn ergingen, sich um erledigte Pfarrämter zu bewerben, so in Lüneburg, in Bremen und in Osnabrück lehnte er ab und stellte sich dem Konsistorium ganz zur Verfügung. Er hielt es nicht für ausgeschlossen, daß man ihm die erledigte Pfarrstelle von Sudwalde dauernd übertragen würde, obwohl er ein Gesuch um sein Verbleiben, das seine Bauern an das Konsistorium richten wollten, selbst hintertrieb, weil er der Führung des Herrn nicht vorgreifen sollte. Nach Gottes Willen und der Entscheidung des Konsistoriums sollte er denn auch nicht in dem einsamen abgeschiedenen Walddorfe bleiben, sondern er wurde als interimistischer Garnisonpfarrer und Seelsorger der Sträflinge im Oktober 1830 nach Hameln berufen. Aus dem einsamen stillen Dorfe sah er sich dadurch in das geräuschvolle Stadtleben, aus der Haide in eine der schönsten Gegend Hannovers versetzt. Statt der schlichten, einfältig gläubigen Landleute, hatte er hier, wie er sich ausdrückt, „die Grauröcke und die Rotröcke“ zu bedienen. Mit den ersteren meint er die seiner Seelsorge anvertrauten Sträflinge, mit den letzteren das damals noch in Hannover rotgekleidete Militär. Die Arbeit an der Strafanstalt mit ihren 250 Sträflingen, deren Zahl später noch vermehrt wurde, war keine leichte und wurde ihm durch die Verlogenheit, Heuchelei und den Unglauben der meisten Gefangenen sehr erschwert. Dennoch fehlte es ihm auch auf diesem harten Boden nicht an mancher erfreulichen Frucht seiner Arbeit und auch von Seiten der Direktion und der Regierung

wurde seine segensreiche Thätigkeit anerkannt. Schon nach anderthalbjähriger Arbeit konnte Spitta einem Freunde berichten: „Vor einiger Zeit kam ich mit einem der Unterbeamten am Stockhause, einem alten, lieben, frommen Manne, ins Gespräch. Er sagte: er sei nun über 20 Jahre am Stockhause, gehe täglich mit den Gefangenen um, könne sie daher viel genauer als ich beobachten und kenne sie besser als ich. Da müsse er nun mit Freuden sagen, daß seit einem Jahre ein ganz andrer Geist in den Leuten sei, nicht nur, weil sie jetzt gern und ohne Zwang in den Gottesdienst kämen, sondern auch, weil sie fleißig und ordentlich bei der Arbeit seien. Und nun zählte er mir eine ganze Reihe auf, welche ihm früher so viel Verdruß gemacht hätten und rechte Bösewichter gewesen wären, an denen er aber jetzt seine Freude habe. Freilich, was er von dem besseren Geiste gesagt habe, das sei im Allgemeinen und im Vergleich mit früheren Zeiten gesagt und es wären Viele, bei denen sich auch nicht eine Spur der Besserung zeigte; aber wie diese seien sie doch nun nicht mehr Alle. — Lieber Freund, das sei uns eine Stärkung für den Glauben, den wir miteinander haben. Wenn mir der Herr solch ein freundliches Wort ungesucht zuflüstert, da wische ich mir vergnügt den Schweiß ab, den mir das Graben, Pflanzen und Begießen auf diesem steinigten Winkel im Weinberge des Herrn auspreßt.“ Auch Spittas Arbeit in der Stadt- und Garnisongemeinde blieb nicht ohne Segen, aber er hatte auch wegen seines freudigen Zeugnisses für Christum viele Anfechtungen zu erleiden. Seine Predigten riefen in den Kreisen der Bürger wie des Militärs und nicht bloß in Hameln selbst, sondern auch in der Umgegend eine Erweckung hervor, die ihn in heiße Kämpfe verwickelte. Doch ließ es ihm Gott auch hier nicht an gleichgesinnten Freunden fehlen, in deren Gemeinschaft er Erquickung und Stärkung finden durfte. Im Verein mit einer Anzahl von gleichgesinnten Geistlichen, mit denen er sich im lebendigen Glauben

an den Heiland verbunden wußte, gründete er einen Missionsverein, für den bald auch eine Anzahl von Laien gewonnen wurde. Schon im ersten Jahre seines Bestandes erzielte dieser Verein eine Jahreseinnahme von 166 Thlrn., die meist aus kleinen Beiträgen von geringen Leuten, Knechten, Mägden, Schulkindern zusammengekommen war.

Obwohl aber Spittas Zeit und Kraft in Hameln durch seine geistliche Thätigkeit vollauf in Anspruch genommen war, so fand er doch hin und wieder auch hier Muße, seine dichterische Gabe zu verwerten. Der heitere, belebende Verkehr mit den Freunden in der Umgegend und die schöne Natur entlockten den Saiten seines Herzens manchen Ton, der in Gesang und Lied gefaßt wurde.*) „Welch' eine schöne Gegend," schreibt er einmal, „wie ist der Fußschemel des Allerhöchsten hier so reizend! Wir ungezogenen Kinder sind es gar nicht wert, daß wir so darum herumspielen dürfen." Doch erfuhr in weiteren Kreisen niemand etwas von seinen zahlreichen geistlichen Liedern, die zum Teil schon in Lüne und in Sudwalde seinem Herzen entquollen waren, und von denen er nur manche seinen vertrautesten Freunden brieflich mitgeteilt hatte, bis um Ostern 1833 die erste Sammlung derselben unter dem Titel: „Psalter und Harfe" erschien. In überraschend kurzer Zeit ist durch die Veröffentlichung dieser Lieder Spittas Name zu einem der gefeiertsten unter den Liederdichtern geworden. Durch ihre große Einfachheit und Gemütstiefe wurden sie bald in tausenden von christlich gesinnten Familien ein gern gelesenes Erbauungsbuch. Wenn Spittas Lieder auch zum größten Teil ein mehr persönliches Gepräge tragen, so fehlt es unter ihnen doch nicht an solchen, die sich in unseren Gesangbüchern ein Bürgerrecht errungen und im gottesdienstlichen Gebrauch eine Stelle gefunden haben. Wir nennen in dieser

*) Spittas Lebensbild von Münkel. S. 161.

Beziehung nur das herrliche Lied mit der Überschrift: „Diesem Hause ist Heil widerfahren" mit seiner Eingangsstrophe:

„O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesus Christ,
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist;
Wo aller Herzen dir entgegen schlagen,
Und aller Augen auf dich sehen,
Wo aller Lippen dein Gebot erfragen
Und alle deines Wink's gewärtig steh'n."

Wir erinnern an das ihm verwandte im Anschluß an das Bekenntnis Josuas: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen" gedichtete, mit seinen Anfangsworten:

„Ich und mein Haus, wir sind bereit,
Dir, Herr, die ganze Lebenszeit
Mit Seel' und Leib zu dienen,"

und mit seiner Bitte am Schluß:

„Und endlich flehen wir allermeist,
Daß in dem Haus kein andrer Geist,
Als nur dein Geist regiere.
Der ist's, der alles wohl bestellt,
Der gute Zucht und Ordnung hält,
Der alles liebreich ziere.
Sende, sende ihn uns allen,
Bis wir wallen
Heim, und oben
Dich in deinem Hause loben."

Auch das schöne Pfingstlied: „Geist des Glaubens, Geist der Stärke, des Gehorsams und der Zucht" hat, wenn auch in verkürzter Form, in vielen neueren Gesangbüchern Aufnahme gefunden. Immerhin eignet sich aber die Mehrzahl dieser Lieder weit mehr zur häuslichen und persönlichen als zur öffentlichen Erbauung. In wie vielen Häusern ist das Morgenlied: „Im

Osten flammt empor der goldene Morgen" ein Bestandteil der täglichen Morgenandacht geworden, mit seinem Gebet:

„Ich bitte nicht: gieb mir viel äußre Stille!
Nein, Herr, auch hier geschehe ganz dein Wille;
Doch bitt' ich: gieb ein kindlich stilles Herz!
Zieht mich die Erde in ihr ird'sches Treiben,
So laß mein Herz doch stets dein eigen bleiben,
Zieh's von der Erde zu dir himmelwärts."

Wie vielen Kranken und Leidenden ist das Lied: „Vom Engel der Geduld" zum reichen Trost geworden. In wie mancher Scheidestunde haben sich die Herzen an dem Liede: „Abschied" erquickt und aufgerichtet, mit seiner Erinnerung an Spittas eigenes Scheiden aus dem Kreise der Hausgenossen zu Lüne:

„Was macht ihr, daß ihr weinet
Und brechet mir mein Herz?
Im Herrn sind wir vereinet
Und bleiben's allerwärts.
Das Land, das uns verbindet,
Löst weder Zeit noch Ort!
Was in dem Herrn sich findet,
Das währt in ihm auch fort."

Diese erste im Jahre 1833 veröffentlichte Liedersammlung brachte eine Auflage nach der andern und gegenwärtig ist dieselbe schon auf 23 gestiegen, ohne daß man sagen darf, daß sie ihren Lauf schon vollendet hätte.

Inzwischen mehrten sich die Angriffe und Anfeindungen, die Spitta wegen seines freudigen und offenen Bekenntnisses zu Christo in Hameln zu erfahren hatte. Die Gegner ließen es nicht bei Spötterei bewenden, sondern scheuten auch vor Lügen oder Verleumdungen nicht zurück. Man verbreitete, daß Spitta einen neuen Glauben einführen wolle und an jeden, der sich zu dieser Glaubensgesellschaft anwerben lasse, 15 Thlr. Handgeld

und eine Löhnung von neun Groschen auszahlen lasse. Eine von dem geistlichen Ministerium zu Hameln gegen Spitta beim Konsistorium zu Hannover erhobene Anklage erwies sich zwar bei der eingeleiteten Untersuchung als völlig grundlos, und die geistliche Behörde konnte sich nur anerkennend über die Thätigkeit Spittas aussprechen, aber schließlich wußten es die Widersacher doch durchzusetzen, daß ihm die bereits in Aussicht gestellte Stelle des wirklichen Garnisonpfarrers nach dem inzwischen erfolgten Tode des bisherigen Inhabers nicht übertragen wurde, sondern, daß das königliche Konsistorium ihm im Jahre 1837 durch die Ernennung zum Pfarrer von Wechhold bei Hoyn Oya einen anderen Wirkungskreis anwies. Kurz vor dieser Ernennung hatte sich Spitta noch in Hameln mit Johanna Magdalena Maria Hotzen, der Tochter des verstorbenen ihm nahe befreundet gewesenen Oberförsters Hotzen zu Grohnde bei Hameln, verlobt, und unmittelbar vor seinem Fortgange von Hameln nach Wechhold wurde ihm die geliebte Braut am 4. Oktober 1837 angetraut. Wenige Tage darauf traf er mit seiner jungen Gattin in Wechhold ein. Hier fand er eine für das Evangelium empfängliche Gemeinde, in der man ihm von allen Seiten freundlich entgegen kam und einen in jeder Beziehung lohnenden Wirkungskreis. Von seiner unermüdlichen Treue, mit der er sich die Seelsorge angelegen sein ließ, möge hier nur ein Beispiel angeführt werden.*) Im Sommer 1846 kehrte er von seinen nachmittäglichen Wanderungen in der Gemeinde heim. Die Luft war dumpf und schwül und ein Gewitter stieg am Himmel herauf. Spitta war ermüdet und wählte sich den kürzesten Weg über einen niedrigen Gartenzaun, um in sein Haus zu kommen. Da benachrichtigte ihn seine Frau, daß ein Kranker nach dem heiligen Abendmahle verlangt habe und nannte ihm Name und Wohnort. Sogleich be-

*) Lebensbild Spittas von Münkel. S. 180.

gab er sich auf den Weg, kam aber nach einer Stunde wieder mit dem Bemerken, daß seine Maria den Namen falsch verstanden haben müsse. Plötzlich fiel es ihm ein, daß ein Mann desselben Namens in einem anderen Orte wohne. Abermals zog er freundlich und unverdrossen hin und abermals kehrte er unverrichteter Sache heim. Als man ihn darüber begütigen wollte, erwiderte er: „Es würde mir nur Leid thun, wenn der Kranke ohne das heilige Sakrament sterben sollte; wir müssen nun ruhig warten, ob noch ein anderer Bote kommt." Indessen setzte er sich, um sein Abendessen zu sich zu nehmen. Da erschien ein Wagen vor der Thür, der ihn zu dem wirklichen Kranken abholen sollte. Freundlich machte er sich zum dritten Male auf den Weg und that, was seines Amtes war und genoß darnach der Ruhe. So unermüdlich er aber auch war, wo man geistliche Hülfe bedurfte oder suchte, so fern war er davon, den Leuten etwas aufzudringen, wofür sie noch kein Bedürfnis hatten, oder sie zu bearbeiten und mit geistlichen Reden und Ermahnungen zu überschütten. Ihm mißfiel diese Macherei, weil sie mehr aus dem Eigenen, als aus dem Geiste war, und wie die Erfahrung ihm gezeigt hatte, daß nichts dabei herauskam. Die oft empfohlenen und sogar befohlenen Hausbesuche hätte er in dem weit zerstreuten Kirchspiel wohl nur schwer ausführen können; er konnte sich aber um so weniger dazu entschließen, da er einerseits klagen mußte, daß er der geforderten Seelsorge nur annäherungsweise genügen könne, und er sich andererseits bei seiner Art, die Sache zu treiben, nichts von den Hausbesuchen versprach.

Wie in Hameln, so suchte Spitta auch in Wechhold für die Sache der Mission Teilnahme zu erwecken und auch einen Mäßigkeitsverein gründete er, ohne sich jedoch in die hastige und unruhvolle Geschäftigkeit der damaligen Erweckungszeit hineinziehen zu lassen. Allem Conventikelwesen arbeitete er mit Entschiedenheit entgegen und lehnte die Versuche der Freunde der Brüder-

gemeinde, die Erweckten seiner Gemeinde zu regelmäßiger Versammlung zu verbinden, auf eine gütige und für Jene unbeleidigende Weise ab. „Es ist Vieles," so schreibt er in dieser Beziehung, „was mich bewegt, die Bildung solcher Versammlungen hier zu hindern. Einmal ist es nicht zu wünschen, ja unserer Kirche Schaden, daß alles Leben, das sich in ihr regt, durch die Pflege, die es in solchen Versammlungen empfängt, bei zwar rascherer Entwickelung, die Form herrenhutischer Frömmigkeit bekomme. Dann giebt sich, vom kirchlichen Standpunkte aus betrachtet, doch wirklich etwas Separatistisches in solchen Versammlungen kund. Ich habe daher mich mehrfach gegen Einzelne nicht nur unter Darlegung solcher Gründe dawider ausgesprochen, sondern ihnen auch nicht verhalten, daß solche Versammlungen gesetzlich verboten seien. Ich bin der Meinung, daß ich als Diener der Kirche für sie und nicht für Conventikel zu arbeiten, mithin eine andere Aufgabe habe, als durch kirchliche Thätigkeit für Privat-Versammlungen zu wirken. Bedenklich ist es mir auch, daß jene Privat-Christen (ich will übrigens dieses Wort nicht im üblen Sinne verstanden haben!) durchaus ganz nach herrenhutischer Weise gegen alle Confessionsverschiedenheit gleichgültig sind und in falschem Gegensatz gegen den großen Haufen, der sich mit äußerer Teilnahme am kirchlichen Gottesdienste zufriedenstellt, diesem eine sehr untergeordnete Bedeutung geben und an ihm genug haben, wenn sie nur darin vermittelst der Predigt für ihre Frömmigkeit Nahrung finden." Das sind goldene Worte, die auch noch heute in gewissen Kreisen, die sich in besonderem Sinne „christliche" zu nennen belieben, der ernstesten Beherzigung wert erscheinen. Auch in anderer Beziehung hat sich Spitta in Wechhold je länger je mehr zur kirchlichen Richtung hindurchgearbeitet, ohne daß er doch jemals von der herben und unduldsamen Schroffheit des konfessionellen Luthertums etwas angenommen hätte, wie sehr er auch jede durch die

Staatsgewalt aufgedrängte Union verwarf. Die Abneigung gegen diese bewog ihn auch die auf ihn im Jahre 1844 gefallene Wahl zum Pfarrer der Gemeinde Barmen-Wupperfeld, und zwei Jahre später den an ihn ergangenen Ruf an die lutherische Gemeinde zu Elberfeld abzulehnen. Er blieb seiner heimatlichen hannoverschen Kirche und seiner ländlichen Gemeinde treu. In ihr fand er trotz seiner ausgedehnten amtlichen Wirksamkeit auch die Zeit, die geistliche Dichtkunst weiter zu pflegen. Im Jahre 1843 erschien eine zweite Sammlung seiner geistlichen Lieder, aus der besonders das herrliche Lied: „Es kennt der Herr die Seinen und hat sie stets erkannt" in den weitesten Kreisen bekannt geworden ist und in vielen Gesangbüchern Aufnahme gefunden hat. Auch die Lieder: „Wir sind des Herrn, wir leben oder sterben" und „Am Grabe stehen wir stille und säen Thränensaat" gehören zu den Kleinodien dieser Sammlung. Doch bemerkt Spittas Biograph D. Münkel mit Recht, daß diese Sammlung schon den Spätfrühling der Spittaschen Dichtung bezeichnet und sich nicht desselben ungeteilten Beifalls wie die ersteren zu erfreuen hatte. Auch ist mit der Herausgabe dieser Sammlung Spittas Liedermund verstummt. Er hat seitdem keine Lieder mehr gedichtet.

Der Aufenthalt in Wechhold währte bis zum Jahre 1847, in welchem Spitta auf den Vorschlag der geistlichen Behörde zum Pfarrer und Superintendenten in Wittingen ernannt wurde. Er hatte diese Beförderung nicht nachgesucht und um so freudiger erkannte er in ihr einen Ruf seines Gottes, dem er ohne Zaudern Folge leistete. Er war der erste Geistliche einer streng-kirchlichen Richtung, der zu dem Amte eines Superintendenten befördert wurde. Aus der mit seinem Pfarramte verbundenen Superintentur erwuchs ihm eine große Arbeitslast. Aber auch die zum Teil äußerlichen Geschäfte, die mit dem neuen Amte verbunden waren, erledigte er mit der gewissenhaftesten Treue, und zwar

um so mehr, als er wohl wußte, daß auf seine Amtsführung besonders die Augen gerichtet waren und daß es sich an ihm zeigen sollte, ob Männer seiner Art und Richtung auch im höheren Kirchendienste zu gebrauchen wären. Gleich nach seinem Amtsantritt richtete er regelmäßige Predigerkonferenzen ein, die ihm ebenso ein Bedürfnis wie ein Genuß waren. Seine pfarramtliche Wirksamkeit wurde ihm in Wittingen vielfach durch baptistische Umtriebe erschwert, die ihm auch schon in Wechhold hin und wieder zu schaffen gemacht hatten. Das Haupt der wiedertäuferischen Sekte, die damals in Hannover ihr Wesen trieb, war der Baptistenprediger Oncken aus Hamburg. „Das Verfahren dieser alten kirchenfeindlichen Rottengeister," so schreibt Spitta, „ist das, sich überall in die Versammlungen der Erweckten einzuschleichen und mit falscher Anwendung und Übertreibung einzelner Schriftworte die Erweckten an der Kirche und ihren Veranstaltungen irre zu machen, um sie dann aus Sodom und Babel heraus in ihre Sekte hineinzuziehen. Die Leute dieser Sekte sollen hier in der ersten Zeit schrecklich gelästert, das Gotteshaus des Teufels Haus, das Abendmahl der Kirche des Teufels Tisch genannt haben; daß sie nicht bloß in der Lehre die Kindertaufe, die Konfirmation, die Beichte, die Feier der Festtage, sondern auch in der That verwerfen — haben sie hier bewiesen."

Nach nur sechsjähriger Wirksamkeit in Wittingen wurde Spitta im Jahre 1853 von dort als Superintendent und Oberpfarrer nach Peine versetzt und am 5. Oktober in sein neues Amt eingeführt. Den Boden, den er hier zu bearbeiten hatte, war im Vergleich zu dem, den er in Wittingen verlassen, ein überaus ungünstiger und schwieriger. Er war gleichsam in eine Wüste geraten, welche auf weite Strecken dürren Sand und in nur kurzen Zwischenräumen ein grünes Blättchen mit frischem Wasser zeigte. Es erforderte viel Geduld, Gebet und Arbeit, um hier

auch nur einige Frucht zu erzielen. Doch hat er auch hier in ausdauernder Treue gewirkt und das Schwere in der Stille getragen, ohne nach außen über die traurigen Zustände der Gemeinde Klage zu führen. Um so mehr diente ihm die Anerkennung, die ihm am 23. September 1855 durch die Verleihung der theologischen Doktorwürde von Seiten der theologischen Fakultät zu Göttingen zu teil wurde, zur Ermunterung. Sowohl die wenig erquicklichen Verhältnisse zu Peine als die Rücksicht auf seine zahlreiche inzwischen auf acht Kinder angewachsenen Familie veranlaßte ihn, sich gegen das Ende seiner Laufbahn noch einmal um eine andere Stelle mit einem besseren Einkommen zu bewerben. Auf seinen Antrag wurde ihm im Jahre 1859 die erledigte Superintendantur zu Burgdorf verliehen, wo er im Juli des genannten Jahres mit Weib und Kindern seinen Einzug hielt. Aber kaum hatte er hier, wie es schien mit noch völlig ungeschwächter Kraft, seine Wirksamkeit begonnen, als er ganz unerwartet zum letzten Auszug abberufen wurde. Schon im September 1859 erkrankte er, wenn auch scheinbar nur leicht an einem gastrischen Fieber. Er war schon soweit wieder hergestellt, daß er zu seiner gewohnten Tagesarbeit zurückkehren durfte und am Schreibtisch sitzend die laufenden Geschäfte erledigen konnte, als er plötzlich am 28. September 1859 von einer schweren Beängstigung und dann von einem Herzkrampfe befallen wurde, der binnen wenigen Minuten sein Ende herbeiführte. Nachdem er noch einmal beide Hände wie zum Gebete emporgehoben und mit brechender Stimme dreimal gerufen hatte: „Mein Gott, mein Gott, mein Gott!" hauchte er mit einem tiefen Seufzer seine Seele aus. Die Kunde von seinem plötzlichen Heimgang rief weit über die Grenzen seines Heimatlandes hinaus eine schmerzliche Trauer hervor, die sich in zahlreichen Zuschriften an die Seinen in zum Teil rührender Weise kund gab. In einem der dem Heimgegangenen gewidmeten Nachrufe

ist Spittas geweihte Persönlichkeit in so treffender und liebevoller Weise geschildert, daß wir sein Lebensbild nicht besser als mit den Worten dieses Nachrufes glauben schließen zu können. „Spitta,“ so heißt es dort, „war eine Macht des Lebens und ein Gefäß der Ehren im Hause Gottes, er war eine Zierde und Krone des geistlichen Standes, er war eine Lust und Freude der Freundschaft, daß ich von seinem eigenen Hause schweige. Denn es waren nicht einzelne reiche und glänzende Gaben, die ihn über uns Andere erhöhten; auch war er das, was er war, nicht durch angestrengte Arbeit an sich selbst, durch den Fleiß theologischer Studien, durch überlegte Bewältigung der mancherlei Aufgaben des Amtes geworden: nein, er selbst in seiner Person war eine Gabe des Herrn, und in allem seinem Schaffen und Wirken gab er diese Gabe wieder. Die Lieder seiner Harfe, wie die Predigten seiner Kanzel, das seelsorgerische Dienen wie das ephorale Regieren — alles war der ungekünstelte Ausdruck und Abdruck seiner Persönlichkeit, nichts ein nur auswendiges, von ihm selbst abgelöstes Thun; alles war getragen von der lieblichsten Harmonie seines inneren und äußeren Menschen, nichts eine angenommene Geberde. Der Friede und die Einfalt eines Kindes Gottes — Anspruchslosigkeit, Liebe, große Geduld und Sanftmut unter Menschen in und außer dem Amte waren Grundzüge seiner Seele; sie gaben auch dem leiblichen Menschen das Gepräge und seiner ganzen Erscheinung die herzgewinnende Macht. Dem entsprach auch der Segen, womit Gott diesen Lehrer schmückte. Er war nicht gemacht zu den lauten Kämpfen und Schlachten mit den offenen Feinden des Reiches Christi, noch wirkte er gewaltig, aufregend und zündend unter den Gleichgültigen und Lauen; es rauschte und brauste nirgends, wo er ging und stand. Sein Wirken war still und ruhig; einfältig säen, in Geduld begießen und pflegen; tragen, erhalten, binden, das Kleine ansehen, das Geringe ehren, und nicht bald etwas,

Person oder Sache, verwerfen, das war seine Art und sein gesegnetes Thun. Er war vorzugsweise eine Kraft des Erhaltens und Zusammenhaltens, er war ein Band des Friedens. Wenn von irgend einem der großen Wolke der treuen Zeugen des Evangeliums, die der Herr unserer Kirche geschenkt hat, so gilt von ihm das Wort: „Wie lieblich sind die Füße derer, die den Frieden verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König."

Johann Friedrich Oberlin.

In den großartigen Bestrebungen christlicher Liebesthätigkeit, die wir heute unter dem Namen der inneren Mission zusammenzufassen pflegen, ist der Mann, dessen Lebensbild wir in dem vorliegenden Abschnitt zu zeichnen uns anschicken, ein Bahnbrecher und Vorläufer gewesen. In dem engeren Kreise seiner Wirksamkeit als Pfarrer einer ländlichen Gemeinde hat er die erste Anregung zu den mannigfachsten Zweigen der christlichen Vereinsthätigkeit gegeben, welche das große Netz der inneren Mission in unseren Tagen umspannt. Als Sohn eines Gymnasiallehrers zu Straßburg in Elsaß wurde Johann Friedrich Oberlin am 31. August 1740 geboren. Unter dem Einfluß eines Vaterhauses aufgewachsen, in welchem der Geist ernster Zucht und stiller einfältiger Frömmigkeit heimisch war, besuchte er als Knabe das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er schon mit fünfzehn Jahren verlassen konnte, um sich auf der heimischen Hochschule dem Studium der Theologie zu widmen. Er that dies mit solchem Erfolg, daß er bereits mit achtzehn Jahren die erste theologische Prüfung ablegen konnte, durch die er, wie es damals hieß, Baccalaureus der Theologie wurde. Einige Jahre später erwarb er sich dann den akademischen Grad eines Magisters der Philosophie. Schon während des Besuches der Straßburger Hochschule erleichterte er seinen Eltern seinen Unterhalt durch Erteilung von Privatunterricht, bis er im Jahre 1762 eine Stelle als Hauslehrer bei den Kindern eines Chirurgen erhielt,

die ihm Gelegenheit gab, sich mancherlei medizinische Kenntnisse anzueignen. Schon als Knabe hatte er wiederholt Beweise seines tapferen Mutes, wie seiner opferwilligen Teilnahme für Unglückliche und Bedrängte gegeben. So geschah es einst,*) daß er einem Haufen roher Gassenbuben, die mit frevelhaftem Mutwillen einer Bäuerin ihren Korb vom Haupte gestoßen hatte, mit einer so kräftigen Strafpredigt entgegentrat, daß sie zuerst wie bedonnert vor ihm dastanden und dann lautlos auseinander stoben, worauf er der armen Frau sein freilich nur in wenigen Sous bestehendes Taschengeld als einen Teil des Schadenersatzes darbot. Als eines Abends die Mutter die traurige Lage einer bedrängten Familie schilderte, sprang plötzlich der kleine Friedrich auf und rief, die hellen Thränen im Auge, und es riefen's ihm bald die Brüder und Schwestern nach: „Mama, ich will den armen Leuten meine Sparbüchse bringen.“ Ebenso wird schon aus seinen Jugendjahren von dem tiefen Eindruck berichtet, den die geistesgesalbten Predigten des strenggläubigen Straßburger Pfarrers Dr. Lorenz auf ihn machten. Besonders tief ergriffen fühlte er sich durch die Forderung der Wiedergeburt des Herzens und Lebens, die der genannte Geistliche in seinen Predigten immer wieder mit großem Nachdruck betonte. Wie sehr er entschlossen war, diese Forderung auf sich selbst anzuwenden, beweist ein feierliches Gelöbnis, das er, kaum zwanzig Jahre alt, aufgesetzt und mit Namensunterschrift und Siegel versehen hat, in welchem er sich dem Herrn zu ewigem Dienste verpflichtete und in dem es u. a. hieß: „Heiliger Gott, ich übergebe mich dir heute aufs feierlichste. Höret ihr Himmel und du Erde nimm es zu Ohren: Heute bekenne ich, daß der Herr mein Gott ist. Vernimm, o Herr, mein Wort, und schreib' es in dein Buch, daß ich hinfort ganz dein eigen sein will. Im Namen des Herrn der Heer-

*) Piper, Evangelischer Kalender. Jahrbuch für 1868. S. 216.

schaaren entsage ich allen anderen Herren, die früher über mich geherrscht haben: den Freuden der Welt, denen ich mich überließ, den Begierden des Fleisches, die mir innewohnten. Ich entsage allem Vergänglichen, damit mein Gott mein Eins und Alles sei. Dir weihe ich alles, was ich bin und habe: die Kräfte meiner Seele, die Glieder meines Leibes, mein Vermögen, meine Zeit. Hilf du selber, o barmherziger Vater, daß ich Alles nur zu deinem Ruhm anwende und im Gehorsam gegen deine Befehle gebrauche. Verleihe mir Gnade, o mein Gott, mit aller Aufrichtigkeit des Herzens in diesem Bunde zu verharren und die Weihe zu bewahren, womit ich schon bei meiner Taufe geweiht bin. — Der Name des Herrn sei mir zum ewigen Zeugnis, daß ich ihm dieses Gelübde dargebracht und unterzeichnet habe mit dem festen treuen Willen, es zu halten bis an mein Ende!“ Auf diese Weise äußerlich und innerlich zum geistlichen Berufe wohl vorbereitet, erhielt er im Jahre 1767 den Ruf zum Feldprediger bei einem französischen Regimente. Als ihm aber fast gleichzeitig die äußerst schwierige Pfarrei Waldersbach im Steinthale angetragen wurde, zog er es vor, auf das erwähnte leichtere Amt zu verzichten und dem Rufe in die beschwerlichere Stellung zu folgen. Denn eine solche war es, die im Steinthale seiner wartete. Diesen Namen führt ein an der Grenze von Elsaß und Lothringen gelegener, von hohen Felswänden umschlossener Bergkessel am nordwestlichen Abhang der Vogesen, welcher acht Ortschaften umfaßt, von denen fünf die Pfarrgemeinde Waldersbach bildeten. Es war ein nicht blos in landschaftlicher, sondern auch in geistiger Beziehung harter, steiniger Boden, den Oberlin hier zu bearbeiten übernahm. Allerdings hatte ihm sein unmittelbarer Vorgänger, der treue und gottselige Pfarrer Stuber, schon redlich vorgearbeitet, um in der früher völlig verwilderten und verwahrlosten Gemeinde ein neues christliches und kirchliches Leben zu wecken. Aber es galt nun, weil sich Stuber durch den

Zustand seiner erschütterten Gesundheit genötigt sah, die Bergwildnis des Steinthals zu verlassen und einem Rufe an die Thomaskirche zu Straßburg zu folgen, einen Mann zu finden, der im stande wäre, das begonnene Werk fortzusetzen und die von Stuber ausgestreute Saat mit seelsorglicher Treue zu pflegen. Stuber selbst lenkte die Aufmerksamkeit auf den ihm bekannt gewordenen Oberlin. Sehr bald erkannte dieser, wie viel ihm sein Vorgänger zu thun übrig gelassen hatte. Die kurze Zwischenzeit zwischen dem Abgange des letzteren und Oberlins Amtsantritt hatte schon hingereicht, um viele Spuren der gesegneten Wirksamkeit seines Amtsvorgängers wieder zu verwehen. Durch fleißige, seelsorgerische Besuche wußte sich Oberlin schnell mit dem Zustande seiner Gemeinde bekannt zu machen und sich in deren Verhältnisse einzuleben. Eine treue Gehülfin darin ward ihm seine Gattin, Maria Salomäa Witter, die Tochter eines Straßburger Professors, die er ein Jahr nach seinem Amtsantritt in sein einsames Pfarrhaus heimführte. Er beschränkte sich nicht darauf, in seinen Predigten mit begeistertem Feuereifer Christum zu verkündigen und mit volkstümlicher Beredsamkeit auf die Besserung und Bekehrung der Herzen zu dringen, sondern er wandte auch den äußeren Bedürfnissen und Notständen der Gemeinden die unermüdlichste Fürsorge zu. Mit der Jugend machte er den Anfang, indem er der Verbesserung des Schulwesens seine besondere Aufmerksamkeit widmete. In Waldersbach wurde in einer zerfallenen Hütte Schule gehalten, in den übrigen eingepfarrten Ortschaften der Reihe nach in niedrigen Schulstuben. Mit Hilfe der Mildthätigkeit von auswärtigen Glaubensgenossen, an die er sich wandte, gelang es ihm, nicht nur in Waldersbach ein neues Schulhaus zu erbauen, sondern auch in den vier Filialen der Pfarrei geeignete Schulräume einzurichten und für sämtliche Schulen tüchtige Lehrer zn gewinnen oder auch selbst heranzubilden. Um die noch nicht schulpflichtigen Kinder und die

Mädchen in der schulfreien Zeit zu beschäftigen, mietete er in den verschiedenen Ortschaften geeignete Räume und stellte junge Mädchen als Kleinkinder- und Arbeitslehrerinnen an. Dadurch ist er der Vater und Begründer der Kleinkinderschulen und Kleinkinderbewahranstalten geworden, die jetzt zu vielen Tausenden in Deutschland bestehen, und in denen das von Oberlin begonnene Werk im Segen fortgesetzt wird. Aber auch den äußeren Wohlstand seiner Gemeinden war er zu heben bemüht. Ackerbau, Viehzucht, Handwerk, alles lag im Argen. Oberlin ging in der Pflege seines eigenen Pfarrgartens mit gutem Beispiel voran. Durch Baumpflanzungen, die er anlegte, durch Gemüsebau, den er betrieb, ermunterte er seine Gemeindeglieder zur Nachahmung. Er leitete die Bewohner des Steinthals an, durch eine verständige Bebauung ihrer Äcker einen größern Ertrag zu erzielen und ihren landwirtschaftlichen Betrieb zu verbessern, ihren Viehstand zu heben. Mit den verschiedenen Handwerken machte er das Steinthal dadurch bekannt, daß er auf seine Kosten junge Leute als Maurer, Schlosser, Tischler ausbilden ließ, die dann, in die Heimat zurückgekehrt, die draußen erlernten Kenntnisse verwerteten. Seinen Bemühungen war es zuzuschreiben, daß wohlhabende Fabrikanten im Steinthal Fabrikanlagen gründeten und dadurch den armen Landbewohnern neue Erwerbsquellen eröffneten. So errichtete ein Herr Reber aus Markkirch in Waldersbach eine Baumwollenspinnerei. Im späteren Verlauf der Jahre bewog er Herrn Legrand aus Basel seine Floret-Seidenband-Fabrik in das Steinthal zu verlegen. Durch die Begründung eines landwirtschaftlichen Vereins, einer Sparkasse, eines Leihinstitutes und anderer gemeinnütziger Einrichtungen verstand er es, den wirtschaftlichen Sinn und das Verständnis für Selbsthilfe in der Gemeinde zu wecken. Er machte diese seinen Gemeindegliedern geradezu zur Christenpflicht, wie er auch andererseits wieder begüterte Freunde zur opferwilligen Mitarbeit an der Beseitigung

der sozialen Notstände des Volkes anzuregen wußte. Ganz besondere Sorgfalt wandte er auf die Anlegung von guten Straßen, um das entlegene Steinthal mit der Außenwelt, von der es bis dahin ganz abgeschlossen war, in Verbindung zu setzen. Auch hier legte er persönlich mit Hand an. Er ging selber mit Hacke und Spaten vor das Dorf und begann die Anlage einer Straße um eine bessere Verbindung von Waldersbach mit dem benachbarten Rothau herzustellen. Noch heute erinnert eine über den Breuschbach führende Brücke, deren Bau Oberlin veranlaßt hat, und die den Namen „Le pont de charité“ oder die Liebesbrücke führt, an die Anregung, die Oberlin zur Erbauung von Straßen und Brücken im Steinthal, gegeben hat. Für alle diese Zwecke, die er fördern half, war er trotz seines bescheidenen Gehaltes, das sich auf kaum 700 Mark belief, jederzeit zu persönlichen Opfern bereit.

Diese unermüdliche Thätigkeit Oberlins auf allen Gebieten der Volkswohlfahrt, trug bald im Steinthal ihre reichen Früchte. Schon im Jahre 1787, also nach kaum zwanzigjähriger Wirksamkeit Oberlins, schrieb ein katholischer Pfarrer, Abbé Gregoir, über das Steinthal: „Oberlin hat es in der Erziehung des Volkes sehr weit gebracht und man erstaunt in diesem wilden Steinthal unter den Bauern einen entwickelten Verstand, edle Gefühle, liebenswürdiges Betragen und reine Sitten zu finden. Das ganze Waldersbacher Kirchspiel gewann nicht allein im Feld und Garten, in Häusern und Ställen, sondern auch in Mundart, Sitte und Anstand ein ganz anderes freundliches Ansehen und während es einst durch seine Bettelarmut berüchtigt war, vermochte es nach wenigen Jahrzehnten, mit den Erträgen seines Ackers und seiner Viehzucht einen ersprießlichen Handel zu treiben.“ Oberlin hat den Beweis geliefert, daß die beste Armenpflege in der Bildung des christlichen Glaubens liegt. Bettler gab es bald nicht mehr im Steinthal und ebensowenig zuchtlos

aufwachsende oder verlassene Kinder. Der Vorsteher eines Erziehungshauses für arme und verwahrloste Kinder in der Nachbarschaft des Elsaßes konnte noch nach Oberlins Tode schreiben: „Warum sind keine Steinthaler Kinder in unseren Anstalten? Deswegen, weil, so lange der Geist Gottes durch den Mann Gottes Oberlin im Steinthal waltete und noch waltet, kein Kind in dieser merkwürdigen Gemeinde verwahrlost wurde, sondern immer freiwillige Eltern fand, welche arme und dürftige Waisen ihrer verstorbenen Nachbarn in ihre Hütten aufnahmen und sie um Gottes und Christi willen erzogen.“*) Freilich stießen die gemeinnützigen Bestrebungen Oberlins, die sich auch bis auf die Fürsorge für die Reinlichkeit- und Gesundheitspflege in den Häusern und Familien erstreckte, namentlich in der ersten Zeit seines Wirkens im Steinthal, auf manchen heftigen Widerstand und er zog sich durch sein Eingreifen in die persönlichen und häuslichen Verhältnisse seiner Gemeindeglieder wohl auch hier und da erbitterte Feindschaft zu, die er aber doch durch Sanftmut und Klugheit immer wieder zu überwinden wußte. So hörte er einst,**) daß mehrere junge Leute beschlossen hätten, am nächstfolgenden Sonntage, wenn er in einem der drei Filialorte, die er seelsorglich zu bedienen hatte, aus der Kirche käme, auf dem Rückwege nach Waldersbach ihm aufzupassen, und sich körperlich an ihm zu vergreifen. Der Sonntag kam und Oberlin nahm Anlaß, in seiner Predigt die göttliche Obhut zu preisen, deren jeder, welcher sich aufrichtig dem Herrn ergeben, sich getrösten dürfe. Nach beendigtem Gottesdienste trat er dann seinen Rückweg an, aber statt, wie er sonst gewohnt war zu Pferde, zu Fuß, indem er das Pferd von einem Bauern in einiger Entfernung hinter sich herführen ließ. Bald gewahrte er in

*) Dr. Wiese, Wie wird ein Jüngling? u. s. w. S. 197.

**) Evangelischer Kalender 1868. S. 217.

einem Versteck hinter den Gebüschen am Wege die böse Rotte, und schritt ruhig und festen Ganges an derselben vorüber. Die Verschworenen aber standen erstaunt, und um keinen Preis hätte einer derselben gewagt, an ihn die Hand zu legen. Ein anderes Mal, als ein ähnliches Komplott wider ihn geschmiedet war, überraschte er, nachdem er zuvor in der Kirche über die Worte: „So dir Jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, dem reiche den linken auch dar,“ gepredigt hatte, die böswilligen Buben in der Versammlung, in welcher sie eben über die Art und Weise beratschlagten, wie sie sich an dem Manne, der ihnen so Vieles untersagen wolle, was bisher ihre Lust und Wonne gewesen, rächen wollten, und seine bloße Erscheinung voll Würde und Wohlwollen, sowie die einfache an sie gerichtete Frage: „Nun sagt mir doch, was that ich euch zu Leide?“ reichten hin, die Nichtsnutzigen zu entwaffnen, ja eine tiefe Ehrfurcht vor dem Manne einzuflößen. Dieser Ehrfurcht vermochte sich binnen Kurzem niemand in der Gemeinde mehr zu erwehren. Die aufopfernde Liebe ihres Pfarrers fand in der Gemeinde je länger je mehr Gegenliebe und Dankbarkeit, er lebte unter ihnen wie ein Patriarch in einer großen Familie. Dabei versteht es sich von selbst, daß Oberlin über der Fürsorge für die irdische Wohlfahrt seiner Gemeinde die für ihr ewiges Seelenheil nicht versäumte. Beides ging ihm miteinander Hand in Hand; ja das erste war ihm nur ein Mittel und eine Handhabe um den Herzen seiner Pfarrkinder näher zu treten und sie für das Wort Gottes empfänglicher zu machen. Jeder häuslichen Unterhaltung mit ihnen über wirtschaftliche Angelegenheiten wußte er unvermerkt und ohne je aufdringlich zu erscheinen eine Wendung aufs Ewige und Geistige zu geben. Den der Kirche und dem Gottesdienst entfremdeten Gliedern der Gemeinden ging er mit unermüdlicher Liebe nach, wie beschwerlich auch die Gänge durch das weitzerstreute Kirchspiel manchmal

waren, zumal im Winter, wenn heftige Schneestürme die unwegsamen Pfade verschneit hatten.

Eine störende Unterbrechung drohte der gesegneten Wirksamkeit Oberlins in der Schreckenszeit der französischen Revolution, von deren Stürmen auch das abgelegene Steinthal nicht unberührt blieb. Oberlin war zwar durchaus kein Gegner der republikanischen Verfassung, die nach dem Sturze des Königtums in Frankreich eingeführt wurde. Nur zu gut wußte er, unter welchen Bedrückungen das Volk unter der schlechten Regierung eines Ludwig XIV. und Ludwig XV. zu leiden gehabt hatte. Er war begeistert für die „allgemeinen Menschenrechte“, welche die Empörer verkündeten. Ja er war geneigt, in den neuen Verhältnissen den Beginn des Reiches Gottes, in den republikanischen Tugenden der Gemeinnützigkeit und der Opferwilligkeit die höchste irdische Verwirklichung des Christentums zu sehen.*) Die von dem französischen Konvent angeordneten Nationalfeste beging er an der Spitze seiner Gemeinde mit großer Feierlichkeit. So hielt er bei dem von der republikanischen Obrigkeit angeordneten Konstitutionsfeste auf dringendes Begehren seiner Gemeinde vor dem auf einer Bergeshöhe errichteten „Altar des Vaterlandes“ die Weiherede; aber auch hier wußte er ohne jeden Angriff auf die Republik die Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im christlichen Sinne zu deuten und anzuwenden. Schwieriger wurde seine Lage, als im Jahre 1794 auf Betreiben der Schreckensmänner, die in Paris die Herrschaft ausübten, vom Nationalkonvent jede Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes untersagt wurde. Auch jetzt glaubte er im Gehorsam gegen die Obrigkeit, die Gewalt hat, sich unterwerfen zu müssen. Er legte sein Ornat ab, bezeichnete sich selbst nicht mehr als Pfarrer, sondern als „Bürger Oberlin“

---

*) Herzog, Realencyklopädie. 10 Bd. S. 679.

und stellte später sogar alle von dem Konvent verbotenen geistlichen Amtshandlungen ein. Um aber doch auch ferner die Predigt des Evangeliums in seiner Gemeinde fortsetzen zu können, gründete er, wie es der Konvent gleichfalls angeordnet hatte, einen politischen Klub, in welchem er zum „Bruder Redner" und der wackere Schullehrer von Waldersbach zum Vorsitzenden gewählt wurde. Als beste Zeit für die Versammlungen des Klubs schlug er die Sonntagsvormittage vor und zum Sitzungssaale, weil die Schulräume zu beengt seien, die Kirche. Statt wie bisher von der Kanzel, hielt er seine Ansprachen an die Gemeinde fortan, nur mit dem bürgerlichen Rock bekleidet, von einer in der Kirche aufgestellten Rednertribüne. Es wird erzählt, daß er bei der ersten Versammlung des Klubs den Vorschlag gemacht habe: „Wollen wir nicht zuerst eins singen?" und als dieser Vorschlag die Zustimmung der Anwesenden fand, hinzugefügt habe: „Ich denke, wir singen etwas uns Allen Bekanntes, unsere alten Lieder." Als auch dieser Antrag angenommen war, habe er fortgefahren: „Nun soll gegen die Tyrannen geredet werden; aber im Steinthal sind keine. Doch Jeder hat einen oder mehr im Herzen." In solcher Weise wären im Steinthal, so wird berichtet, statt aufgeregte Volksversammlungen auch fernerhin, wenn auch in anderer Form, friedliche Gottesdienste gehalten worden. Es mag sein, daß in dieser Darstellung Wahrheit und Dichtung gemischt ist, aber gewiß ist, daß Oberlin einen geschickten Ausweg fand, um auch in dieser Schreckenszeit sein Predigtamt in der Gemeinde fortzuführen. Ja von dem Sicherheitsausschuß zu einem Glaubensbekenntnis aufgefordert, nahm er keinen Anstand eine schriftliche Erklärung dahin abzugeben, daß er von jeher ein Feind unfruchtbarer Dogmen gewesen sei und den eitlen Flitter des Kirchenornates immer gehaßt und jetzt ganz abgelegt habe; er sei ein Gegner des Königtums und erkenne ohne Einschränkung

die Volkssouveränität an. Trotz seiner Nachgiebigkeit gegen die Revolutionsgesetze vermochte er aber doch den Verdächtigungen feindlich gesinnter Jakobiner, die ihm auflauerten, nicht zu entgehen. Er wurde in Anklagezustand gesetzt und zur Bestürzung seiner Gemeinde gefangen genommen und nach Schlettstadt geschleppt. Wenige Tage nachher, als er eben verhört werden sollte, traf die Nachricht von dem Sturze Robespierres ein und er wurde „bis auf Weiteres" wieder entlassen. Ja, der Nationalkonvent konnte nicht umhin der patriarchalischen Fürsorge Oberlins seine Anerkennung zu zollen. Im März 1795 wurde der Gottesdienst wieder freigegeben. Doch mußte er noch im Sommer dieses Jahres sein Pfarrhaus gegen einen Haufen von Aufwieglern verteidigen, die dasselbe als Nationalgut mit Beschlag belegen und verkaufen wollten. Es gelang ihm auch dies Unheil abzuwenden. Oberlin hat in der Zeit dieser Revolutionsstürme durch seinen Mut nicht bloß seine Gemeinde durch schwere Gefahren hindurch zu retten gewußt, sondern auch zahlreichen Verbannten, die im Steinthal Zuflucht suchten, seinen Schutz angedeihen lassen.

Schon vor dem Ausbruch der Revolution war Oberlin von einem schweren Verlust betroffen worden, der ebenso wie jene in empfindlichster Weise seine reichgesegnete Thätigkeit aufs unmittelbarste berührte. Am 17. Januar 1783 wurde ihm seine treue Lebensgefährtin und unermüdliche Gehilfin bei allen seinen Unternehmungen durch einen plötzlichen Tod entrissen. 9 Kinder, von denen ihr zwei in die Ewigkeit vorangegangen waren, waren der überaus glücklichen Ehe entsprossen und die Mehrzahl derselben stand in einem Lebensalter, in welchem sie am wenigsten der mütterlichen Pflege entbehren konnten. Oberlin selbst aber empfand diesen Verlust als den schwersten Schlag, der ihn in seinem Leben betroffen hat. In allen seinen Unternehmungen zum Wohle der Gemeinde hatte sie ihm treulich zur Seite ge-

standen und ihr immer verständiger Rat war ihm unentbehrlich geworden. Um so mehr fühlte er sich nun vereinsamt, die treue Gehilfin fehlte ihm, wo er ging und stand. Glücklicherweise fand er zunächst für die Führung seines Haushaltes und für die Erziehung der mutterlosen Waisen, dann aber auch für seine weitverzweigte Thätigkeit in der Gemeinde des Steinthals einen Ersatz, durch den Beistand, den ihm seine getreue und selbstlose Dienstmagd Louise Scheppler seitdem geleistet hat. Sie wurde ihm die opferfreudigste Genossin und Gehilfin seiner Liebesthätigkeit, eine echte Gemeindediakonissin nach dem Vorbild einer Thaläa oder Phöbe, von denen die heilige Schrift uns Kunde giebt. Unermüdlich hat sie ihm bis zu seinem gottseligen Ende zur Seite gestanden, nicht bloß als Pflegerin seines eigenen hohen Alters, sondern auch als Teilnehmerin aller Sorgen für seine Gemeinde und auch nach seinem Tode hat sie in seinem Geiste und Sinne fortgewirkt.

Oberlin selbst hat es zu dem hohen Alter von 86 Jahren gebracht, als Patriarch von seiner Gemeinde geliebt und geehrt und auch in den weitesten Kreisen durch sein segensreiches Wirken allgemein geachtet und anerkannt. Schon bei seinen Lebzeiten sind ihm mancherlei Ehrenbezeugungen zu teil geworden. Wiederholt wurden ihm einträglichere Pfarrstellen angeboten, aber er blieb seinem Steinthale bis zum Tode getreu. Seine Verdienste um den Ackerbau wurden von der königl. landwirtschaftlichen Gesellschaft durch die Verleihung einer goldenen Medaille geehrt. König Ludwig XVIII. ernannte ihn im Jahre 1819 zum Ritter der Ehrenlegion. Wie hoch ihn selbst auswärtige Fürsten schätzten, beweist, was von Kaiser Alexander von Rußland berichtet wird. Als ein in russischen Diensten stehender Edelmann aus dem Elsaß während des Kriegszuges der gegen Frankreich verbündeten Heere den Kaiser um die Erlaubnis bat, den Vater Oberlin, dessen Zögling er gewesen, einen Besuch abstatten zu dürfen,

erwiderte dieser: „Herr Oberlin ist mir bekannt, ich achte ihn und beauftrage Sie, ihm zu sagen, daß ich ihn liebe und hochachte.“ Als dann nach seiner Rückkehr der Edelmann sich seinem Kaiser wieder vorstellte, und im Auftrage Oberlins ihm die Hand küssen wollte, lehnte der Kaiser dies mit den Worten ab: „Sie wissen, daß ich mir niemals von Jemandem die Hand küssen lasse und am wenigsten von einem würdigen Geistlichen,“ und dann umarmte er seinen Offizier dreimal nacheinander und sprach: „Das ist für Papa Oberlin.“ Sein Name und sein Ansehen erwirkten dem Steinthal in der Kriegszeit einen Freibrief, durch welchen es von Einquartierung verschont blieb. Fremde aus allen Ländern pilgerten in sein einsames Pfarrhaus, um den Wohlthäter kennen zu lernen, der sich um den sittlichen und wirtschaftlichen Aufschwung dieser vormaligen Wüste so große Verdienste erworben hatte.

Wie tüchtig und thatkräftig aber Oberlin auch die irdischen Dinge anzugreifen wußte, so haftete doch sein Sinn nicht an der Erde, sondern blieb unausgesetzt zum Himmel gerichtet und zwar so sehr, daß er mit seiner ihm vorangegangenen Gattin in persönlichem, unmittelbaren Verkehr zu stehen glaubte. Auf Grund des Wortes Christi: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ und einzelner Stellen der Offenbarung Johannes entwarf er eine große Wandkarte des Himmels, auf der er anschaulich darzustellen suchte, wie es mutmaßlich in der anderen Welt aussehen werde und die er in der Kirche aufhängen ließ. Auch eine von ihm verfaßte Schrift: „Zion und Jerusalem“ handelt von den Zuständen und Verhältnissen des Jenseits, wie er sie sich ausmalte. „Jerusalem du hochgebaute Stadt, wollt Gott ich wär in dir,“ das war und blieb die Sehnsucht seines Herzens bis ans Ende. Aber dabei hat er mit ungebrochener Willenskraft bis zuletzt sein irdisches Tagewerk ausgerichtet, bis am 1. Juni 1826 der treue Gottesknecht nach beinahe sechzig-

jähriger Amtsführung zur ewigen Ruhe eingehen durfte. Tief betrauert nicht bloß von seiner Gemeinde, sondern auch von allen Evangelischen des Elsaß, ja selbst von vielen katholischen Mitbürgern, mit denen er stets im besten Einvernehmen gestanden hatte, wurde er neben der Kirche von Fonday am 5. Juni feierlich zur Ruhe bestattet. Viele Thränen dankbarer Liebe sind an seinem Grabe vergossen worden, das mit einem einfachen Denkstein geschmückt worden ist, dessen Inschrift ihn als den „Vater des Steinthals“ bezeichnet. Sein Andenken aber lebt in der evangelischen Christenheit fort, als das eines Mannes, dessen Glaube sich durch reine aufopfernde Liebe bewährte und dessen vorbildliches Wirken weit über seinen unmittelbaren Wirkungskreis hinaus Tausenden zum Segen geworden ist.

Johann Daniel Falk.

In ähnlicher Weise wie Oberlin durch seine menschenfreundlichen Bestrebungen im Steinthal andere zur christlichen Liebesthätigkeit angeregt und veranlaßt hat, ist das Wirken des Mannes, dessen Bild wir dem Leser in dem vorliegenden Abschnitt vorführen, der Anfang und der Ausgangspunkt derjenigen Bethätigung der christlichen Liebe gewesen, die sich die Rettung der verwahrlosten, leiblich oder geistlich gefährdeten Jugend zur Aufgabe gemacht. Johannes Falk darf als der Vater und geistige Urheber der christlichen Rettungshäuser bezeichnet werden, die heute zu vielen Hunderten in Deutschland in Blüte stehen und in denen viele Tausende von sittlich verkommenen oder doch in ihrer Erziehung vernachlässigten Söhne und Töchter unseres Volkes vor gänzlicher Verwahrlosung bewahrt bleiben, ja zum größten Teil zu nützlichen und tüchtigen Männern und Frauen erzogen und herangebildet werden.

Johann Daniel Falk wurde am 28. Oktober 1768 zu Danzig geboren, wo sein Vater in bescheidenen, kleinbürgerlichen Verhältnissen als Perückenmacher lebte. Die Mutter stammte aus einer, zur reformierten Kirche sich bekennenden Familie, die aus Genf in Danzig eingewandert war. Nur auf ihre Veranlassung wurde der Knabe in der reformierten Kirche getauft. Im Elternhause herrschte eine ernste Frömmigkeit, in deren Geist der Knabe auferzogen wurde; alles weltliche Wesen war aus dem Hause verbannt; beide Eltern hielten fest an dem Glauben, in dem sie

selbst erzogen worden waren. Auch als der Knabe bereits zum Jüngling heran zu reifen begann, wurde er noch immer in der strengsten Zucht gehalten. Der Vater bestimmte ihn für sein Handwerk und nahm ihn schon mit zehn Jahren aus der Volksschule, die er bis dahin besucht hatte, um ihn in seiner Werkstatt für seinen künftigen Beruf heranzubilden. Aber schon früh regte sich in dem Knaben ein starker Drang zum Lesen und Studieren und er fühlte sich in dem Handwerk, das er erlernen sollte, gedrückt und unbefriedigt. In seinem Wissensdrange verwandte er jeden ersparten Pfennig, um sich aus einer Leihbibliothek Bücher zu verschaffen, die er heimlich, selbst bei dem kümmerlichen Schein einer Straßenlaterne, verschlang, da ihm im Vaterhause höchstens das Lesen geistlicher Bücher gestattet wurde. Der Zwang der häuslichen Erziehung und die Beschränktheit des aufgenötigten Berufes verleitete ihn sogar zu Fluchtversuchen. Das weite Meer, an dessen Ufer es ihn von Danzig aus hinzog, die Schiffe, die ein- und ausliefen, beschäftigten seine Einbildungskraft, und mächtig, wie ein Heimweh, erfaßte ihn der Zug in die Ferne und eine abenteuerliche Thatenlust hätte ihn beinahe verleitet, zur See zu gehen, um dort sein Glück zu versuchen. Zur rechten Stunde wurden in seinem Herzen die frommen Eindrücke des Vaterhauses lebendig und der Gedanke an seine Eltern hielt ihn zurück. Auch andere Gefahren traten an ihn heran. Ein leichtfertiger Geselle seines Vaters wollte ihn auf dem Christmarkt, auf den er ihn mit Erlaubnis des Vaters mitnahm, des Abends in einen öffentlichen übel berüchtigten Vergnügungsort verlocken. Aber Gott trat ihm sichtlich in den Weg. Als er mit dem Verführer an einer offenstehenden katholischen Kirche vorüberkam, drangen aus dem Innern des Gotteshauses die sanften Töne einer Kirchenmusik an sein Ohr. Er trat hinein und knieete still nieder, an das oft gehörte Wort der Eltern sich erinnernd: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht.“ Mächtig

ergriffen von dem Eindruck der Kirchenmusik und der feierlichen Stille des Gotteshauses ließ er den lockeren Gesellen allein an den Ort der sündlichen Lustbarkeit gehen. Auch eine leibliche Bewahrung, die er erfuhr, ließ ihn die schützende Hand seines Gottes erkennen. Als er am 2. Weihnachtstage 1785 mit seinem jüngeren Bruder aufs Eis gegangen war, um Schlittschuh zu laufen, geriet er in eine offene Stelle der Weichsel und war dem Ertrinken nahe. Als das Wasser über seinem Haupte zusammenschlug, war, wie er selbst erzählt, sein erster Gedanke: „So sollst du auf eine so klägliche Weise dein Leben einbüßen!“ Sein zweiter Gedanke war der an seine geliebte Eltern und an die Betrübnis, mit der sie sein Verlust erfüllen würde, sowie an den Bruder, der am Ende auch auf dem Eise verunglücken könne. Schon betete er in dem Gefühle unrettbar verloren zu sein: „Herr Jesu, dir leb' ich, dir sterb' ich, dein bin ich jetzt und in Ewigkeit,“ als er sich von der Hand des jüngeren Bruders erfaßt fühlte, der, ohne der eigenen Lebensgefahr und des warnenden Zurufes der Fischer zu achten, zu seiner Rettung herbeigeeilt war, und obwohl ihn das Eis blutig schnitt, nicht los ließ, bis auf sein lautes Geschrei die Fischer mit Haken und Stangen herbeieilten und den Retter, wie den Geretteten triefend aus dem Wasser zogen. Diese wunderbare Rettung befestigte ihn in der Überzeugung, daß er von Gott, „der sich so viel Mühe um ihn gebe,“ wohl noch zu etwas recht Gutem bestimmt sein möge. Darin bestärkte ihn noch das Wort seiner Tante Anna Martens, einer Herrenhuterin, die nach diesem Vorfall zu ihm sagte: „Johannes, Gott ist abermals mit dir gewesen, er wird dich nicht verlassen noch versäumen, wenn du ihn nicht verlässest. Denn ich weiß und bin dessen gewiß in meinem Geiste, daß dich der Herr zu seinem Dienste erkoren hat.“ Schon vor dieser Rettung war auch in seinem äußeren Leben eine Wendung eingetreten, durch die seine Sehnsucht nach einer höheren Bildung erfüllt

werden sollte. Auf Bitten seiner Verwandten und wohlmeinender Freunde hatte der Vater endlich eingewilligt, daß ihm von einem englischen Sprachlehrer, der sich des begabten Knaben annahm, Unterricht erteilt werden dürfe. Johannes machte sehr bald so erfreuliche Fortschritte und zeigte einen so brennenden Lerneifer, daß sein Sprachlehrer sich für ihn bei dem Hauptpastor der St. Petrikirche zu Danzig verwandte und diesen bewog, dem hoffnungsvollen, damals sechszehnjährigen Jüngling, den Besuch des akademischen Gymnasiums seiner Vaterstadt zu erwirken. Mit freudigem Eifer benutzte Falk die ihm dadurch gebotene Gelegenheit, etwas ordentliches zu lernen, und obwohl er bei seinem Eintritt ins Gymnasium noch nicht einmal die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache verstand, so brachte er es dennoch durch seinen beharrlichen Fleiß in wenigen Jahren so weit, daß er die besten Schriftsteller in beiden Sprachen lesen konnte. Die äußerlichen Hindernisse, die er auf dem Gymnasium zu überwinden hatte, waren gleichwohl nicht gering. Er hatte von Haus aus nicht einmal so viele Unterstützung, daß er sich die nötigen Bücher anschaffen konnte, und sah sich daher gezwungen, um diesen und anderen Bedürfnissen abzuhelfen, täglich 5—7 Stunden nebenher Unterricht zu erteilen und kleine Kinder buchstabieren und lesen zu lehren. So ging der Tag für seinen Privatfleiß verloren und er mußte die Nächte zu Hülfe nehmen, um die Klassiker zu lesen. Wandelte dann dem Jüngling der Schlaf an, so brauchte er künstliche Mittel, um ihn zu vertreiben, und setzte z. B. die Füße in kaltes Wasser, bis ihn heftigste Kongestionen nach dem Kopfe und Blutauswurf belehrten, wie gefahrvoll dieses Mittel für ihn sei.*) Durch seinen angestrengten Fleiß gelang es ihm in wenigen Jahren die Reife für das Universitätsstudium zu erlangen, für welches ihn der Rat von

*) Allgemeine deutsche Biographie VI. Bd. S. 549.

Danzig, wie sie es bisher schon gethan hatten, auch durch fernere Stipendien unterstützten. Vor seiner Abreise auf die Universität Halle, zu deren Besuch er sich entschlossen hatte, um dort Theologie zu studieren, wurde er feierlich vor den versammelten Bürgermeister und Rat auf das Stadthaus beschieden. Hier saßen im großen Saale die Männer und Greise in ihrer stattlichen Amtstracht und vor ihnen stand in edler Bescheidenheit, mit Thränen des Dankes in den Augen, Johannes Falk. Die Ratsherren reichten ihm die Hand und segneten ihn. Einer der Alten hielt die Hand des Jünglings in der seinigen und sprach die bedeutenden Worte: „Johannes! Du ziehest nun von dannen. Geh mit Gott! Unser Schuldner bleibst du! Denn wir haben deiner still uns angenommen und als ein armes Kind dich liebreich gepflegt. Zahlen mußt du diese Schuld. Wohin demnach Gott dich auch führen mag, und was auch deines Lebens künftige Bestimmung sei: nie vergiß, daß du ein armer Knabe warst. Wenn dereinst, über kurz oder lang, ein armes Kind an deine Thür klopft, so denke: wir sind's, die Toten, die alten grauen Bürgermeister und Ratsherren von Danzig, die anklopfen, und weise sie nicht von deiner Thüre." Der Theologie ist Falk nicht treu geblieben. Es mag dahin gestellt bleiben, ob ihn mehr der Gedanke an den engbegrenzten Beruf des geistlichen Amtes, der seinem vielseitigen und ins Weite schweifenden Geiste nicht zu entsprechen schien, oder die Meinung, daß er mehr zum Schriftsteller und Dichter berufen wäre, ihn bestimmt hat, das theologische Studium aufzugeben. Vielleicht war es auch bei ihm, wie bei anderen tiefer angelegten Geistern jener Zeit die seichte Oberflächlichkeit der damals in der Theologie herrschenden Aufklärung, was ihn dem geistlichen Berufe entfremdet hat; vielleicht waren es auch in ihm aufgestiegene Zweifel, die ihn an den Bekenntnissen der Kirche Anstoß nehmen ließen und seine Wahrhaftigkeit, die ihn bedenklich machte, später Glaubenslehren ver-

kündigen zu sollen, die ihm nicht innerlich fest standen. Gewiß ist, daß er sich in Halle am meisten von den Vorlesungen des berühmten Philologen Friedrich August Wolf angezogen fühlte und von der Sprachwissenschaft, welche ihm die Quellen der Dichtkunst erschloß und daß er nach Vollendung seiner Studien in Halle im schriftstellerischen Berufe seinen Unterhalt suchte. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, auf die Leistungen Falks als Schriftsteller näher einzugehen. Nur das sei hier bemerkt, daß durch sie der Dichter Wieland in Weimar auf ihn aufmerksam gemacht wurde, und daß dieser es wohl auch gewesen ist, der ihn bewogen hat, sich im Jahre 1798 als Privatgelehrter in Weimar niederzulassen Schon bevor dies geschah, hatte er sich mit Karoline Elisabeth Rosenfeld aus Halle vermählt und eine eigene Häuslichkeit gegründet. In Weimar lernte er noch Herder und Schiller in ihren letzten Jahren kennen; mit Wieland, namentlich aber mit Goethe, stand er im vertrauten, innigen Verkehr, ohne aber auch ihnen gegenüber seine volle Selbstständigkeit aufzugeben. In den Schriften, in Gedichten und Erzählungen, welche er in dieser Zeit veröffentlicht hat, tritt das fromme, religiöse Empfinden, das wir an dem Knaben und Jüngling kennen gelernt haben, völlig in den Hintergrund. Das unbewußte Kinderchristentum ist verschwunden, das bewußte des gereiften Mannes noch nicht vorhanden.*) Vielfach giebt sich in ihnen ein Widerwillen gegen die damaligen Zustände der menschlichen Gesellschaft und ein trotziges Selbstvertrauen kund. Allmählich schreitet er von der Verstimmung über die Welt zur Einkehr in sich selbst fort. Aber zum vollen christlichen Glauben ist er erst durch die Not, die mit der französischen Fremdherrschaft über Deutschland hereinbrach und durch die praktische Thätigkeit, zu der sie ihm Gelegenheit und Veranlassung bot, geführt

*) Baur, Geschichts- und Lebensbilder. II. Bd. S. 461.

worden. In einer Zeitschrift „Elysium und Tartarus“, die er im Jahre 1806 in Jena begründete und die er so lange herausgab, bis die freimütige Sprache, die er in ihr führte, noch vor der Schlacht bei Jena ein Verbot des Blattes zur Folge hatte, fordert er zur Kräftigung Deutschlands gegen den drohenden Feind eine Verbesserung der inneren Zustände. Man soll der neuen Zeit und den neuen Formen selbst herzhaft einen Schritt entgegenkommen, die Bevorzugung des Adels im Staat und namentlich im Kriegswesen beseitigen; er verlangt eine Volksbewaffnung und Volkserhebung, denn dadurch sei der Feind so übermächtig, daß bei ihm die Nation, nicht bloß ein stehendes Heer kämpfe. Wenn Krieg von Nation zu Nation mit Nachdruck geführt werden solle, so müsse die ganze Nation daran Teil nehmen können und wollen; können, durch Errichtung einer freien Landmiliz; wollen, durch freie Eröffnung der Bahn des Ruhmes und der Ehre oder durch Einführung eines freien und allgemeinen Beförderungssystems.

Wenige Tage vor der Jenaer Schlacht richtet er aus Anlaß der auf Napoleons Befehl erfolgten Hinrichtung des vaterländisch gesinnten Nürnberger Buchhändlers Palm die nachfolgenden Worte an seine nordisch-teutschen Mitbürger: „Ein Wort, und vielleicht eins der letzten Worte, meine lieben teutschen Mitbürger! Denn leider erleben wir jetzt Zeiten in Europa, wo das Wort für ein Schwert gilt und die Wahrheit des Sprüchwortes: wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen, nur noch vor kurzem eine neue und schreckbare Bestätigung erhielt. Aber tröstet euch: die Reformation und Luther haben schon vormals uns Nordteutschen bewiesen, daß dies Sprüchwort sich ebenso gut umkehren läßt und daß man folglich mit gleichem Recht sagen kann: wer das Schwert nimmt, der soll durchs Wort umkommen. Ja, es scheint beinahe, als ob diejenigen, welche jetzt so rasch und blutig mit dem Schwert gegen das Wort aus

der Scheide sind, so etwas befürchten. Wenn ich hier vom Worte spreche, so verstehe ich darunter nicht das Wort des ersten besten Politikers vom Kaffeehause, sondern das ernste, bedachtsame, heilige, zweck- und glutvolle Wort des deutschen Patrioten, das, von der Zeit abgefordert, aus der innigsten, tiefsten, glaubensfestesten Überzeugung einer bewegten Seele stammt und hervorquillt, mit einem Wort, Gottes Wort, Luthers Wort. O ihr edeln, teutschen, wenigen Männer, die ihr noch sprechen könnt und sprechen wollt, wo es frommt, wo ein Gott es gebietet vor den Thronen und im Volke, solltet ihr feige werden und erbleichen vor Furcht und schweigen und zagen wie Weiber, jetzt, da Gefahren, Tod und Gefängnis euch im Rücken und Antlitz bedrohen? Nein, um Heil und Glück eurer braven, edlen und großherzigen Nation, deren Wohlfahrt und Bildung jetzt, mehr als je, für Jahrhunderte, ja für Jahrtausende auf dem Spiele steht, müßt ihr die elenden Rücksichten eines kleinen, selbstischen, bürgerlichen Ichs vergessen lernen. So nur werden eure Worte, eure Thaten, eure Thränen, eure Kinder, eure Enkel, wie jene der Edeln Sempachs, ein heiliges und großes Vermächtnis für die späteste Nachwelt sein." Eine völlig neue Laufbahn unmittelbar praktischer Thätigkeit eröffnete sich ihm nach der Schlacht von Jena, nachdem die Franzosen sich Weimars und der umliegenden Länder bemächtigt hatten und in ihrer schonungslosen Weise das Land auszusaugen begonnen hatten. Auf Wielands Rat wurde er wohl vor allem wegen seiner Kenntnis der französischen Sprache zum Mitglied der französischen Kommission ernannt, welcher die Verteilung der Kriegskontributionen oblag und eines dolmetschenden Vermittlers bedurfte. Er benutzte diese Stellung mit ebenso viel Mut als Klugheit, um grausame Härten zu mildern und maßlosem Unfug entgegen zu treten. Durch seine Vermittelung zwischen der französischen Kommission und seinen Mitbürgern erwarb er sich um die letzteren große Verdienste. Das Landvolk

nannte ihn den „gütigen Rat“ und der Großherzog verlieh ihm später den Titel eines Legationsrates und den weimarischen Falkenorden und setzte ihm ein Jahresgehalt aus. Nachdem er in den Jahren der Knechtschaft von 1806 bis 1813 wieder zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit zurückgekehrt war, nahm er in der Zeit des Befreiungskrieges die nach der Schlacht von Jena ausgeübte Thätigkeit von neuem auf. Als die Franzosen vor und nach der Schlacht bei Leipzig sengend und brennend, raubend und plündernd im Lande hausten, trat er diesem Treiben furchtlos entgegen Er begab sich mitten ins Kriegsgetümmel, um seine Landsleute gegen die Gewaltthätigkeiten und Willkür der Feinde zu schützen. Unter eigener Lebensgefahr verschaffte er Vielen das Ihrige wieder und es gelang ihm mit Hülfe von zwei Kompagnien, die ihm auf seine dringenden Vorstellungen der französische General zur Verfügung stellte, unter dem aufgeregten und erbitterten Landvolk Ruhe und Ordnung herzustellen und es vor willkürlicher Ausplünderung zu schützen.

Als die Trümmer des bei Leipzig geschlagenen französischen Heeres auf ihrem Rückzug nach Westen die thüringischen Lande glücklich geräumt hatten, folgte der Kriegsfurie die verheerende Seuche auf dem Fuße. In Stadt und Land wurden Hunderte täglich vom Typhus dahingerafft. Überall sah man Leichenwagen, welche die Verstorbenen hinausfuhren. Falk selbst wurde furchtbar heimgesucht. Von seinen sechs Kindern wurden ihm in wenig Wochen vier, zwei Knaben und zwei schon erwachsene blühende Töchter durch die ansteckende Krankheit entrissen. Auch er selbst wurde aufs Krankenlager geworfen. Durch diese schweren Leiden, die mit der Not der Zeit zugleich persönlich über ihn hereingebrochen waren, wurde der fromme Glaube, der in seinem Herzen nie ganz erloschen war, wieder mit seiner ganzen Macht in ihm lebendig. Was in dem Knaben mit so innigem Gefühl gelebt hatte, sodann in dem Jüngling und Mann unter dem

Einfluß einer ungenügenden Weltansicht vor dem täuschenden Gefühl eigener sittlicher Kraft und Selbständigkeit, unter der Last eines selbstgewählten und nicht ohne Selbsttäuschung festgehaltenen Berufs, etwas in den Hintergrund getreten war, dem er sodann durch den Einfluß ernster deutscher Wissenschaft sich wieder genähert hatte — der Glaube an den lebendigen Gott, der in Christo die Welt heimgesucht und erlöset hat, kehrte nun wieder mit der Kraft der Demut und weltüberwindenden Liebe bei ihm ein und trieb ihn alle seine Kräfte und seine seltene praktische Begabung der Rettung des Volkes und ganz vorzugsweise der verwahrlosten Jugend zu widmen. Unglückliche kamen an seine Thüre und suchten bei „ihrem gütigen Rate" Beistand. Nun erinnerte sich Falk der alten Ratsherren in Danzig. Er gründete mit dem Stiftsprediger Horn in Weimar einen Verein, „die Gesellschaft der Freunde in der Not", und der wichtigste Teil der von hier ausgehenden Hilfe bestand in der Stiftung der ersten deutschen Rettungsanstalt, welche nun in den letzten dreizehn Jahren seines Lebens bis zu seinem Tode im Jahre 1826 den ausschließlichen Beruf seines Lebens bildete.*)

Ein wunderschönes Werk der christlichen Liebe ist auf diese Weise aus dem Elend der Zeit herausgewachsen. Als die erste und nächste Aufgabe faßte er die Unterbringung der verwaisten Kinder ins Auge, die durch den Krieg oder die Seuche ihre Eltern verloren hatten und die sich in Scharen verwahrlost, bettelnd, stehlend umhertrieben. Er dachte anfangs nicht an die Begründung einer geschlossenen Anstalt, sondern er war darauf bedacht, den verwaisten Kindern den Segen des Elternhauses zurückzugeben, indem er sie in guten Familien unterzubringen suchte. Mit der Zeit konnte er aber doch auch der Erziehung einer Anstalt nicht entbehren, um die Kinder, die durch ihn ein

*) Schmid, Pädagogische Encyklopädie. II. Bd. S. 329.

Unterkommen suchten, erst eine Zeit lang beobachten zu können. Seine eigene Wohnung reichte bald zur Aufnahme der ihm überwiesenen Zöglinge nicht mehr aus und er mußte auf die Erwerbung eines eigenen Anstaltshauses Bedacht nehmen, zumal der Besitzer des Hauses, in welchem er seine Rettungsarbeit bisher betrieben hatte, ihm plötzlich die Wohnung kündigte. Falk suchte hin und her und keine Herberge wollte sich für ihn und seine Kinderschar finden. Da faßte er den Entschluß, ein altes großes, im Luthergäßchen belegenes Haus, das ehemals den Grafen von Orlamünde gehört hatte, aber ganz verwittert und verfallen dastand, zu erwerben. Freilich fehlten ihm dazu alle Mittel; aber in getrostem Gottvertrauen ging er frisch ans Werk. Durch Druckschriften, die er allenthalben in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus verbreiten ließ und in denen er über seine Rettungsarbeit Kunde gab, gelang es ihm, viele Herzen und Hände zu Gaben der Liebe zu öffnen, während er von seinem eigenen spärlichen Vermögen mehr als 3000 Thlr. hergab. Das alte Haus wurde abgerissen und im Jahre 1823 zu einem neuen der Grundstein gelegt. „Kein Feuer zerstöre dich! Kein Wasser verheere dich! Haus Weimar mehre dich! Und das Vaterland ehre dich!" — das war der Segenswunsch, den Falk, mit seinem Siegel gesiegelt, in den Grundstein legte. Das neue Haus erhob sich nach der Regel: „es soll hier im Luthergäßchen ein Haus erbaut werden, wo jeder Ziegel am Dach, jedes Schloß an der Thür, jeder Stuhl und Tisch in der Stube von Falkschen Söhnen und deren Fleiß herrührt." Falks Segen über das Haus lautete: „So lange dies Haus arme Kinder in seine Mauern aufnehmen wird, wird der Segen Gottes mit ihm und seinen Bewohnern sein; von dem Augenblicke an aber, wo es armen Kindern Thür und Thor unbarmherzig verschließen wird, soll aller Segen von ihm weichen." Als das Haus vollendet war, erhielt es auf schwarzer Marmortafel die

Inschrift: „Nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig erbauten die Freunde in der Not durch 200 gerettete Knaben dieses Haus dem Herrn zu einem ewigen Dankaltar.“ Als das Haus in seinen Mauern feststand, ging es mit neuem Mut an den inneren Ausbau der jugendlichen Genossenschaft. In größerer Zahl als früher konnte Falk nun die Zöglinge in seiner Nähe behalten und viel eingreifender ward die Sorge, die er um ihr Seelenheil und um ihr Wachsen in der Erkenntnis trug. Er hat viel Freude an seinen Zöglingen erlebt; mancher brave Handwerksmeister, mancher tüchtige Schullehrer, mancher fromme Pfarrer hat ihm die Liebe gedankt, die sie aus der Armut und der Verlassenheit hervorgezogen und zu tüchtigen Männern herangebildet hat.*) Im Jahre 1829 ist das Haus im Luthergäßchen dann in eine öffentliche Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder verwandelt worden, die noch heute den Namen „Falksches Institut“ führt. Ein frischer, fröhlicher Geist herrschte in dem Hause. Alles engherzige, ängstlich pietistisches Wesen wurde fern gehalten, daher auch ebenso die einseitige Anwendung von religiösen Erziehungsmitteln und jedes Übermaß von Religionsübungen. Durch die sittlich erziehende Macht der Liebe suchte Falk vor Allem auf Herz und Gemüt der seiner Pflege anvertrauten Zöglinge zu wirken. Mit der Gewöhnung zur Arbeit gingen fröhliche Spiele Hand in Hand. Falk lehrte seine Kinder nicht bloß religiöse Lieder singen, wie die von ihm selbst gedichteten, jetzt viel gesungenen Lieder zur feiernden Begrüßung der hohen Feste des Kirchenjahres: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“, „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit“ u. s. w., sondern auch Volkslieder und weltliche Gesänge waren bei der Arbeit wie beim Spielen nicht ausgeschlossen. In den Lehrstunden wurde jeder trockene bloß lehrhafte Unterricht vermieden; immer wurde die lebendige An-

*) Baur, Geschichts- u. Lebensbilder. II. Bd, S. 476.

schauung aus dem unmittelbaren Leben zu Hilfe genommen. Gern und oft führte er die Schar seiner Kinder hinaus in die Thüringer Berge, damit sie auch die heilige Schrift der Sterne am Himmel und der Blumen auf dem Felde lesen und die Stimme Gottes im Wehen des Windes und Rauschen des Waldes verstehen lernten.

Der Neubau wurde zum größten Teil durch die Zöglinge des Hauses selbst unter Leitung eines alten Zimmermanns und eines verständigen Maurers ausgeführt. Halberwachsene Knaben leisteten Dienste, die man sonst nur von Männern zu erwarten berechtigt ist. Falk hatte dabei zugleich eine erziehliche Absicht im Auge und er durfte in der ungewöhnlichen Leistung seiner Zöglinge mit Recht eine Frucht seiner eigenen Arbeit sehen. Er lieferte dadurch, wie er in einem über den Hausbau erstatteten Berichte sich selbst ausdrückt, den Beweis, daß eine größtenteils dem Vagabundenleben verfallene Jugend, die weit eher den Fall der Städte herbeiführen, als sie im Flor zu erhalten, bestimmt schien, zu nutzbringender, wohlthätiger Arbeit angeleitet werde und sich durch Anlegung einer Bauschule gleichsam auf die Erbauung eines Dorfes, einer Stadt, einer Kolonie in reiferen Jahren anschicke und vorbereite.

Durch die Heranbildung von Gehilfen in seiner Rettungsarbeit, die er in seiner Anstalt ausbildete und persönlich anleitete, hat er zu der später von Wichern ins Leben gerufenen Brüderanstalt die erste Anregung gegeben. Ebenso hat Falk die Einführung der Sonntagsschulen oder Kindergottesdienste bereits angebahnt und in allen diesen Beziehungen die ihm von Gott verliehenen Gaben in den Dienst der Volkserziehung gestellt.

Die leiblichen und geistigen Anstrengungen, die mit seiner aufreibenden Arbeit in den Kriegsjahren verbunden gewesen waren, und die er sich auch nach der Wiederkehr des Friedens bei seinem weit verzweigten Rettungswerke in rastloser, mühevoller Arbeit

zugemutet hatte, waren nicht ohne nachteiligen Einfluß auf seine Gesundheit geblieben. Dazu kamen neue schmerzliche Verluste in seinem Hause, die ihn aufs tiefste niederbeugten. Im März 1819 mußte er auch noch einen hoffnungsvollen neunzehnjährigen Sohn Eduard, der eben im Begriffe stand, die Universität zu beziehen, dahingeben und zwei Jahre darauf wurde den hartgeprüften Eltern eine sechszehnjährige Tochter Angelika nach kurzer Krankheit entrissen. Die tiefbetrübten Eltern haben sich durch solche Erfahrungen freilich in ihrer Rettungs- und Liebesarbeit nicht ermüden lassen. Im Gegenteil, sie sind ihnen nur ein immer neuer Antrieb geworden, die Liebe, die sie den eigenen Kindern nicht mehr anthun konnten, der ihnen anvertrauten fremden Jugend zu erweisen. Als sie vom Schmerz wie vernichtet bei der Leiche des geliebten Sohnes saßen, da klopfte es leise an die Thür und die arme Mutter ruft aus: „O daß du mir nur einmal noch erschienst, daß du nur noch einmal in diese Thür trätest, mein Eduard, nur noch einmal!" Aber statt des schmerzlich vermißten Sohnes tritt ein vierzehnjähriger armer Knabe herein und bittet mit Thränen in den Augen und von Schluchzen unterbrochen: „Sie haben sich so vieler armer Kinder aus unseren Gegenden erbarmt! Erbarmen Sie sich nun meiner auch! Seit meinem siebenten Jahre habe ich nun keinen Vater und keine Mutter mehr!" Da verdeckte die arme Mutter, die noch immer zu den Füßen ihres erblaßten Sohnes dalag und keinen anderen Trost wußte, als den, selbst zu erblassen, plötzlich mit beiden Händen ihr Gesicht. Dann erhub sie sich von der Erde, richtete ihr ausgeweintes Auge gen Himmel und seufzte: „O mein Gott, so schickst du uns die fremden Kinder, die wir so gerne aufnehmen, unablässig in unser Haus und die eigenen nimmst du uns." Der Knabe ward aufgenommen.*)

*) Baur, Geschichts- und Lebensbilder. S. 474.

Auch nach dem abermaligen Verluste, von dem Falk und seine Gattin durch den Tod der geliebten Tochter betroffen wurden, verloren sie die still ergebene Fassung nicht, mit der sie schon längst gelernt hatten, zu sprechen: „Dein Wille geschehe," den besten Trost in der Fortsetzung ihrer Liebesarbeit suchend und findend. Aber durch alles das wurde doch Falks Kraft vor der Zeit gebrochen, und er war noch nicht 57 Jahre alt, als er im September 1825 von einer furchtbaren Krankheit, die er selbst in einem vom Krankenlager aus geschriebenen Briefe als „Sciatika" bezeichnet, überfallen wurde. Es war eine brandige, mit völliger Blutzersetzung verbundene Krankheit, die den ganzen Leib in allmähliche Fäulnis übergehen ließ. In einem monatelang dauernden, ununterbrochenen Sterben siechte er allmählich dahin, ohne doch die Geduld zu verlieren. Er konnte nicht stehen, nicht gehen, nicht sitzen, sich nicht regen noch bewegen, in der Nacht kein Fleckchen zum Schlafen finden, aller Appetit war ihm vergangen und bei der geringsten Wendung des Körpers war es ihm, als würde er von tausend Messerstichen gepeinigt. In diesem schrecklichen Zustande mußte er sich bei völliger Klarheit des Geistes bis zum Februar 1826 quälen. Trotzdem blieb er bis zuletzt mit der Fürsorge für seine Anstalt beschäftigt; er ließ die Zöglinge an sein Bett kommen, diktierte Briefe und schriftstellerische Arbeiten, zuletzt auch noch sein Testament, in welchem er auch die von ihm selbst verfaßte Grabschrift aufzeichnen ließ. Als seine Tochter, von der er sich das Testament noch einmal vorlesen ließ, bei den Worten der Grabschrift in lautes Weinen ausbrach und nicht weiter lesen konnte, rief er ihr ermunternd zu: „Weiter meine Tochter, sei mein Heldenmädchen." Endlich am 14. Februar 1826 schlug die Stunde der Erlösung. Von einem heftigen Brustkrampf befallen, rief er mit Claudius: „Ach gieb mir nur ein wenig Luft, du hast der Luft so viel." Dann hörte man nur noch abgerissen die Worte: „Gott — volksfaßlich — Glaube

— kurz — Christus — Punktum —" Der Kampf war zu Ende; der treue Knecht war eingegangen zu des Herrn Freude. An der Friedhofsmauer desselben Gottesackers, auf welchem in der Fürstengruft neben den Fürsten des Hauses Sachsen-Weimar die großen Dichterfürsten Schiller und Goethe ruhen, ist Johannes Falk unter grünen Linden, wie er es selbst bestimmt hatte, bestattet worden. Ein einfacher Stein bezeichnet seine Ruhestätte, auf welchem die von ihm selbst verfaßte Grabschrift zu lesen ist:

„Unter diesen grünen Linden
Ist, durch Christus frei von Sünden,
Herr Johannes Falk zu finden.
An der Ostsee fernem Strande
Ließ er Eltern und Verwandte,
Da ihn Gott zur Ilme sandte.
Kinder, die aus fremden Städten
Diesen stillen Ort betreten,
Sollen also für ihn beten:
„Ewger Vater, dir befehle
Ich des Vaters arme Seele
Hier in dunkler Grabeshöhle!
Weil er Kinder aufgenommen,
Laß ihn ja mit allen Frommen
Als dein Kind auch zu dir kommen."

Johann Hinrich Wichern.

Wenn Oberlin und Johannes Falk, deren Lebensbilder wir in den vorangehenden Abschnitten gezeichnet haben, die Bahnbrecher und Vorläufer der inneren Mission genannt werden dürfen, so kann Wichern mit vollem Rechte als deren Vater bezeichnet werden. Die christliche Liebesthätigkeit, die Oberlin in seinem Steinthal in einem eng begrenzten Kreise ausgeübt hat, sie ist durch Wichern über ganz Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus ausgedehnt und durch ein Organisationstalent ohne gleichen zu einheitlichem Zusammenwirken aller Kräfte zusammengefaßt worden.

Johann Hinrich Wichern ist am 21. April 1808 zu Hamburg in einer Zeit geboren, in welcher der Druck der französischen Fremdherrschaft, wie auf Deutschland überhaupt, so auf der alten Hansastadt Hamburg ganz besonders schwer lastete. Die damalige Not der Zeit hat auch auf Wicherns Kindheit ihre dunklen Schatten geworfen und er hat das Wort der Schrift: „Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch tragen lerne in seiner Jugend" reichlich an sich erfahren müssen. Sein Vater, der aus einer hannoverschen Landgemeinde stammte, war erst Schreiber, dann Teilhaber in dem Geschäfte eines Notars und Schiffsregistrators und zugleich öffentlicher vereidigter Übersetzer. Die Fähigkeit zu diesem Berufe hatte er sich durch die Erlernung von sieben neueren Sprachen auf dem Wege des Selbstunterrichtes erworben. Aber seitdem Hamburg von französ-

sischen Truppen besetzt und vom Jahre 1810 an dem französischen Kaiserreich einverleibt worden war, lagen Handel und Verkehr in der ehemals blühenden Handelsstadt darnieder und auch im Wichernschen Hause kehrten Not und Armut ein. Umsomehr als nach unserem Johann Hinrich, der der älteste Sohn seiner Eltern war, im Laufe der Jahre noch sechs Geschwister geboren wurden. Der Druck der Fremdherrschaft erreichte seinen höchsten Grad, als der französische Marschall Davoust nach der Schlacht von Leipzig den berüchtigten Befehl erließ, daß Alle, die sich nicht auf sechs Monate mit Lebensmitteln versehen könnten, die Stadt zu verlassen hätten. Infolge dieses Befehls mußten auch Wicherns Eltern zum Wanderstabe greifen und ins Elend hinausziehen. Sie fanden eine Unterkunft in Buxtehude, von wo sie jedoch schon im Mai 1814 wieder nach Hamburg zurückkehren konnten, als mit dem völligen Sturze Napoleons auch die Franzosenherrschaft in Hamburg ihr Ende erreicht hatte. Inzwischen war Johann Hinrich in das schulpflichtige Alter eingetreten. Nachdem er zuerst eine Zeit lang die Jakobikirchschule seiner Vaterstadt besucht hatte, erhielt er in der „Gelehrten Schule des Johanneums“ seine weitere wissenschaftliche Ausbildung. Aber diese war noch nicht vollendet und Johann Hinrich eben erst in die Prima der Anstalt eingetreten, als ihm der Vater und der ganzen Familie der Versorger durch einen plötzlichen Tod entrissen wurde. Damit fiel ihm als dem ältesten Sohne die Aufgabe zu, neben seinem eigenen Unterhalt auch für den der jüngeren Geschwister und der in großer Bedrängnis zurückgebliebenen Mutter Sorge zu tragen. Er nahm in den schulfreien Stunden jede Gelegenheit wahr, um durch Erteilung von Privatunterricht dieser Aufgabe zu genügen. Da hat er oft bis Nachts zwei Uhr aufgesessen, um seine Schularbeiten, für die ihm am Tage keine Zeit blieb, zu erledigen. Das ihm gemachte Anerbieten, eine Lehrerstelle an einer Privatschule zu

Pöseldorf bei Hamburg zu übernehmen, veranlaßte ihn, um des besseren Erwerbs willen, der ihm dadurch geboten wurde, das Johanneum noch vor dem Abschluß der Schullaufbahn zu verlassen. Es war eine fast übergroße Arbeitslast, die ihm in Pöseldorf zugemutet wurde. Zu seiner eigenen Fortbildung und Vorbereitung für das theologische Studium, welches das Ziel seiner Sehnsucht war, blieb ihm keine Stunde Zeit und er war in Gefahr, dieses Ziel, wenn er länger in dieser angestrengten Thätigkeit blieb, ganz aus dem Auge zu verlieren. Daher zog er es nach einiger Zeit vor, wieder nach Hamburg zurückzukehren, um durch den Besuch des mit dem Johanneum verbundenen akademischen Gymnasiums, das eine Mittelstellung zwischen der Universität und dem Johanneum einnahm, seine Kenntnisse zu vervollständigen und seine Vorbereitung für den Besuch der Universität zu vollenden. Freilich ging es dabei auch wieder nicht ohne viele und schwere Sorge ab, und die Möglichkeit des Universitätsstudiums wurde ernstlich in Frage gestellt, als er auf seine Bewerbung um ein Stipendium seiner Vaterstadt einen abschlägigen Bescheid erhielt. Der unter dem Einfluß eines frommen Vaterhauses aufgewachsene junge Mann, der sich mit Vorliebe zu den wenigen im festen Bibelglauben stehenden Geistlichen Hamburgs hingezogen fühlte und in den christlichen Kreisen seiner Vaterstadt verkehrte, stand im Rufe einer mystischen Richtung, welche der Hamburger Senat zu fördern nicht für gut hielt. Für diese schmerzliche Enttäuschung wurde er durch treue Freunde entschädigt, die sich seiner liebevoll annahmen. Zu diesen gehörte neben der Familie Hudtwalcker insbesondere die durch ihre Teilnahme für alle Bestrebungen des Reiches Gottes weithin über Hamburg hinaus bekannt gewordene Amalie Sieveking. Die Unterstützung dieser Freunde ermöglichte es ihm im Jahre 1828, als er selbst das zwanzigste Jahr vollendet hatte, die Universität Göttingen zu beziehen. „Nicht leicht —“ so hat er

sich selbst später über die Vorsätze, mit denen er nach Göttingen gegangen ist, ausgesprochen, „konnte ein Student mit größerem Verlangen nach christlichem Wissen zur Universität gehen, als ich damals, und zwar ging ich mit dem bestimmten Bewußtsein, zum künftigen Dienst am Reiche Gottes innerhalb der vaterländischen Kirche mich rüsten zu sollen.“ In Göttingen hat Wichern insbesondere in den Vorlesungen des Professors Lücke Anregung und Förderung gefunden. Diesem Lehrer hat er es zu verdanken gehabt, daß er zeitlebens im stande gewesen ist, frommen, einfältigen Christenglauben mit ernster theologischer Wissenschaft in Einklang zu bringen und daß es ihm gewiß geworden ist, wie man mit dieser nicht zu brechen braucht, wenn man es mit jenem halten will. Von Göttingen begab sich Wichern nach Berlin, um seine Studien zu vollenden. Hier fühlte er sich außer von Schleiermacher besonders von Neander angezogen. Zeitlebens hat er in dem ersteren den Erneuerer der deutschen Theologie verehrt, auch als es in manchen strenggläubigen Kreisen Sitte geworden war, einen Schleiermacher nur noch zu den Halbgläubigen zu rechnen. In nähere persönliche Beziehung aber ist er in Berlin zu Neander getreten, von dessen Herzensfrömmigkeit er sich ganz besonders angezogen fühlte, und durch dessen Vorlesungen in der Kirchengeschichte er den Wert christlicher Persönlichkeiten, auch bei abweichender theologischer Richtung, schätzen gelernt hat. Durch Neander wurde Wichern auch mit dem Baron von Kottwitz bekannt, dessen Haus damals in Berlin der Mittelpunkt einer weitreichenden Gemeinschaft von Männern und Frauen jeden Alters und Standes war, die von dem in Deutschland neuerwachten Glaubensleben innerlich erfaßt waren. Der Umgang mit ihm und der Verkehr in seinem Hause ist für Wicherns weitere Entwickelung von bleibendem Einfluß gewesen. Obwohl er noch keine theologische Prüfung abgelegt hatte, bot sich ihm schon in Berlin wiederholte Gelegenheit, aushilfsweise

die Kanzel zu besteigen, namentlich wurde er von einem Geistlichen in Spandau öfters aufgefordert, ihn zu vertreten. Das Predigen machte ihm selbst Freude, und er schrieb darüber an seine Mutter:*) „Ich erfahre es, wie förderlich mir das Predigen ist für meine Erkenntnis, wie für meinen Wandel: der Sinn und der Ernst des Evangeliums tritt mir näher und greift mir tiefer ins Herz, wenn ich es selber vor der Gemeinde bekenne. Und ich hoffe mit meines Gottes Hilfe, wie im Erkennen, so im freien Bekennen fortzuschreiten, und wenn es mir einst vergönnt sein wird, in der Vaterstadt das Wort Christi zu verkündigen, kein Neuling mehr, sondern gerüstet zu sein." Nach Vollendung seiner Universitätsstudien nach Hamburg zurückgekehrt, rüstete er sich zunächst zur Ablegung seiner theologischen Prüfung vor der kirchlichen Behörde seiner Vaterstadt, die er mit dem Prädikate „gut" bestand. Bezeichnend ebenso für seine strenge Gewissenhaftigkeit, wie für die weitherzige Stellung, die er zu den kirchlichen Bekenntnisschriften einnahm, ist eine Erklärung, die er abgab, bevor er nach bestandener Prüfung sich durch Unterschrift auf diese Bekenntnisschriften verpflichten ließ. „Wenn meine Unterschrift," so hieß es in dieser Erklärung, „bezeugen soll, daß ich in allen wesentlichen Stücken mit meinem Glauben ganz und voll auf dem Grunde der heiligen Schrift, der ökumenischen und der Bekenntnisse der Reformatoren stehe, und daß ich in ihrem Geiste predigen und lehren und was ich predige und lehre mit Gottes Hilfe durch meinen Wandel bestätigen will, — ist das der Sinn meiner Unterschrift, dann kann ich sie mit gutem Gewissen geben. Wenn ihr Sinn aber wäre, daß ich durch sie an jeden Buchstaben der Bekenntnisschriften gebunden sein soll, dann könnte und würde ich sie nicht geben." Damit war ihm nun der Eintritt in ein Pfarramt seiner Vaterstadt

*) Herzog, Realencyklopädie. Bd. 17. S. 42.

eröffnet. Aber zunächst übernahm er Unterrichtsstunden in der Religion und in anderen Lehrgegenständen an einer Mädchen-Armenschule. Daneben fand er bald Gelegenheit zu einer unmittelbar kirchlichen Thätigkeit, durch die an ihn herantretende Aufforderung, die Leitung der in Hamburg damals schon bestehenden Sonntagsschulen mit Gruppeneinrichtung zu übernehmen. Die Hamburger Sonntagsschulen entsprachen nicht ganz den heutzutage in ganz Deutschland allerwärts eingerichteten Kindergottesdiensten. Sie waren vielmehr den in England zuerst durch Robert Reikes eingerichteten Sonntagsschulen nachgebildet und sollten zugleich ein Ersatz der Wochenschule sein für solche Kinder, die eines regelmäßigen Unterrichtes entbehrten. Der bisherige Leiter dieser Schulen, die in Hamburg zuerst im Kirchspiel von St. Georgen eingeführt worden waren, mußte seine Stelle aufgeben, weil er zu den Baptisten übergetreten war. Da wurde die Aufmerksamkeit der Männer, die dieses Werk begonnen hatten, auf den Kandidaten Wichern hingelenkt. Er hatte gerade in dem Hamburger Gefängnis, dem s. g. Spinnhaus, eine Predigt übernommen und die Sonntagsschullehrer begaben sich dorthin, um ihn zu hören. Er predigte über den Schriftabschnitt Joh. 10 v. 1—11 (vom guten Hirten) und über das Thema: „Welche sind es, die zu der wahren Gemeinde des Herrn gehören?“ Mit warmer Begeisterung sprach er über den allen Christen obliegenden Hirtendienst, und die Männer, die ihn zu hören gekommen waren, gewannen die Überzeugung, daß sie in ihm den rechten Mann gefunden hatten. Wichern seinerseits übernahm mit Freuden das ihm angetragene Amt und griff alsbald mit fester Hand bessernd und ordnend in die noch in ihren Anfängen stehende Einrichtung ein. Sehr bald überzeugte er sich von der Notwendigkeit und dem reichen Segen dieser Liebesthätigkeit an Kindern, um die sich bis dahin Niemand gekümmert hatte. Um auch in weiteren Kreisen für diese Sache Teilnahme zu wecken,

wurde auf Wicherns Veranlassung ein Jahresfest der Sonntagsschulen veranstaltet, das im großen Fest- und Tanzsaal des Schneider-Amtshauses abgehalten wurde. Wichern hatte in der Versammlung, zu der sich eine zahlreiche Zuhörerschaft einfand, die Hauptansprache übernommen. Er sprach nach dem Zeugnis von Ohrenzeugen mit hinreißender Gewalt und vieler Herzen wurden durch ihn für die Sache der Sonntagsschulen gewonnen, auch eine ganze Anzahl von Mitarbeitern für die Sonntagsschulen angeworben. Wichern selbst hat noch in späteren Jahren in der Erinnerung an diese Feier geäußert, wie er zum ersten Male in seinem Leben beim Reden das volle Bewußtsein gehabt habe, daß Gott mit ihm gewesen sei und ihm im außerordentlichen Maße die volle Kraft zu reden verliehen habe.

Im Zusammenhange mit der Arbeit an der Sonntagsschule stand der auf Wicherns Anregung in Hamburg gebildete Besuchsverein, in welchem sich christliche Männer verschiedenen Alters und Standes verbanden, arme Familien persönlich aufzusuchen und ihnen geistliche und leibliche Handreichung zu bieten. Durch die Thätigkeit in diesem Verein, dessen Seele Wichern bald wurde, gewann er tiefe Einblicke in die Not und das sittliche Elend der armen Familien der Großstadt. Mit gleichgesinnten Männern suchte er die Armen und Kranken in den Arbeiterwohnungen Hamburgs auf und eine ganze Welt des Elendes, die noch keine heilende Hand berührt hatte, wurde dadurch gewissermaßen erst neu entdeckt. Insbesondere ging den Mitgliedern des Besuchsvereines die sittliche Not der Kinder zu Herzen. In Wichern wurde die Überzeugung lebendig, daß ihnen nur geholfen werden könne, wenn sie aus dem Sumpfboden, in dem sie zu Grunde gingen, herausgehoben und in die gesunde Luft eines christlichen Familienlebens verpflanzt würden. Der Gedanke einer christlichen Erziehungsanstalt, eines Rettungshauses entstand, — wie er bereits im Württembergischen Kornthal, in

Düsselthal durch den Grafen von der Recke, in Weimar durch Johannes Falk, den Freund Goethes, zur Wirklichkeit geworden war. Wenn zur Begründung einer solchen Anstalt die Möglichkeit gewonnen wurde, — wer anders, das war dem Freundeskreise unzweifelhaft, konnte sie übernehmen, als Wichern.*) In einer am 8. Oktober 1832 gehaltenen Versammlung des Besuchsvereins kam dieser Gedanke zuerst zum bestimmten Ausdruck und ohne besondere Verabredung war es dem Freundeskreise von vornherein gewiß, daß niemand anderes als Wichern der Leiter einer solchen Anstalt sein könne. Noch fehlte es zwar an allen Mitteln zur Begründung einer Anstalt, wie sie Wichern vorschwebte, aber dennoch beschäftigte er sich von diesem Augenblicke an aufs eingehendste mit dieser Sache; bis ins einzelste wurde der Plan für die Einrichtung und Gliederung der Anstalt von ihm durchdacht und schon in einer nächsten, einen Monat später gehaltenen Sitzung beschlossen die Freunde, mit dem Gedanken, der ihr Herz bewegte, in die Öffentlichkeit hinaus zu treten und zum ersten Male den Namen „Rettungshaus" öffentlich auszusprechen. Manche Schwierigkeiten waren vor der Ausführung noch zu überwinden. Zwar schenkte der im Wohlthun unermüdliche Syndikus Carl Sieveking, den Kandidat Wichern ins Vertrauen gezogen hatte, für das geplante „Rettungshaus" ein an der Wandsbeckerstraße gelegenes Grundstück, aber dasselbe erwies sich als ungeeignet, denn kein Haus war in der Nähe, das man hätte mieten können und zum Neubau eines Hauses fehlte es vorläufig an Geld. Schon wollte den Unternehmern der Mut sinken. Da machte Sieveking Wichern die Mitteilung, daß ein in der Ortschaft Horn bei Hamburg belegenes Haus, das ihm gehöre und von ihm auf längere Zeit vermietet worden sei, ihm ganz unerwartet von den Mietern gekündigt worden sei. Dieses

*) F. Oldenberg, im Daheim. Jahrgang 1881. S. 573.

Haus, eigentlich nur eine mit Stroh gedeckte Bauern-Hütte, würde sich mit dem dazu gehörigen Grundstück vortrefflich zu dem in Rede stehenden Zwecke eignen und er sei bereit, es für die Begründung des Rettungshauses zur Verfügung zu stellen. Sofort begab sich Wichern an Ort und Stelle, um das Haus, das im Volksmunde nach einem früheren Besitzer „Rugeshaus" genannt wurde und, weil ruge das plattdeutsche Wort für „rauh" ist, wohl auch das „Rauhe Haus" hieß, in Augenschein zu nehmen. Er fand Haus und Umgebung in jeder Beziehung geeignet, und so war ohne jedes Zuthun der zukünftige Name der Anstalt, noch ehe sie ins Leben trat, gefunden. Es machte sich von selbst, daß auch für sie der Name das „Rauhe Haus" gewählt wurde; aber mit einer „rauhen" Behandlung der in ihm zu erziehenden mißratenen Kindern, wie man mißverständlich später wohl hin und wieder gemeint hat, hat derselbe nichts zu thun. Damit war der Anfang zu der großartigen Stiftung gemacht, die von nun an Wicherns eigentlichstes Lebenswerk werden sollte, und mit der sein Name für alle Zeiten aufs innigste verknüpft bleibt.

Am 1. November 1833 konnte Wichern in aller Stille mit seiner Mutter in das zum Rettungshaus bestimmte „Rauhe Haus" einziehen, nachdem ein Verwaltungsrat gebildet und in einer öffentlichen Versammlung von Wichern zur Teilnahme für das in Angriff genommene Werk aufgefordert worden war. Schon in wenigen Wochen waren über 6000 Mark für das mit so unscheinbarem Anfang begonnene Werk eingegangen. Am 8. November wurden die ersten drei Knaben aufgenommen, deren Zahl sich bald auf zwölf erhöhte und dann im Laufe der Jahre stetig wuchs. Auch bei diesem Anwachsen hielt Wichern an dem ursprünglichen Gedanken fest, die in der Anstalt aufgenommenen verwahrlosten Kinder dadurch dem Familienleben zurückzugeben, daß sie in geringer Anzahl miteinander wohnend unter der

Aufsicht eines eigenen verheirateten Hausvaters erzogen werden sollten. Keine große Kaserne sollte aufwachsen, in der jedes Kind nur eine Ziffer geblieben wäre, sondern im Laufe der Jahre entstand um das erste alte Haus her ein Kranz von Familienhäusern, in deren jedem ein jedes Kind unter dem Auge der Liebe, unter den Ordnungen christlicher Zucht, als freie Persönlichkeit sich entfalten und ein Kind Gottes werden konnte.*) Zu den Familienhäusern für Knaben gesellten sich auch solche für Mädchen, die aber später vom „Rauhen Hause" räumlich völlig getrennt, und in den am Ufer der Bille gelegenen „Kastanienhof" verlegt worden sind.

Ein bedeutsames Ereignis für die schnell anwachsende Anstalt war es, als im Jahre 1835 der Grundstein zu einem Hause gelegt wurde, das außer einer Wohnung für den Leiter der Anstalt einen geräumigen Betsaal enthalten sollte. Die Worte, die Wichern bei der Feier der Grundsteinlegung dieses Hauses, zu der Hunderte von Freunden erschienen waren, gesprochen hat, sind bezeichnend für den Geist, in welchem die durch ihn ins Leben gerufene Anstalt von ihm geleitet worden ist. „Das ist," so sprach er es bei diesem Anlaß aus, „das stete Bekenntnis unseres „Rauhen Hauses" gewesen und soll es auch ferner verbleiben, daß wir bauen auf einen ewigen, unveränderlichen Grund des Lebens, auf den unerschütterlichen Fels der Christenhoffnung, auf ein unsichtbares Kapital, das für das ewige Leben wuchert, auf den Eckstein, den kein anderes Gut ersetzen kann und der auch hier schon längst gelegt ist, auf Jesum Christum, der Menschen Heiland und Retter. Und das erfüllt uns Hausgenossen mit besonderer Freude, daß wir in diesem Hause zugleich eine Stätte finden werden, wo dieses Herren Wort uns trösten und erleichtern soll. Dies Wort wird nicht bloß dann, wenn

*) Oldenberg, Daheim. 17. Jahrg. S. 574.

das Morgen- und Abendgeläute mit friedlichem Klange uns hier versammelt, sondern alle Stunden und Tage uns dienen, das vergängliche, hinfällige Leben mit einem heiligen ewigen Reich zu unterbauen. (Dies Wort, das uns dient, wird, gleichwie die Wolken die Sonne durchbricht, also auch als das himmlische Licht die irdische Nichtigkeit durchleuchten und verklären und unserem Hause die unverlierbare Bürgschaft bewahren, daß es uns nie an dem fehlen wird, was wir zur Befriedigung der irdischen Bedürfnisse gebrauchen. Zum Zeichen dieses Glaubens geben wir nach frommer Sitte diesem Hause einen heiligen Wahlspruch zum Wahrzeichen. (Dieser Spruch, wohl irdisch ohne Wert und Prunk, soll doch wie eine leuchtende Perle, der heilige Schmuck des Baues werden und bleiben.) Wir mauern in den Grund, daß es der verborgene Schatz des Hauses bleibe, das Wort der königlichen Freude des heiligen Propheten auf dem Throne Israels, in welchem uns der Herr diese Verheißung darreicht (Ps. 84): „Gott der Herr ist Sonne und Schild. Der Herr giebt Gnade und Ehre und wird kein Gutes mangeln lassen den Frommen." — Das glauben wir und wissen, daß dem so ist durch Jesum Christum, den Getreuen, in dem alle Gottesverheißungen Ja und Amen sind." In die Vorsteherwohnung dieses neuen Hauses hat Wichern am 29. Oktober 1835 seine Gattin Amanda geb. Böhme eingeführt. Sie war eine der ersten Helferinnen, die sich ihm zur Mitarbeit an der Sonntagsschule erboten hatte und sie ist ihm bis an sein Ende nicht bloß eine treue Lebensgefährtin, sondern auch eine verständnisvolle Gehilfin in der von Jahr zu Jahr sich erweiternden Arbeit des „Rauhen Hauses" gewesen. Sie führte den Hausstand der Anstaltsfamilien, die Kasse und die Bücher. Wicherns Ehe ist mit neun Kindern, vier Söhnen und fünf Töchtern, gesegnet gewesen. Im Jahre 1852 hat Wichern die Vorsteherwohnung im Mutterhause, das später die „grüne Tanne" genannt wurde, einem der

Mitleiter der Anstalt überlassen und mit seiner Familie ein eigenes, auf seine Kosten erbautes Haus bezogen. Nebenher sei hier bemerkt, daß die Mittel für alle diese Bauten, wie für den Gesamtbetrieb der im Laufe der Jahrzehnte sich immer großartiger erweiternden Anstalt und für die Landerwerbungen, die später hinzugekommen sind, ausschließlich von der freiwilligen Christenliebe dargereicht worden sind. Das „Rauhe Haus“ hat niemals Kollektanten durchs Land geschickt, wie es heutzutage von allen möglichen christlichen Anstalten im Übermaß geschieht, sondern es hat sich immer nur auf freiwillig, erbeten und unerbeten ihm zugegangene Gaben angewiesen gesehen und dabei ähnlich wie dereinst August Hermann Francke oft wunderbare Erfahrungen der göttlichen Hilfe machen dürfen. So fehlten am Ende des Jahres 1853 infolge der damaligen großen Teuerung aller Lebensmittel 4000 Thlr. Die Widersacher fingen an zu spotten. Den Freunden wurde bange. Man ging den einfachsten Weg. Die Mitglieder des Verwaltungsrates wandten sich an die Hamburger Kreise; Wichern richtete in den von ihm inzwischen begründeten und noch heute in den weitesten Kreisen verbreiteten und gern gelesenen „Fliegenden Blättern“ ein Wort der Bitte an die auswärtigen Freunde. Bald folgte ein Zeugnis der Teilnahme und Liebe dem andern. Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Prediger und Gemeinden, Schulen und Anstalten aus fast allen Teilen Deutschlands und weiterhin kamen dem „Rauhen Hause“ so reichlich mit Gaben der Liebe zu Hilfe, daß am Ende das Mangelnde dreimal gedeckt war. Im unmittelbaren Zusammenhange mit der von Wichern im „Rauhen Haus“ in Angriff genommenen Erziehungsarbeit an verwahrlosten oder sittlich gefährdeten Kindern steht die Gründung der von ihm ins Leben gerufenen „Brüderanstalt“. Durch die Erweiterung der Anstalt, durch den Zuwachs an Kindern, die in dem „Rauhen Hause“ Aufnahme fanden, wurde es nötig, den Hausvätern der ver-

schiedenen Familienhäuser Gehilfen zur Seite zu stellen, welche von Anfang an „Brüder“ genannt wurden, teils im Unterschiede von dem Hausvater, teils um sie daran zu mahnen, daß sie den Kindern mit brüderlicher Liebe dienen und ein Beispiel brüderlicher Eintracht geben sollten. Aus diesem unmittelbaren Bedürfnis der Anstalt heraus, aber auch durch Aufforderungen und Bitten, die von außen her an Wichern herantraten, für ähnliche Anstalten, wie das „Rauhe Haus“, die hin und her in Deutschland gegründet wurden, geeignete und geschulte Kräfte zur Verfügung zu stellen, ist die „Brüderanstalt“ entstanden. Es währte lange, bis der von Wichern im Stillen längst erwogene und im Herzen bewegte Gedanke eine feste Gestalt annahm, bis etwa um das Jahr 1843 die Sache von der „Brüderschaft“ einen größeren Aufschwung nahm. Auch fehlte es anfangs nicht an Gegnern, die in ihr eine katholische Einrichtung witterten. In dem genannten Jahre wurden sechs Brüder in auswärtige Arbeitsfelder entsandt, nachdem sie am ersten Ostertage in öffentlicher Versammlung entlassen worden waren. Welche Ausdehnung die Brüderanstalt des „Rauhen Hauses“ seitdem gewonnen hat, dafür sei hier nur die Thatsache angeführt, daß die im „Rauhen Hause“ ausgebildeten und von ihm auf die verschiedensten Arbeitsgebiete entsendeten Brüder die im Vaterlande und jenseits seiner Grenzen ihren gesegneten Beruf unter Armen, Elenden, Gefangenen und Verirrten ausgeübt haben und fort und fort ausüben, schon nach vielen Hunderten zählen. Als Hausväter und Gehilfen in Rettungs- und Waisenhäusern, in Armen- und Arbeitshäusern, in Krankenanstalten, in Herbergen zur Heimat, im Gefängnisdienst, in der Stadtmission, als Lehrer und Collonistenprediger in Nord-Amerika, stehen sie in reichgesegneter Thätigkeit. Ein Kreis von Brüderanstalten, die im gleichen Geiste wirken, ist als eine Frucht von Wicherns Arbeit im evangelischen Deutschland erwachsen.*) Wir

*) Oldenberg, Daheim. 17. Jahrgang. S. 574.

nennen in dieser Beziehung nur die Diakonenanstalt zu Duisburg und das auf Wunsch und Anregung König Friedrich Wilhelms IV. zu Berlin gegründete evangelische Johannesstift, eine Erziehungs- und Brüderanstalt, die zugleich berufen gewesen ist, die Erstlingsarbeit der Berliner Stadtmission zu thun und für deren spätere selbständige Ausgestaltung den Boden vorzubereiten.

Für alle die obengenannten Anstalten und Werke der christlichen Liebesthätigkeit, für welche im „Rauhen Hause“ zuerst geschulte Kräfte ausgebildet worden sind, ist durch Wichern zuerst der zusammenfassende Name „der inneren Mission“ aufgekommen. Zwar wird diese Bezeichnung hin und wieder wohl auf einen Vortrag zurückgeführt, den Professor Lücke aus Göttingen über „die zwiefache innere und äußere Mission der evangelischen Kirche, ihre gleichzeitige Notwendigkeit und notwendige Verbindung“ gehalten hat, und den er im „Rauhen Hause“ drucken ließ. In diesem Vortrage wurde die Wiederbelebung der erstorbenen Kirchengemeinschaft des Morgenlandes im Gegensatz zu der Heidenmission als innere Mission bezeichnet, aber diese Verwendung des Namens hat keine Nachfolge gefunden, während Wichern denselben seit dem Jahre 1844 in den schon erwähnten „Fliegenden Blättern“ angewendet hat. In einem „offenen Briefe“ aus dem „Rauhen Hause“, den er in diesen Blättern veröffentlichte, wies er auf die Notwendigkeit hin, daß die vereinzelten Bestrebungen der christlichen Liebesthätigkeit, die hier und da auf die Beseitigung der sittlichen Notstände des Volkes gerichtet werden, sich zu einem gemeinsamen Verbande zusammenschlössen, damit ein Verein aus der Erfahrung des anderen lerne, und damit die noch müßig am Markte stehenden, die wohl ahnten, daß auch von ihnen eine Arbeit gefordert würde, aber nicht wüßten, wie sie sie angreifen sollten, zum Eintritt in die Arbeit ermutigt würden. „Wir meinen“ — so schreibt Wichern in dem erwähnten „offenen Briefe“ — „diejenigen

Werke und Wirkungsweisen evangelischer Liebe, deren Summa unter dem Namen der inneren Mission zusammengefaßt ist. Es bricht in ihnen die Morgenröte des neuen Tages an. Die Anfänge dessen, was längst im Wort verkündet und wieder geweissagt worden, sehen wir in unseren Tagen in erhöhtem Maße verwirklicht: — die Wahrheit der priesterlichen, königlichen Herrlichkeit des Christenvolkes. Ist dem wirklich so, so muß es als wirklicher Schaden, als ein mit Anstrengung zu tilgender Mangel angesehen werden, daß wir nicht in größerem Umfange von einander wissen, die wir doch auf die bessere Zukunft des durch Weltsinn und Unwissenheit so mächtig niedergehaltenen Reiches Gottes warten. Wir müssen lernen, einander als Arbeiter ins Auge sehen, damit wir dadurch in den Stand gesetzt und dann zu dem Welt- und Menschenfurcht verleugnenden Mute wiedergeboren werden, einander auch die Hand zu reichen; nur so werden wir zu der Freudigkeit heranwachsen, welche aus dem Bewußtsein entspringt, ein Mann, ein Herz und eine Seele zu sein. Wir alle würden bei solchem Erkennen immer klarer inne werden, was wir sollen, und energischer thun, was wir oft nur ganz innerlich, gleichsam heimlich wollen. Das Ziel würde reiner, der Weg leichter, die Weisheit mächtiger, die Liebe würde aus ihrer falschen Innerlichkeit und Gefühligkeit ans Licht gerufen, lauterer und wirksamer werden, und nichtige Zersplitterung in unfruchtbaren und unerbaulichen Parteiungen würde mehr und mehr unter denen verschwinden, die, wiewohl eines Glaubens Bekenner, doch so häufig sich nicht zu einander bekennen, während diejenigen, welche das Evangelium verleugnen, gerade in diesem Punkt, so weit sonst ihre Wege auseinandergehen mögen, sich immer klarer verständigen und verbinden.“) Zur weiteren Verbreitung dieses Gedankens machte Wichern weite Reisen, die sich über ganz Deutschland, ja über dessen Grenzen hinaus erstreckten und auf denen er überall, wohin er kam, zur Gründung von

Anstalten und Vereinen anregte, welche die rettende Liebesarbeit in die Hand nahmen. Aber noch immer waren es doch mehr oder weniger enge Kreise, in denen er auf diese Weise die Teilnahme an den Bestrebungen der inneren Mission zu wecken wußte, bis der Name und das Werk Wicherns in den Stürmen des Jahres 1848 mit einem Schlage in den Vordergrund trat und die Aufforderung zur Mitarbeit an dem Werke der inneren Mission in der gesamten evangelischen Kirche einen lauten Widerhall fand. Die Revolution des Jahres 1848 hatte mit einem Mal in einen Abgrund sittlichen Verderbens, der sich in unserem Volke aufgethan hatte, erschreckende Blicke thun lassen. Kirche und Staat waren in ihren Grundfesten erschüttert und eine Einigung und Zusammenfassung aller im deutschen Volke noch lebendigen christlichen Kräfte war dringender denn je geboten. Da traten infolge einer am 28. August 1848 von Frankfurt a. M. aus erlassenenen Einladung in den Septembertagen jenes Jahres Hunderte von ernsten Christenmännern, denen die Not der Zeit zu Herzen ging, in Wittenberg zusammen, um nach den Wegen der Rettung zu fragen und an dem Grabe Luthers sich zu einträchtigem Wirken die Hände zu reichen. Zu den Einladenden gehörte auch Wichern, in seiner kirchlichen Stellung zwar immer noch nur Kandidat der Theologie, aber als Vorsteher des „Rauhen Hauses“ und als Herold und Prediger der rettenden Liebesarbeit längst bekannt und bewährt. Schon unmittelbar nach dem Ausbruch der Revolution hatte er in den „Fliegenden Blättern“ einen Artikel „die Revolution und die innere Mission“ veröffentlicht, in welchen er die Erweiterung des „Rauhen Hauses“ zu einer allgemeinen, deutschen, vaterländischen Rettungsanstalt ankündigte und für diesen Zweck Beiträge erbat. „Tausende von Thatsachen“ — so hieß es in diesem Aufruf — „die sich täglich überstürzen, diktieren die Notwendigkeit der inneren Mission — oder wer vermag nunmehr noch ihre Notwendigkeit oder ihr

Recht zu bestreiten? Der Tag der großartigsten Entfaltung der inneren Mission ist jetzt angebrochen. Der gewaltsame Umsturz der politischen Verhältnisse, die bevorstehenden Stöße, welche den äußeren Bau der Kirche vollends erschüttern werden, die gräßliche Aufdeckung der sozialen Mißstände im Schoß der Christenheit können die innere Mission nicht entmutigen. Jede offenbar werdende Not ist ihr ein neuer Anreiz zum Leben; jede Offenbarung heidnischer Rohheit oder heidnischen Frevels ein Aufruf zum Erwachen, zum kräftigen Beginn des Tagewerkes der rettenden Liebe. Die Zeit der Doktrinen und Theorien ist vorläufig vorüber, die Zeit der Thaten ist da. Jedes Wort muß zu einer That werden, jede That zu einem mächtigen, entzündeten Wort. Das eine, dessen wir vor allen Dingen bedürfen, ist der Mut, der Mut inmitten unserer Freunde und Feinde; und er fehlt uns nicht. Unser Mut ist der gewisse und bleibende Sieg, Christus ist unsere Kraft, unser fester Grund, auf dem wir stehen, sein Thron bleibt unbeweglich, sein Schwert, das er uns geweiht, unbesiegbar. Seine Gemeinde in seiner Kirche ist nicht dahin. Des Herrn Fahne erhoben! — und es wird sich um sie schon die Schar der mitstreitenden und helfenden Heeresgenossen sammeln! Während die Mehrzahl der in Wittenberg versammelten Männer vor allem die Gründung eines evangelischen Kirchenbundes im Auge hatten, lag es Wichern vor allem am Herzen, das Werk der inneren Mission zum Gegenstand der Verhandlung gemacht zu sehen. Nur mit Mühe gelang es ihm, demselben eine Stelle in der Tagesordnung zu erobern. Um so durchschlagender aber war der Erfolg, den Wichern erzielte. Von der berühmten und gesegneten Rede, die er auf diesem Kirchentage über die Aufgaben der inneren Mission hielt, wurden nicht nur die Herzen der über den Gräbern Luthers und Melanchtons Versammelten gewaltig und erschütternd hingerissen, sondern auch weithin im ganzen Vaterlande wirkte sie wie wecken-

der und sammelnder Posaunenhall. Bei den Schilderungen, die er in seiner Rede von den Notständen des Volkes entwarf, war es Vielen zu Mute, als enthüllten sich ihnen zum ersten Male die tiefsten Wurzeln und die ärgsten Früchte des eingerissenen Verderbens. Alle wurden mitergriffen von der Empfindung des Redners, dem es jeder abfühlte, wie sein Herz vor Entsetzen über die Greuel des Abfalles und vor Erbarmen mit dem Elend der Entfremdeten zitterte. Durch diese Schilderungen hatte er sich den Weg zu den Herzen gebahnt, als er nun mit feuriger Begeisterung von der inneren Mission, von ihrer Notwendigkeit und ihrem Recht zeugte, als er mit dringendem Mahnen von der Pflicht, Hand anzulegen an die Arbeit der rettenden Liebe, predigte und mit freudiger Zuversicht den unausbleiblichen Segen und die gewissen Siege solcher Arbeit rühmte. „Es thut not," rief er aus, „daß die evangelische Kirche anerkenne: „Die Arbeit der inneren Mission ist mein!" daß sie ein großes Siegel auf diese Arbeit setze: „Die Liebe gehört mir, wie der Glaube!" Die rettende Liebe muß in der Kirche als die helle Gottesfackel flammen, die kund macht, daß Christus eine Gestalt im Volke gewonnen hat. Wie der ganze Christus im lebendigen Gotteswort sich offenbart, so muß er auch in den Gottesthaten sich predigen, und die höchste, reinste, kirchlichste dieser Thaten ist die Liebe. Die evangelische Kirche muß ihren Beruf erkennen und erfüllen, ein Glaubensbund der rettenden Liebe zu sein. Nicht bloß im lebendigen Gotteswort, sondern auch in der weltüberwindenden Gottesthat muß Christus dem Volke wiedergebracht werden." Als er schließlich den Antrag stellte, die ganze Summe der unter dem Namen der inneren Mission zusammengescharten Arbeit innerhalb und außerhalb des Vaterlandes für eine solche zu erklären, die dem Schutz und der Förderung des Kirchenbundes fortan befohlen sei, da erhob sich die Versammlung wie ein Mann und gab mit gen Himmel erhobenen Händen ihr Ja

und Amen. Schon am folgenden Tage wurde der Zentralausschuß für innere Mission begründet, dessen Vorsitz der edle Herr von Bethmann-Hollweg übernahm, der seitdem bis an sein Ende mit Wichern als ein geistesverwandter Bundesgenosse aufs innigste verbunden gewesen ist. Die eigentliche Seele des Zentralausschusses aber war und blieb viele Jahre hindurch Wichern. Die Kongresse für innere Mission bildeten von da an einen wesentlichen Bestandteil des durch die Versammlung von Wittenberg ins Leben gerufenen evangelischen Kirchentages, und sie haben den letzteren überdauert. Während der Kirchentag an den einseitigen Parteibestrebungen eines engherzigen Luthertums zu Grunde gegangen und seit dem Jahre 1872 eingeschlafen ist, haben die anfangs mit ihm verbundenen und seitdem als selbstständige Versammlungen abgehaltenen Kongresse für innere Mission von Jahr zu Jahr an Bedeutung und Ansehen, sowie an segensreichem Einfluß auf die immer weitere Entfaltung der christlichen Liebesthätigkeit zugenommen. Wie in dem „Rauhen Hause“, so lebt und wirkt auch in ihnen Wicherns Geist noch heute fort.

Schon lange vor dem Jahre 1848 war König Friedrich Wilhelm IV. auf Wichern und das „Rauhe Haus“ aufmerksam geworden und er hatte die Anstellung von Brüdern des „Rauhen Hauses“ im Gefängnisdienst angeordnet. Die erste Gelegenheit, die ihm geboten werden sollte, dem König persönlich zu nahen, wurde durch den Ausbruch der Revolution vereitelt. Wichern war mit zwölf seiner Brüder nach Ober-Schlesien geeilt, wo der Hunger-Typhus ausgebrochen war, um die verlassenen Waisenkinder zu sammeln und sich ihrer anzunehmen. Nach seiner Rückkehr aus den vom Typhus ergriffenen oberschlesischen Gegenden sollte er, wie verabredet war, vom Könige empfangen werden. Aber als Wichern in Berlin eintraf, war die Stadt von dem Sturm und Schrecken des Aufruhrs erfüllt. Es war gerade der 18. März 1848. Im späteren Verlaufe der Jahre ist Wichern

dann wiederholt mit dem Könige in persönliche Berührung gekommen, so, als er dem Könige über die Bereisung sämtlicher preußischer Gefängnisse, zu der ihm der amtliche Auftrag erteilt worden war, Bericht erstattete. Im Jahre 1857 wurde Wichern in Erfüllung eines vom Könige längst gehegten Wunsches in den preußischen Staats- und Kirchendienst berufen, (indem er zum Ober-Konsistorialrat und Mitglied des evangelischen Ober-Kirchenrates und zugleich zum vortragenden Rat im Ministerium des Innern für die Angelegenheiten der Strafanstalten und des Armenwesens nach Berlin berufen wurde.) Sein Verhältnis zum „Rauhen Hause" sollte dadurch nicht berührt werden. Dem Namen nach blieb er auch in der neuen amtlichen Stellung dessen Leiter und Vorsteher. Er war nur im Winter genötigt, in Berlin zu verweilen, den Sommer durfte er auch ferner in seinem geliebten „Rauhen Hause" zubringen. Aber thatsächlich wurde doch seine Wirksamkeit in dem letzteren dadurch aufs empfindlichste berührt, und er mußte es bald erfahren, wie ihm durch die wiederkehrende lange Abwesenheit und durch die neuen Pflichten, die ihn äußerlich und innerlich in Anspruch nahmen, die stetige und unmittelbare Berührung mit dem Leben des „Rauhen Hauses" und die persönliche Beziehung zu den neu hinzugekommenen Kindern und Brüdern je länger je mehr abhanden kam.*) Andererseits bot ihm die amtliche Stellung auch reichliche und erwünschte Gelegenheit, der inneren Mission und der Thätigkeit seiner „Brüderanstalt" immer neue Arbeitsfelder zu eröffnen. Er gewann insbesondere einen entscheidenden Einfluß auf die Seelsorge in den Gerichtsgefängnissen. (Er konnte es durchsetzen, daß die im Jahre 1860 ins Leben gerufenen Gemeindekirchenräte insbesondere auch auf die Aufgaben und Arbeiten der inneren Mission in ihren Gemeinden hingewiesen

---

*) H. Krummacher, Lebensbild Joh. Hinrich Wicherns. S. 110.

wurden. Auf seine Veranlassung wurde die Strafanstalt zu Moabit, ihrer ursprünglichen Bestimmung und ihrer baulichen Einrichtung entsprechend, zur Durchführung der Einzelhaft benutzt und zugleich bestimmt, daß nach Einführung der Einzelhaft in der Moabiter Anstalt die Aufseherstellen bei den Zellengefangenen mit Brüdern des „Rauhen Hauses" besetzt werden sollten und zwar teils mit solchen, die bis dahin schon in anderen Strafanstalten angestellt waren, teils mit anderen erst in den Strafanstaltsdienst zu berufenden. Es ist wesentlich Wicherns Einfluß zuzuschreiben, daß die Einzelhaft, die anfangs noch viele Gegner hatte, allmählich zu Ehren gekommen und in dem neuen Strafgesetzbuch für allgemein zulässig erklärt worden ist.

Zu einer großartigen Entfaltung der ihm eigentümlichen Gabe organisatorischen Schaffens gaben ihm die drei Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 Gelegenheit, in denen an ihn die Aufgabe herantrat, die Felddiakonie einzurichten. Schon im Februar 1864 begab sich Wichern mit zwölf Brüdern, die nachher auf 16 vermehrt wurden, auf den Kriegsschauplatz. Die Dienstleistungen der Brüder fanden bei dem Höchstkommandierenden der preußischen Truppen, dem Prinzen Friedrich Carl, die wirksamste Unterstützung und wohlwollendste Förderung. Zu den mannigfachsten Diensten wurde den Brüdern Gelegenheit geboten. Die in den Kantonnements liegenden Truppen wurden mit Unterhaltungs- und Erbauungsschriften versorgt, den im Vorpostendienst befindlichen wurden Lebensmittel zugeführt, selbst im dichtesten Kugelregen haben die Brüder, die Gefahr nicht achtend, den ermatteten Kriegern Erquickungen an Speise und Trank gebracht. In den kalten Wintermonaten verteilten sie an die frierenden Soldaten wärmende Unterkleider; in den Gefechten beteiligten sie sich in Gemeinschaft mit den Johannitern und den Krankenträger-Kompagnien an der Rettung der Verwundeten aus dem feindlichen Feuer. Am 18. April beim Sturm auf die

Düppeler Schanzen*) waren die Brüder sämtlich an der Seite der Johanniter bei dieser Arbeit am Werk. „Mit dem lauten Gesang des 23. Psalms," so erzählt Wichern selbst, „zogen die Brüder unter dem die Erde erschütternden Donner der Geschütze neben den fliegenden Fahnen der Schanzenstürmer her, der Dänenfeste entgegen und halfen und retteten bis hinan an den vom furchtbaren Schlachtgetümmel umbrausten Brückenkopf, indem sie Freund und Feind aus dem Kugelregen des Schlachtfeldes holten und auf den Verbandsplatz, die Stätte unsäglichen Jammers und todbringender Schmerzen, brachten. Dafür wurden sie denn auch auf dem Felde der Ehre von den Soldaten mit dem Rufe begrüßt: „Ihr seid rechte Brüder, ihr habt uns aus dem Feuer herausgeholt!" Nach der Erstürmung der Schanzen übernahmen die Brüder auch die Krankenpflege im schweren Kriegslazareth zu Nübel. Im Kriege von 1866 erwies sich der Dienst der Brüder des „Rauhen Hauses" bei der verhältnismäßig geringen Zahl als unzureichend. Wichern unternahm es daher, freiwillige Kräfte für die Felddiakonie zu sammeln. Auf einen von ihm erlassenen Aufruf meldeten sich an 300 Männer, die meist den gebildeten Ständen angehörten, von denen nach und nach 110 zum größten Teil auf dem Kriegsschauplatz im Lazarethdienst unter Verwundeten und Cholerakranken als Geistliche und Gehilfen von Geistlichen u. s. w., zum weit geringeren Teil auch in heimatlichen Kriegslazarethen Verwendung gefunden haben. Noch großartiger war die Thätigkeit der von Wichern geleiteten Felddiakonie im Kriege 1870/71. Wieder erließ Wichern einen Aufruf zum freiwilligen Dienst in der Felddiakonie und schon wenige Tage nach dem Ausbruch des Krieges waren weit über 800 Meldungen eingegangen und drei Kolonnen, darunter zwei mit Krankenwagen und allem sonstigen Zubehör ausgerüstet,

---

*) H. Krummacher, Wicherns Lebensbild. S. 125.

konnten die Armeen sofort ins Feld begleiten. In den folgenden Monaten vermehrte sich die Zahl der Kolonnen auf vierzehn, jede durchschnittlich zwanzig Mann stark. Wichern persönlich mußte in diesem Kriege den Schmerz erleben, daß sein jüngster Sohn Louis am 7. Dezember in dem Gefechte von Meung bei Orleans tödlich verwundet wurde und trotz der sorgreichen Pflege, die ihm ein Bruder des „Rauhen Hauses" angedeihen ließ, am 3. Januar 1871 im Lazareth zu Orleans seinen Wunden erlag. Wichern hat diesen Verlust mit mannhafter Ergebung getragen und ihn als den von ihm geforderten Anteil an den schweren Opfern angesehen, die auch von Anderen für die neuerrungene Größe und Einigung des Vaterlandes gebracht werden mußten. Die Freude an dem neuerstandenen deutschen Reich hat er sich durch dieses von ihm geforderte Opfer nicht verkümmern lassen. „Durch Gottes Hand," so schrieb er in derselben Nummer der „Fliegenden Blätter", in welcher er seinem im jugendlichen Alter von 22 Jahren ihm entrissenen Sohne einen wehmutsvollen Nachruf widmete, „ersteht nach Gottes Willen ein evangelisches Kaisertum deutscher Nation. In ihm tritt in der weltumfassenden Größe die germanische Völkerwelt unter der Führung Deutschlands in den Vordergrund des Völkerlebens. Kein Prophet ist unter uns, die Bedeutung und Wirkung der weltgeschichtlichen Ereignisse, die seit wenigen Monaten in das Leben der Völker eingegriffen haben, zu ermessen. Aber das muß allen, die das Reich Gottes kennen, klar sein, daß dem erstehenden deutschen Reiche unter dem evangelischen Kaiser zuerst und zuletzt die Aufgabe gestellt ist, eine Herberge für Gottes Reich zu werden; denn die Hoffnungen für die neue nationale und weltgeschichtliche Zukunft können nur in dem Maße sich verwirklichen, als das Christentum als Gottesreich in unserem Christenvolke eine Wahrheit wird und mit seinen Kräften alle Lebensverhältnisse unseres Vaterlandes durchsäuert."

Nicht lange mehr sollte es Wichern vergönnt sein, in ungebrochener Kraft an der Lösung der Aufgaben mitzuwirken, welche der inneren Mission und ihrem Zentralausschusse in dem neuerstandenen deutschen Reiche erwuchsen. Zum letzten Male erhob er öffentlich seine Stimme auf der Oktoberversammlung, die im Jahre 1871 in Berlin tagte und in der er für die Mitarbeit der evangelischen Kirche zur Lösung der sozialen Frage, der brennendsten Frage der Gegenwart, eintrat. Aber seine Kraft war schon gebrochen. Wider seine Gewohnheit las er, der sonst so gewaltig reden konnte, seinen schriftlich aufgesetzten Vortrag ab. Die rastlosen Anstrengungen seiner vielseitigen Berufsthätigkeit hatten ihn aufgerieben und er zog sich im Jahre 1872 in das „Rauhe Haus" zurück, um den Rest seiner Lebenskraft der Schöpfung seiner Jugend, seinen Kindern und Brüdern zu widmen. Aber die Zeit des Wirkens war vorüber; es kam für ihn die Nacht, da Niemand wirken kann, zunächst eine Leidensnacht von sieben langen Jahren banger Trübsal, in der sein sonst so rüstiger Körper verfiel und auch sein Geist sich umdüsterte. Aber auch mitten im Dunkel der Trübsal fehlte ihm die Erquickung vom Angesichte des Herrn nicht; bis zuletzt hat er sich an seinen Heiland, sein Wort und seine Gnade gehalten.

Am 7. April 1881, nur vierzehn Tage vor der Vollendung seines 73. Jahres, wurde der stille Dulder, dessen Leiden ein siebenjähriges Sterben gewesen war, aus der Trübsal dieser Zeit erlöst und der treue Knecht durfte eingehen zu seines Herren Freude. Mit den Seinen und mit der großen Familie des „Rauhen Hauses", die in ihm den treuen Vater verloren hatte, trauerten an seinem Grabe, das ihm im Schatten der Kirche von Ham bei Hamburg bereitet wurde, Tausende im deutschen Vaterlande und weit über dessen Grenzen hinaus. Von allen Seiten, von Hohen und Niederen, gingen der Familie des Heimgegangenen und dem „Rauhen Hause" Beileidsschreiben zu. Als

ein schönes Zeugnis der Würdigung, welche das Wirken Wicherns auch in den höchsten Kreisen gefunden hat, mögen hier folgende Worte aus dem Beileidsschreiben Kaiser Wilhelms I. eine Stelle finden. „Ein thätiges, arbeitsvolles Leben," so hieß es in demselben, „ist abgeschlossen, aber Dank und Segen bleibt dem Verstorbenen über das Grab hinaus. Durch die Werke christlicher Liebe und Barmherzigkeit, für welche er als das unverrückbare Ziel seines unablässigen Strebens und Wirkens in wahrer Frömmigkeit seine ganze Kraft einsetzte, hat sich der Dahingeschiedene ein unvergängliches Denkmal selbst geschaffen. Die Treue und Anhänglichkeit aber, mit welcher er Meinem hochseligen Herrn Bruder, König Friedrich Wilhelm IV. und Mir ergeben war, sichern ihm auch in Meinem Herzen ein ehrenvolles Andenken."

Wichern wird mit Recht der Herold der inneren Mission genannt, die er nicht bloß als ein Werk einzelner Vereine, sondern als das der gesamten Kirche angesehen wissen wollte, und zu deren Mitarbeit er alle lebendigen Glieder der Kirche auf Grund des allgemeinen Priestertums aufgerufen hat. Je mehr die von ihm ausgegangenen Anregungen in unserem kirchlichen und vaterländischen Leben fortwirken, je mehr die innere Mission in dem großen und weitherzigen Sinne, wie sie Wichern gedacht und verkündigt hat, ihre rettende, heilende, versöhnende Kraft in unserem Volksleben entfaltet, desto mehr wird sich die Unterschrift erfüllen, die Wichern selbst unter sein Bild gesetzt hat: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat" und durch welche er mit seiner Liebespredigt und mit seiner Liebesarbeit sich voll und laut zum Christenglauben und zur Christenhoffnung bekennt und sich gleichermaßen vom trotzigen Unglauben wie vom verzagten Kleinglauben losgesagt hat.

Theodor Fliedner.

Wenn die im vorigen Abschnitt geschilderte Wirksamkeit Wicherns, mit der Begründung des „Rauhen Hauses" anhebend, im Laufe der Jahre auf alle Gebiete der christlichen Liebesthätigkeit sich erstreckt hat, die wir heute unter dem Namen der inneren Mission zusammenfassen, so hat Theodor Fliedner, dessen Bild wir hier anreihen, das unvergängliche Verdienst, einen besonderen aber hoch bedeutsamen Zweig der christlichen Liebesthätigkeit ins Leben gerufen und gepflegt zu haben, indem er der Vater des Diakonissenwesens geworden ist und damit ein in der evangelischen Kirche in Vergessenheit geratenes Amt der apostolischen Christenheit wieder ins Leben gerufen hat. Wenn Wichern in erster Linie die christliche Männerwelt im Auge hatte, und diese unter Hinweis auf das allgemeine Priestertum aller Christen zur Mitarbeit an den Aufgaben des christlichen und sittlichen Lebens der suchenden und rettenden, der heilenden und helfenden Liebe aufrief, so hat Fliedner die christliche Frauenwelt in den Dienst des kirchlichen Gemeindelebens gezogen und Tausenden bisher am Markte müßig stehenden Jungfrauen ein weites Feld reichgesegneter, lohnender und innerlich befriedigender Arbeit eröffnet und angewiesen.

Theodor Fliedner ist im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts am 21. Januar 1800 zu Eppstein im ehemaligen Her-

zogtum Nassau geboren.*) Er war das vierte in der Reihe von elf Kindern, fünf Söhnen und sechs Töchtern, die dem Pfarrer Jakob Ludwig Christoph Fliedner in seiner zweiten Ehe mit Caroline Heinold geschenkt worden sind, und von denen nur das jüngste Töchterlein früh verstorben ist. So ist der Knabe, der in der heiligen Taufe die Namen Georg Heinrich Theodor erhielt, wie so manche andere, denen wir in der Reihe der vorstehenden deutsch-evangelischen Charakterbilder begegnet sind, in einem kinderreichen Pfarrhause unter zahlreichen Geschwistern aufgewachsen. Den ersten Unterricht im Buchstabieren erteilte ihm die Mutter, den weiteren in Latein und Griechisch, in Religion und Geschichte und in anderen wissenswerten Dingen der Vater und zwar mit solchem Erfolg, daß er schon mit dreizehn Jahren den Homer fließend lesen konnte. Bei allem Lerneifer, den er zeigte, blieb er aber ein munterer, flinker Knabe, der es den Spielkameraden im Laufen und Klettern immer zuvor that. Ungeachtet der schweren drangsalsvollen Kriegszeit, in die seine Kinderjahre fielen, gingen sie ungetrübt für ihn dahin, bis er mit seinen Geschwistern im Dezember 1813 früh verwaist an dem Sarge des geliebten Vaters stehen mußte, der ihn wenige Monate vorher in der Kirche zu Eppstein noch hatte konfirmieren können. Kurz vor dem Tode des Vaters hatten die in Eppstein und Umgegend hausenden Kosaken das väterliche Pfarrhaus ausgeplündert und aller Mittel entblößt. Nun sah sich die Mutter mit ihren zehn unversorgten Kindern des Ernährers und Versorgers beraubt, den das Lazarethfieber dahingerafft hatte. Doch Gott ließ es an seiner Hilfe in der Not nicht fehlen. Vermögende Freunde in Frankfurt nahmen sich der Witwe und ihrer Kinder an und vergalten die im Pfarrhause zu Eppstein fast über Vermögen

*) Ich folge in der Darstellung des Lebens und Wirkens Fliedners der im Verlag der Kaiserswerther Diakonissenanstalt erschienenen und mir gütigst zur Verfügung gestellten Biographie desselben.

geübte Gastfreundschaft mit reichlicher Unterstützung. Ein edler Fabrikant zu Idstein erbot sich, unseren Theodor mit seinem älteren Bruder in sein Haus aufzunehmen und gewährte ihm dadurch die Möglichkeit, das dortige Gymnasium zu besuchen. Seinen Unterhalt freilich mußte er sich von Anfang an durch Stundengeben sauer verdienen und für alle seine Bedürfnisse selber sorgen lernen. Sein Lerneifer wurde aber dadurch nicht beeinträchtigt, sondern nur noch mehr angespornt und so konnte er nach dreijährigem Aufenthalte in Idstein zu Ostern 1817 mit seinem Bruder die Universität Gießen beziehen, um dort, wie es längst sein stillgehegter Wunsch gewesen war, Theologie zu studieren. Freie Wohnung fand er auch hier bei einem Oheim, aber wieder war er für seinen sonstigen Unterhalt auf sich selbst und auf die Mildthätigkeit anderer angewiesen. Für Unterricht, den er in manchen Häusern gab, bekam er Mittagstisch; doch auch Schreiberdienste zu thun, hat er sich nicht geschämt. Wenn aber das sauer verdiente Geld nicht langte, dann kam immer von bekannten oder unbekannten Freunden Hilfe zur rechten Zeit, und hier schon im kleinen, wie später im großen, hat er erfahren dürfen, daß Gott ein Herr ist über Silber und Gold. Auch hier mußte er lernen, den untersten Weg zu gehen und wurde dadurch vor den Thorheiten der Jugend bewahrt. Doch den frischen, fröhlichen Jugendmut hat er dabei nicht verloren. Er brachte es fertig, mit 2 Gulden in der Tasche eine Fußreise von fast 60 Meilen zu unternehmen, nach Würzburg am Main und nach dem schönen Nürnberg. Große Sprünge ließen sich natürlich von den zwei Gulden nicht machen, zumal er gleich am ersten Tage um ein Dritteil seiner ganzen Barschaft geprellt wurde. Wenn er nicht bei Verwandten und Bekannten einkehren konnte, so ließ er sich für ein paar Heller oder bloß für gute Worte Zwetschen (Pflaumen) geben, die gerade besonders reichlich gewachsen waren, daher er diese Reise später die Zwetschenreise nannte;

aber als er nach Frankfurt zurückkam, da war sein Geld doch alle geworden und dem Fährmann, mit dem er ein gut Stück den Main herabgefahren war, konnte er am Ende das Schiffsgeld nicht bezahlen. Er wollte sich's von seiner Schwester holen, die nach Frankfurt gezogen war; der Schiffsherr aber traute dem jungen Blute nicht und schickte einen Knecht hinter ihm drein, der ihn auf Schritt und Tritt verfolgte, bis er das Geld herbeigeschafft hatte.

Er schloß sich zwar in Gießen der deutschen Burschenschaft an, aber ohne sich an den politischen Bestrebungen und den damit im Zusammenhange stehenden Thorheiten zu beteiligen. Von den dortigen Professoren hat keiner einen tieferen Einfluß auf seine theologische Bildung auszuüben vermocht. Die seichte Aufklärung, die dort in Blüte stand, widerstrebte seinem frommen Gemüte. Christi Wunder und Auferstehung zu leugnen, wie es der damalige Rationalismus that, hatte er im Vaterhause nicht gelernt. „Ich hätte Christum sonst" — so sagt er selbst — „für einen Betrogenen oder einen Betrüger halten müssen, und das widerstrebte meinem sittlichen Gefühl." Sein eifriges Streben war schon damals nicht auf gelehrte, sondern auf praktische Ziele gerichtet und er beschäftigte sich schon mit allerlei Plänen als achtzehnjähriger Jüngling, wie er es in der Gemeinde dereinst seinem Vater nachthun könnte, in dem rastlosen, nur auf das Wohl der Mitmenschen gerichteten Wirken. Manchen jugendlichen Gedanken hat er freilich später als unbrauchbar bei Seite gelegt, aber die praktischen Kenntnisse, die er schon in Gießen sammelte, sind ihm doch auch in seinem späteren Wirken vielfach zu gute gekommen.

Nach anderthalbjährigem Verweilen in Gießen kehrte Fliedner auf kurze Zeit zu seiner Mutter zurück, die er in ihrem Witwenstüblein in großer Betrübnis fand; denn zwei seiner Schwestern von 11 und 17 Jahren waren kurz nach einander verstorben.

Nach einer stillen Erholungszeit im Hause der Mutter setzte er mit seinem Bruder vom Herbst 1818 bis dahin 1819 auf der Universität Göttingen seine Studien fort, wo er bei einigen seiner Lehrer für seinen Geist etwas bessere Speise fand, als er in Gießen gehabt hatte. Auch während des Aufenthaltes in Göttingen benutzte er die Ferien, um sich in unserem Vaterlande gründlich umzusehen. Eine Vetternreise, wie einst von Gießen nach Nürnberg, ließ sich hier freilich nicht machen, weil Fliedner hier eben keine Vettern hatte; darum sparte er schon lange vorher das Reisegeld zusammen und hat's auch wirklich zu einem Goldstück gebracht. Aber auch auf der Reise muß er das Sparen aus dem Grunde verstanden haben; denn das eine Goldstück hat auf vier Wochen gereicht. Zuerst ging's ins Lipperland zu den Externsteinen, dann wanderte er nach Bremen und Kuxhafen ans „deutsche Meer" und über Hamburg nach Lauenburg, zuletzt kam er an die Ostsee nach Lübeck und Travemünde und reiste von da über Halle nach Göttingen zurück. In den Pfingstferien wanderte er dann noch auf den Brocken. Viel Neues und Lehrreiches hat er auf diesen Reisen in Gottes Natur und in den Städten der Menschen gesehen, und aus der Bekanntschaft mit vielen tüchtigen Männern manchen Nutzen für Kopf und Herz gezogen. Die letzte Ausbildung für den geistlichen Beruf erhielt Fliedner, immer wieder mit seinem Bruder zusammen, in dem theologischen Seminar zu Herborn, wo insbesondere Professor Heidenreich ein treuer Bekenner des biblischen Glaubens durch seinen frommen Sinn und Wandel einen segensreichen Einfluß auf ihn ausübte und das Wachstum seines inneren Menschen förderte. Nach Beendigung seiner Studien kehrte er dann nach Idstein zu seiner Mutter zurück, um sich für die theologische Prüfung zu rüsten, die er, eben erst zwanzig Jahre alt, im Sommer des Jahres 1820 rühmlich bestand und durch die er zur Übernahme eines geistlichen Amtes für reif er-

klärt wurde, nachdem er schon vorher in Herborn und Idstein sich fleißig im Predigen geübt hatte.

Schon wenige Wochen nach Ablegung der theologischen Prüfung übernahm Fliedner eine Hauslehrerstelle in einer reichen Kaufmannsfamilie zu Köln, die ihm durch einen väterlichen Freund, den Pfarrer Stein in Frankfurt a. M., angeboten wurde. Er kam hier in ganz neue, ihm bis dahin ungewohnte Verhältnisse, denn in den feinen Weltsitten, die in den Kreisen, in denen er sich jetzt bewegen sollte, herrschten, war er ohne jede Erfahrung. Aber auch etwaige Verstöße, die er anfangs machte, wurden mit Nachsicht getragen und mit schonender Freundlichkeit behandelt. Das Haus seines Prinzipals wurde daher für ihn eine gute Schule, in der er's gelernt hat, sich frei im Leben zu bewegen. In Köln fand er Gelegenheit, manche Beziehungen zu hervorragenden Männern anzuknüpfen, die später reiche Frucht tragen sollten. Vor allem wurde ihm der Umgang mit dem ehrwürdigen Pfarrer und Konsistorialrat Kraft, dem damaligen ersten Pfarrer der evangelischen Gemeinde zu Köln, zum reichsten Segen.

Auch mit dem eifrigen und in treuer seelsorglicher Thätigkeit bewährten Garnisonpfarrer Nebe trat Fliedner in Köln in näheren Verkehr. Durch diesen geschah es, daß Konsistorialrat Pithan in Düsseldorf, der gerade für die sehr arme evangelische Gemeinde zu Kaiserswerth einen Pfarrer suchte, auf den Kandidat Fliedner aufmerksam gemacht wurde. Die völlig mittellose Gemeinde konnte ihrem Seelsorger nur ganz unzureichendes Einkommen bieten und hatte daher in kurzer Zeit dreimal hintereinander ihre Geistlichen wechseln sehen. Fliedner erhielt die Aufforderung, in Kaiserswerth eine Probepredigt zu halten und er folgte ihr, nicht ohne einiges Widerstreben, da er sich nur schwer mit dem Gedanken befreunden konnte, ein geistliches Amt in Preußen anzunehmen. Um für ein solches die Befähigung zu erhalten, mußte er sich noch einer nachträglichen Prüfung

unterziehen, die indessen von seinem väterlichen Freunde Kraft in sehr gemütlicher Weise auf dessen Studierzimmer bei einer Tasse Kaffee erledigt wurde. Infolge der in Kaiserswerth gehaltenen Probepredigt wurde Fliedner im November 1821, noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, zum Pfarrer der kleinen evangelischen Gemeinde erwählt und am 27. Januar 1822 in sein Amt eingeführt, nachdem er wenige Wochen zuvor in der Kirche zu Idstein feierlich ordoniert worden war. Das Einkommen seiner Stelle betrug freilich nur 180 Thlr. nebst der Wohnung im Pfarrhause, die er noch dazu mit der Witwe seines Vorgängers teilen mußte. Aber er ließ sich das nicht anfechten; mit freudigem Eifer richtete er sein Amt aus und ließ im übrigen Gott sorgen. Er versäumte keine Gelegenheit, den einzelnen Seelen nachzukommen und er nahm sich insbesondere der Kranken, Armen und Arbeitslosen mit treuer Fürsorge an. Schon damals verstand er sich trefflich darauf, sich die Mittel für solche Fürsorge durch unverfrorenes Kollektieren zu verschaffen. In der vornehmsten Familie seiner Gemeinde, auf Haus Hayn bei Baron von Hymmen, der hernach sein treuer Freund und Mitarbeiter gewesen ist, wurde ein Fest gefeiert. Nach Tische wird beim Glase Wein das fröhliche Lied des Wandsbecker Boten gesungen: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben." Darin heißt's am Schluß: „Und wüßten wir, wo jemand traurig läge, wir gäben ihm den Wein." Kaum ist's gesungen, da springt Fliedner auf und spricht: „Ich weiß jemand, die alte Frau meines Küsters; die ist arm und krank und traurig dazu; der sollten wir eine Freude machen." Alle waren bereit etwas zusammenzulegen, und Fliedner durfte der notleidenden Frau den Ertrag seiner ersten Kollekte bringen.

Ungeachtet seines bescheidenen Gehaltes nahm er noch einige seiner Geschwister bei sich auf, seine älteste Schwester Katharina zur Führung seines kleinen Haushaltes und zwei jüngere Brüder,

Georg und Karl, um der Mutter die Sorge für ihre Erziehung abzunehmen, und holte sie selbst von Idstein ab, um sie auf einem in Mainz gemieteten Nachen den Rhein hinab nach Kaiserswerth zu geleiten.

Schon in seinem ersten Amtsjahre brachen über seine kleine Gemeinde schwere Sorgen herein. Durch das Falissement der Sammetfabrikanten, deren Besitzer zu den wenigen begüterten Gliedern der Gemeinde gehörten, fiel der Beitrag fort, welchen diese bisher zum Gehalt des Pfarrers und Lehrers gegeben hatten und auch die brotlos gewordenen Arbeiter konnten nichts mehr beisteuern. Die kleine evangelische Gemeinde war dem Untergange nahe. Die Regierung zu Düsseldorf erwog schon die Frage ihrer Auflösung und ließ dem jungen Pfarrer die Wahl, ob er eine Pfarrstelle in Züsch bei Trier annehmen oder Divisionsprediger in Saarlouis werden wollte. Ihm war es aber klar, daß er in dieser Notlage seine Gemeinde nicht verlassen durfte. Seine Treue machte auch die Gemeinde opferwillig, und Arme und Reiche thaten ihr möglichstes, um für die erste Zeit das Bestehen von Kirche und Schule zu sichern. Die katholischen Geistlichen des Ortes, welche die Auflösung der evangelischen Gemeinde nur zu gern gesehen hätten, frohlockten zu früh. Um aber den Bestand der Gemeinde für die Dauer zu sichern, mußten ausreichendere Mittel beschafft werden, als die meist armen Gemeindeglieder sie aufzubringen vermochten. Da entschloß sich Fliedner, wenn auch bangen Herzens, zunächst bei den reichen Gemeinden des Bergischen und Cleveschen Landes für die bedrängte Schwester Hilfe zu suchen.

Im Februar 1823 machte sich Fliedner auf die Wanderschaft, um zunächst in das Wupperthal und von da nach Ruhrort, Mülheim, Kettwig u. a. Orte seine Schritte zu lenken. Der Ertrag seiner Sammlung reichte zwar aus, die drückenden Schulden, die auf dem Pfarrhause lasteten, zu tilgen, vermochten aber

immer noch nicht, auch für die Zukunft den Bestand der Gemeinde zu sichern. So beschloß denn Fliedner, mit vielen Empfehlungsbriefen ausgestattet, sich auch nach Holland zu wenden, von wo seiner Gemeinde schon in früheren Jahren manche Unterstützung zugeflossen waren. Manche Schwierigkeit mußte erst überwunden werden, um die bedachtsamen Holländer für seine Sache zu erwerben. Aber seiner ausdauernden Geduld gelang es, sich auch hier Herzen und Thüren zu öffnen. Freilich auch harte und abweisende Worte bekam er zu hören; doch noch häufiger fand er bei strengerem Äußeren und großer Sparsamkeit ein weiches, freigebiges Herz. Er selbst erzählt davon folgendes Beispiel: „Ich komme zu einem alten, reichen Holländer in Amsterdam, ehrwürdig durch sein ernstes Wesen und durch seine große Perücke. Schon auf dem Hofe hatte ich ihn mit den Knechten schelten hören, weil sie eine Pferdeleine im Regen verkommen ließen. Er empfängt mich ziemlich kalt, läßt sich meine Papiere geben — von meinem geradebrechten Holländisch mochte er wenig verstehen — und liest sie aufmerksam durch, ohne eine Miene zu ändern. Ich denke: O weh, wenn ich hier 5 Gulden bekomme, will ich zufrieden sein. Endlich steht er auf, geht an die Geldkiste und holt ein Säckchen mit 50 Gulden heraus, das er mir mit liebreichem Ernste giebt. Ich dankte ihm überrascht aufs herzlichste und bin im Begriff zu gehen, als ich gewahr werde, daß er mit einer Art von Ängstlichkeit dem Säckchen nachsieht. Da fällt mir ein, daß er wohl das leere Säckchen zurückhaben möge, und sage ihm daher, wenn er es wünsche, so wolle ich ihm dasselbe dankbar wieder zustellen. Da heitert sich sein Gesicht auf, und er ruft freundlich: „Ja wel, myn Heer, ja wel, de zakjes zyn zeldzam“ (Ja wohl, die Säckchen sind rar). Ich verabschiedete mich, hörte ihn aber noch einmal rufen: „Maar, myn Heer, vergeet het zakje niet!“

Die reiche Liebe, die er in der holländischen Hauptstadt

Amsterdam gefunden hatte, ermutigte ihn, auch in Rotterdam, Leyden, Utrecht und dem Haag, der Residenz des Königs, seine Sammlungen fortzusetzen und so gelang es ihm, im Zeitraum von dreiviertel Jahren in diesem Lande 20000 Gulden zusammenzubringen. Damit war ein bescheidenes, aber auskömmliches Pfarrgehalt gesichert. Doch damit wollte er sich um so weniger begnügen, weil der bisherige Ertrag hauptsächlich ihm persönlich zu gute kam. Er wollte nicht wie ein Lohndiener nur für sich, sondern auch für die Schule und die Armen sorgen. Seine heimische Gemeinde wußte er durch einen Vertreter gut versorgt und daher faßte er den Entschluß, seine Pilgerfahrt auch nach England auszudehnen. Freie Überfahrt dorthin wurde ihm durch einen freundlichen Kaufmann in Rotterdam gewährt, zu dem er von seinem Plane, auch nach England zu gehen, gesprochen hatte. Sieben Wochen verstrichen in London, wo er im Februar 1827 eintraf, mit den nötigen Vorbereitungen, ehe er einen Schilling sammeln konnte. Diese Zeit benutzte er, um fleißig englisch zu treiben. Als endlich die Kollekte beginnen konnte, da schrieb zu allererst die jetzige Königin von England, die damals noch eine ganz kleine Prinzessin war, ihren Namen Viktoria in seine Sammelliste ein. Manche Glieder des königlichen Hauses, viele Herzöge und Grafen folgten, der erste Geistliche von England, der Erzbischof von Canterbury und manche andere Bischöfe trugen bei; der edle Wilberforce, der sein ganzes Leben lang für die Befreiung der Negersklaven in Amerika gerungen hat, schickte ihm vom Krankenbett eine Gabe nebst einem freundlichen Brief. Auch bei vielen Kaufleuten, englischen, wie holländischen und deutschen, fand er willige Herzen, so daß er in fünf Monaten in London und Oxford die Summe von 700 Pfund (14000 M.) gesammelt hatte. Mit einem Herzen, das vor Dank und Freude in Sprüngen ging, kehrte er im August zu seiner Gemeinde zurück, die nun von ihrer Bedrängnis befreit war.

Der Hauptertrag dieser Reisen war aber nicht das Geld, das er von ihnen mitbrachte, sondern die Eindrücke, die ihm das kirchliche Leben, das er in den bereisten Ländern kennen gelernt hatte, eintrugen, so wie die persönlichen Beziehungen, die er auf seiner Reise anzuknüpfen, Gelegenheit gefunden hatte. Beides sollte seinem späteren Wirken in reichem Maße zu gute kommen. „Ich lernte in den beiden evangelischen Ländern eine Menge wohlthätiger Anstalten für Leibes- und Seelenpflege, Schul- und Erziehungsanstalten, Armen-, Waisen- und Krankenhäuser, Gefängnisse und Gesellschaften zur Besserung der Gefangenen, Bibelgesellschaften, Missionsanstalten und andere durch den lebendigen Glauben, der in der Liebe thätig ist, ins Leben gerufene Werke des Reiches Gottes kennen.“ Daraus ist ihm selbst Mut und Anregung zu mancherlei Unternehmungen erwachsen, die er nach seiner Rückkehr in Angriff genommen hat.

Die erste Frucht seiner Reise war die auf seine Veranlassung begründete erste deutsche Gefängnisgesellschaft.

In engen schmutzigen Räumen, oft in feuchten Kellern ohne Licht und Luft waren die Gefangenen zusammengepfercht. Da saßen Knaben, die sich im Leichtsinn vergangen hatten, mit abgefeimten, grauen Sündern zusammen, junge Mädchen mit den verdorbensten alten Weibern. Von den Verbrechern, die jahrelang zu büßen hatten, waren nicht einmal die Untersuchungsgefangenen getrennt, die doch oft nach kurzer Frist als unschuldig entlassen wurden. Eine geordnete Aufsicht fehlte fast gänzlich. Wenn die Schließer nur niemand entkommen ließen, so hatten sie ihre Pflicht gethan. Die wenigsten Gefangenen hatten Arbeit; nur in einigen Gefängnissen wurde hie und da ein Gottesdienst gehalten. Eine Schule einzurichten für die große Zahl der jungen Sträflinge und der erwachsenen, welche weder lesen noch schreiben konnten, daran dachte vollends keiner. Daß solcher Müßiggang, der doch aller Laster Anfang ist, in den Gefängnissen erst

recht verderblich sein mußte, liegt auf der Hand. Die alten Verbrecher waren die Lehrmeister, welche die jüngeren in allen Diebskünsten und noch schlimmeren Dingen unterrichteten, und die Zuchthäuser wurden mit Recht die Hochschulen des Lasters genannt. Daß es so um die unglücklichen Gefangenen bestellt war, wußten die wenigsten; und diese wenigen meinten, der Staat müsse da helfen; selbst Hand anzulegen, war bisher niemand in den Sinn gekommen.

Um an die Abstellung dieser Schäden selbst Hand anlegen zu können, war Fliedner zunächst darauf bedacht, den Zustand der deutschen Gefängnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Zu dem Zwecke erbat er sich die Erlaubnis, alle 14 Tage am Sonntag-Nachmittag den Evangelischen im Arresthause in Düsseldorf einen Gottesdienst zu halten. Dies wurde bewilligt und am 9. Oktober 1828 machte sich Fliedner nach beendigter Predigt zum ersten Male nach Düsseldorf auf den Weg, um mit den Gottesdiensten im Arresthause zu beginnen. Aber kein Betsaal oder sonst irgendwie dem Zwecke entsprechender Raum war vorhanden. In einer geöffneten Flügelthür stand er, und zu beiden Seiten in zwei Schlafsälen, wo noch ein Teil der Strohsäcke an den Wänden aufgetürmt war, versammelten sich die Zuhörer, hier die Männer, dort die Weiber. Diesen Gottesdienst hat er drei Jahre lang einen Sonntag um den andern gehalten. Keine Winterkälte konnte ihn schrecken, auch kein noch so gewaltiger Gewittersturm, in dem er einmal seinen beständigen Begleiter, den großen Regenschirm von buntem Baumwollenzeug wegwarf, um die Gefahr, auf freiem Felde vom Blitz erschlagen zu werden, zu vermindern; ja er ließ nicht nach, auch als die übergroße Anstrengung ihm schon damals Bluthusten verursachte. Am Sonntag Abend, häufig auch am Montag, verkehrte er mit den einzelnen Gefangenen; in einer Liste verzeichnete er Ursache und Dauer der Haft jedes einzelnen und besonders den Stand ihrer Kenntnisse. Da fand

er denn in Düsseldorf, wie in den übrigen Gefängnissen der Rheinprovinz, die er in den ersten Monaten des Jahres 1826 der Reihe nach besuchte, daß kaum die Hälfte der Gefangenen lesen, nur ein kleiner Teil schreiben konnte. In der Arbeitsanstalt zu Brauweiler kannten von den 516 Sträflingen nur 81 die Buchstaben. Jetzt, da Fliedner aus eigener Erfahrung bezeugen konnte, daß es mit den Gefängnissen noch viel schlimmer bestellt war, als er selbst es geahnt, glaubte er, daß die Zeit zum Handeln da sei.

Am 18. Juni 1826 wurde durch ihn die rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft ins Leben gerufen. Noch bevor die Genehmigung derselben von Seiten des Ministeriums erfolgte, reiste Fliedner von neuem nach Holland, um sich noch genauer mit den Einrichtungen der Gefängnisse und besonders mit den Arbeiterkolonien bekannt zu machen, in welchen die niederländische Regierung entlassene Gefangene und Bettler unterbrachte, um sie an nützliche Beschäftigung zu gewöhnen; zugleich sollten auf diese Weise die weiten Heidestrecken urbar gemacht werden. Als nun endlich die Gefängnisgesellschaft von der Regierung anerkannt war, da setzten Fliedner und seine Freunde alles daran, einen neuen Geist in das Düsseldorfer Arresthaus zu bringen. Für den Unterricht der Knaben und Mädchen wurde zuerst durch Anstellung eines Lehrers gesorgt. Ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher waren nicht so schnell gefunden, und Fliedner mußte noch bis in den Herbst 1828 den Gottesdienst versehen. Ein Verein von wohlgesinnten Frauen verschaffte den Gefangenen lohnende Beschäftigung, aber all das konnte nichts helfen, so lange nicht für eine bessere Beaufsichtigung der Gefangenen gesorgt war. Fliedner wollte solche Leute gewählt wissen, die nicht nur um des Brotes willen, sondern aus Liebe zu den Seelen der Gefangenen dieses schwere Amt übernähmen. Eine Badekur in Wiesbaden, die ihm zur Wiederherstellung seiner angegriffenen

Gesundheit im Jahre 1830 verordnet war, benutzte er, freilich nicht sehr zum Vorteil des genannten Zweckes, auch die Gefängnisse in seinem lieben Nassau, wie die in Hessen und Frankfurt a. M. zu besuchen und an ihrer Verbesserung zu arbeiten. Im folgenden Jahr machte er mit dem Oberpräsidenten v. Vincke zusammen zu gleichem Zweck eine Reise durch Westfalen; hier sah er noch einmal die Gefängnisse in ihrer traurigsten Gestalt, besonders in Arnsberg, wo finstere, schmutzige Kellerräume den Gefangenen zum Aufenthalt angewiesen waren. Nun erhob er seine Stimme noch lauter als bisher; sein Ruf wurde weithin vernommen; von dem Minister der geistlichen Angelegenheiten erhielt er den Auftrag, auch England noch einmal zu besuchen, damit er auch ein Werk über die Liebesthätigkeit der britischen Kirche und besonders über die dortigen Gefängnisse und Armenanstalten herausgeben könne. Das übernahm er mit Freuden, denn er sehnte sich schon lange danach, das gesegnete Arbeitsfeld der schon genannten Elisabeth Fry kennen zu lernen. Im Mai 1832 kehrte Fliedner mit seinem Freunde Dr. Steinkopff in ihrem gastlichen Hause ein, begleitete sie auch ins Gefängnis Newgate zu einer Bibelstunde, die sie ihren Gefangenen hielt.

Als schönster persönlicher Lohn seiner Arbeit unter den Gefangenen ist Fliedner seine erste Gattin Friederike geb. Münster, die älteste Tochter des fürstlich Solms-Braunsfelsischen Domänenrentmeisters Andreas Münster zu Altenberg bei Braunfels, bescheert worden. Sie war ihm empfohlen worden, als er im Auftrage der rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft für die weiblichen Gefangenen des Gefängnisses zu Düsseldorf eine christliche Pflegerin suchte. Dadurch hatte Fliedner sie kennen gelernt und bald in ihr die rechte Lebensgefährtin und Gehilfin für seine sich immer weiter ausdehnende Arbeit gefunden. Er hielt um ihre Hand an; sie gab gern ihr Jawort und wurde ihm am 14. April in Oberbriel bei Braunfels angetraut. Aus Fliedners

Arbeit in den Gefängnissen ist das erste in Deutschland gegründete Asyl für entlassene weibliche Gefangene erwachsen, das der Anfang und das Vorbild für zahlreiche Magdalenenstifte geworden ist. Durch diese Arbeit kam Fliedner und mit ihm die Gefängnisgesellschaft sehr bald zu der Überzeugung, daß die Bemühungen für eine dauernde Besserung der Gefangenen zum größten Teil erfolglos bleiben müßten, wenn man nicht denjenigen, in welchen im Gefängnis eine Sinnesänderung begonnen hatte, bei ihrer Entlassung einen passenden Zufluchtsort, ein Asyl darböte. Unter treuer christlicher Zucht sollte hier die beginnende Besserung erstarken, bis man für die einzelnen einen passenden Dienst gefunden hätte.

Am 12. Februar 1833 schlug Graf Spee, der Vorsitzende der Gesellschaft, die Gründung von zwei Asylen vor, eins für evangelische, eins für katholische Frauen und Mädchen. Alle Mitglieder des Vorstandes stimmten bei. Als sich aber für die Gründung eines solchen Asyls an anderen Orten Schwierigkeiten erhoben, erklärte sich Fliedner unter der freudigen Zustimmung seiner Gattin bereit, die Gründung desselben in Kaiserswerth getrost in die Hand zu nehmen. Ein kleines Gartenhaus, das noch heute im Kaiserswerther Pfarrgarten zu sehen ist, wurde die erste, wenn auch sehr dürftig und kümmerlich ausgerüstete Stätte dieses Asyls, und eine Gefangene aus dem Zuchthaus zu Werden der erste Pflegling desselben. Bald fanden sich mehrere hinzu und es mußte ein Haus gemietet werden, um die Pfleglinge aufzunehmen. Die Leitung der jungen Anstalt übernahm eine Jugendfreundin von Fliedners Gattin, Katharina Goebel. Es sei hier, der späteren Zeit vorgreifend, bemerkt, daß das inzwischen eigentümlich erworbene und durch Umbau erweiterte Haus bis heute nahe an 1000 gesunkene Mädchen und Frauen aufgenommen hat; etwa ein Dritteil derselben dürfen als wirklich gerettet angesehen werden; das zweite ist in offenbare Sünde

zurückgefallen; über den Rest, der zum Teil verschollen ist, fehlt das Urteil. Im Jahre 1855 wurde eine besondere Abteilung für Neuaufgenommene eingerichtet, um sie besser beobachten zu können; 1858 wurde das Nebenhaus gekauft und teilweise zum Asyl hinzugezogen, 1860 ein weiterer Anbau zur Vermehrung der Schlafzellen aufgeführt. Gewöhnlich beherbergt das Asyl 20—25 Pfleglinge.

Inzwischen war die Zeit gekommen, wo Fliedner sein eigentlichstes Lebenswerk durch die Begründung der ersten Diakonissenanstalt beginnen und damit den ersten Schritt zur Wiederbelebung des apostolischen Diakonissenamtes in der evangelischen Kirche thun sollte. Es war Fliedners Überzeugung, daß Anstalten errichtet werden müßten, in denen hilfsbereite weibliche Kräfte für die Pflege der armen Kranken und Gefangenen angeleitet und zu einer festen Gemeinschaft zusammengeschlossen würden. Er beriet diesen Gedanken mit Amtsbrüdern in Düsseldorf, Elberfeld, Barmen, Duisburg und Mettman und ermunterte sie, eine solche Anstalt zu errichten, die für ihre Gemeinden ja ohnehin ein dringendes Bedürfnis wäre. Aber alle lehnten seinen Vorschlag ab und redeten ihm zu, die Sache nur frisch in die Hand zu nehmen und die Kleinheit und Entlegenheit von Kaiserswerth keinen Hinderungsgrund sein zu lassen. Dadurch ermutigt sahen Fliedner und seine Gattin sich in der Stille nach einem Hause um, das zum Krankenhaus geeignet wäre. Da wurde mit einem Male das schönste und größte Haus in Kaiserswerth käuflich. Fliedners Frau war erst seit drei Tagen Wöchnerin, aber trotzdem lag sie ihm an, das Haus in Gottes Namen zu kaufen. Es sollte freilich 2300 Thlr. kosten und zum Ankauf war kein Geld vorhanden, dennoch ging Fliedner in freudigem Gottvertrauen ans Werk und schloß am 20. April 1836 den Kaufvertrag ab, in welchem der Zahlungstermin auf Martini festgesetzt wurde. Ehe dieser Zeitpunkt herankam, war das Kaufgeld durch wohlgesinnte Freunde des Werkes

teils leihweise, teils durch geschenkte Beiträge aufgebracht. Inzwischen wurde am 30. Mai 1836 zu Düsseldorf ein rheinisch-westfälischer Diakonissenverein begründet und die von Fliedner entworfenen Statuten wurden genehmigt.

Unterdessen waren die Einwohner von Kaiserswerth gespannt, zu welchem Zweck Fliedner das Haus gekauft habe. Als sie merkten, daß es ein Krankenhaus werden solle, fingen zuerst die katholischen Mietsleute in dem gekauften Hause an ein Geschrei zu erheben. Sie suchten die Einwohner und besonders die katholischen Geistlichen der Stadt und Umgegend aufzuwiegeln. Niemand dachte aber an Proselytenmacherei, und zum besten Beweis dafür hatte der Diakonissenverein den katholischen Arzt der Stadt, als den geschicktesten, zum Hospitalarzt erwählt, obgleich auch evangelische Ärzte da waren. Der eine der letzteren lief in der Stadt umher, um auch seinerseits die Einwohner gegen das Krankenhaus aufzuregen: „Da würden eine Menge Pestkranker, Cholerakranker und andrer ansteckender Kranker ins Hospital gebracht werden, und die Pestluft würde sich in der ganzen Stadt verbreiten. Diese würde bald ein großes Lazarett werden, jeden Tag würde man Leichen aus dem Hospital tragen sehen u. dgl. m." So hatten die römischen Eiferer desto mehr Vorwand, dagegen zu arbeiten. Zwei Stadträte rückten eines Tages in Fliedners Haus und verlangten, er solle von seinem Plan abstehen; die ganze Stadt sei dagegen, sie würden ihn bei der Regierung verklagen. Er möge lieber das ehemalige Zuchthaus kaufen, das mehr versteckt an der Seite der Stadt liege. — Doch war dieses ganz unpassend. — Fliedner antwortete ruhig: sie möchten sich zufrieden geben; sie würden erfahren, daß die Anstalt zum großen Nutzen der Stadt dienen werde, die ohnehin ja ganz ohne Hospital sei. In immer weiteren Kreisen gelang es Fliedner, für das neue Unternehmen Teilnahme zu erwecken. Im Oktober desselben Jahres trat die erste evangelische Diakonissin, Gertrud

Reichardt, die Tochter eines Arztes in Ruhrort in das neuerworbene Haus ein, und bald darauf fand sich die erste Kranke ein, welche in dem Hause Pflege suchte. Zu Ende Oktober waren schon vier Schwerkranke im Hause und auch weitere Probeschwestern folgten bald der erstgenannten. Allmählich schwand auch das hin und wieder auftauchende Mißtrauen, daß durch die Wiederbelebung des Diakonissenamtes römisches Nonnenwesen in die protestantische Kirche eingeschmuggelt werden möchte.

In aller Stille wuchs das begonnene Werk unter dem Segen Gottes, der dem Gründer die Herzen vieler Christen nah und fern zuwandte, die Scherflein der Armen, wie die Gaben und die Gunst der Hochgestellten. Vor allen hat das Königshaus dem Werke stets viel Huld und Beistand gewährt. König Friedrich Wilhelm III. hatte im Jahre 1838 mit Freuden dem Diakonissenverein die Genehmigung erteilt; Prinzeß Friedrich kam in den ersten Jahren mehrmals nach Kaiserswerth, ebenso Prinz Alexander; am wärmsten aber schlug das Herz König Friedrich Wilhelm IV. für die Diakonissensache. Schon als Kronprinz lernte er sie durch einen Besuch in Kaiserswerth aus eigner Anschauung kennen, und gleich nach seiner Thronbesteigung zeigte er, daß er auch mit der That zu helfen bereit war. Schon im Jahre 1840 war der Raum in dem Hause zu enge geworden und Fliedner mußte zwei kleine dicht neben dem Krankenhause belegene Häuser ankaufen.

Am 21. Januar 1831, an seinem Geburtstage, hatte Fliedner die Freude, daß zwei Glieder der Kaiserswerther Schwesternschaft in den Dienst der Gemeinde Elberfeld traten. Er wollte sie mit seiner Frau selbst in ihren neuen Wirkungskreis, in das Bürgerhospital zu Elberfeld, einführen. Als er sie aus der Pförtnerstube des Mutterhauses zur Reise abholte, fand er die ganze Schwesternschaft, die Abreisenden, wie die Zurückbleibenden in Thränen schwimmend. Er war aber sein lebenlang ein Feind

von überschwenglichem Wesen; die scheidenden Schwestern waren ja im Gebet dem Herrn empfohlen; nun meinte er, müßten sie auch getrost seinem Rufe folgen. Aber alles Zureden half nicht. Schnell verlangte er einen Eimer, um die strömenden Thränen aufzufangen; da waren sie sogleich getrocknet, der Mut kehrte wieder und fröhlich zogen Alle am Abend in Elberfeld ein.

Bald entstanden ähnliche Anstalten in Paris, Straßburg, der französischen Schweiz, Dresden, Utrecht und an anderen Orten. Den bedeutsamsten Fortschritt machte das Diakonissenwesen durch die von König Friedrich Wilhelm IV. schon seit dem Jahre 1842 erwogene und am 10. Oktober 1847 ins Werk gesetzte Gründung der Diakonissenanstalt Bethanien zu Berlin, durch welche der König in der Hauptstadt ein selbständiges Mutterhaus schuf, von dem aus die östlichen Provinzen mit Diakonissinnen versorgt werden sollten. Fliedner erhielt den Auftrag, einen Geistlichen und eine Vorsteherin für diese Anstalt zu suchen. Der Einweihungsfeier wohnte der König mit dem ganzen Hofe bei. Die erste Oberin, die früh vollendete Marianne von Ranzau, welche sich ein Jahr in Kaiserswerth aufgehalten hatte und dem König von Fliedner vorgeschlagen war, wurde eingesegnet und ihr zugleich neun Kaiserswerther Diakonissinnen zugeführt, die in allseitigem Einverständnis in das neue Mutterhaus übertraten. Die Feier, durch eine Ansprache Fliedners geschlossen, machte auf alle einen erhebenden Eindruck, besonders auf den König; „heute", sagte er, „ist ein Triumphtag der evangelischen Kirche. Möge das in Erfüllung gehen, was der Geist Gottes durch Sie geredet hat." Der König hörte gnädig auf Fliedners Rat, als es sich um die Frage handelte, ob die Diakonissinnen außer einer einfachen angemessenen Tracht auch mit einem Kreuz oder dergl. geschmückt werden sollten. Fliedner war entschieden dagegen und fand wiederum bei seiner Gönnerin, der Prinzeß Marianne, volles Verständnis und Unterstützung. Schon in den vierziger Jahren

waren an 25 verschiedenen Orten über 60 Kaiserswerther Diakonissinnen thätig; eine besondere Freude war es für Fliedner, daß mehrere Presbyterien seine Schwestern als Gemeindediakonissinnen unmittelbar in ihren Dienst stellten. Ihr Amt, Elend und Not in den Hütten der Armen aufzusuchen und zu mildern durch persönlichen Dienst oder Verwendung bei andern ist zwar eine schwere, aber auch wohl die segensreichste Arbeit der Diakonissinnen, und es that Fliedner immer besonders wehe, wenn er einen derartigen Platz aus Mangel an Schwestern nicht besetzen konnte. In der Dienstanweisung für die Gemeindeschwestern sagt er: „Sie haben immer die armen Kranken vor allen andern zu bedienen. Wenn daher reiche Kranke zu gleicher Zeit Pflege begehren, und die Schwestern nicht beide Teile bedienen können, so müssen sie die wohlhabenden zurücklassen, welche sich eher anderweitige Hilfe verschaffen können. Sie haben hierin dem Beispiel und Befehl Christi zu folgen, daß man sich vorugsweise der Elendesten, Verlassensten und Hilflosesten, der Armen, der Krüppel, der Lahmen, der Blinden erbarmen solle, die es nicht zu vergelten haben (Luk. 14, 12—24).“ Bald erkannte Fliedner, daß nicht in allen Gemeinden und Anstalten weibliche Kräfte für den Dienst christlicher Liebe ausreichten. Deshalb gründete er mit Hilfe seiner Freunde im Jahre 1844 zu Duisburg eine Diakonenanstalt, in welcher junge Männer zu Diakonen ausgebildet werden sollten, und die unter ihrem Direktor Engelbert bald eine von Jahr zu Jahr sich weiter ausdehnende segensreiche Thätigkeit entfaltete.

Mit der Freude an dem wachsenden Werke waren freilich auch schwere Sorgen verbunden. Um so schmerzlicher empfand er daher den Verlust, von dem er im Jahre 1842 durch den Tod seiner treuen Gattin betroffen wurde, die ihm zwölf Jahre hindurch eine bewährte, kluge und thatkräftige Mitarbeiterin in dem Diakonissenwerke gewesen war. Sie hatte ihm in einer

zwölfjährigen Ehe neun Kinder geschenkt, von denen zwei tot zur Welt kamen und zwei unmittelbar nach der Geburt starben. Die Erziehung der fünf am Leben gebliebenen, fröhlich aufwachsenden Kinder lag neben der Verwaltung des Diakonissenhauses und des Magdalenenasyls hauptsächlich auf ihren Schultern. Gegen Ende des Jahres 1841 hatte sie den großen Schmerz, kurz nacheinander zwei ihrer Töchter ins Grab sinken zu sehen, denen sie nach kurzer Krankheit am 22. April 1842 in die Ewigkeit nachfolgte. Fliedner war durch diesen Verlust tief gebeugt, aber sein unerschütterliches Gottvertrauen und sein fester Glaube hielt ihn auch jetzt aufrecht.

Sein Vertrauen sollte nicht zu Schanden werden; der schwere Verlust wurde ihm im folgenden Jahre durch seine zweite Gattin Karoline Berthau aus Hamburg ersetzt, die ihm ebenso wie seine heimgegangene Friederike dadurch von Gott zugeführt wurde, daß er zunächst nicht für sich persönlich, sondern für das Diakonissenwerk, insbesondere für das in Berlin zu begründende Diakonissenhaus, eine bewährte Helferin suchte. Bei diesem Anlaß lernte er sie näher kennen und auf die Frage: ob er sie dem Könige als Vorsteherin der künftigen Diakonissenanstalt vorschlagen dürfte oder ob sie sich entschließen könne, seine Lebensgefährtin zu werden, entschied sie sich nach mehrtägiger Bedenkzeit für letzteren Antrag. Am 29. Mai 1843 ist sie ihm in der Kirche der Hamburger Vorstadt St. Georg durch Pastor Rautenberg angetraut worden. Am 26. Januar 1811 geboren, stammte Karoline Berthau aus einer Hugenottenfamilie, welche um der evangelischen Wahrheit willen gegen Ende des 17. Jahrhunderts ihre Heimat Frankreich verlassen hatte. In ihr ward Fliedner eine Gehilfin von seltener Begabung und Tüchtigkeit beschert, wie er sie für Herz, Haus und Amt bedurfte. Noch acht Kinder wurden ihm geboren, von welchen ihm eins in die Ewigkeit vorangegangen, eine erwachsene Tochter bald gefolgt ist. Mit liebe-

vollem Verständnis und ganzer Hingebung übernahm die neue Pfarrfrau ihre Pflichten nicht nur in der Familie und Gemeinde, sondern auch als Vorsteherin der Anstalt. In derselben hat sie 22 Jahre lang an Fliedners Seite und fast ebenso lange noch nach seinem Tode unter sichtbaren Segen als „Mutter“ gewirkt. Auf dem weitverzweigten Gebiete der weiblichen Diakonie galt sie bis an ihr Ende als die hochverehrte Ratgeberin, deren Urteil in schwierigen Fragen oftmals den Ausschlag gab. Nachdem sie in hohem Alter ihr Amt niedergelegt hatte, ist ihr das Gedeihen des Diakonissenwerkes, welches sie mit stets gleichbleibender lebendiger Teilnahme verfolgte, eine Ursache des Dankes und der Freude geblieben, bis sie am Karfreitag 1892 bei ihrem Sohne zu Monsheim in die ewige Ruhe eingegangen ist. Fliedner sagt von seinen beiden Ehen: „Zweimal habe ich erfahren, daß ich, indem ich für den Herrn suchte, für mich das Beste fand.“ Je mehr die weitverzweigte Arbeit auf dem Gebiete der Diakonissensache Fliedners ganze Kraft in Anspruch nahm, um so mehr erkannte er es als seine Pflicht, sein Pfarramt an der Stadtgemeinde niederzulegen, um sich ganz ausschließlich und in völlig freier Bewegung dem ihm zur eigentlichen Lebensaufgabe gewordenen Diakonissenwerke widmen zu können. Am 27. Januar 1849, gerade 27 Jahre nach seiner Einführung ins Amt, nahm er Abschied von seiner lieben Gemeinde, deren Erhaltung und Befestigung sein erstes Werk gewesen war. Von jetzt an blieb er nur Pfarrer der Diakonissenanstalt, welcher die Rechte einer selbständigen Gemeinde verliehen wurden.

Ohne durch andere Amtspflichten gebunden zu sein, konnte er von nun an ganz seinen Anstalten leben und auch noch mehr, als er es bisher schon gethan hatte, zur Förderung der Diakonissensache weite Reisen unternehmen. Schon längst war die Aufforderung an ihn herangetreten, eine Anzahl von Schwestern nach Amerika zu geleiten, wo in der Stadt Pittsburg in Pensyl-

vanien ein Mutterhaus errichtet werden sollte. Am 9. Juni 1849 trat er mit vier Schwestern die weite Reise übers Meer an, und landete nach glücklicher Fahrt am 5. Juli 1849 in New-York, von wo aus er noch eine ganze Woche brauchte, um Pittsburg zu erreichen.

Im nächstfolgenden Jahre finden wir Fliedner auf dem Wege nach Jerusalem, um dort und in anderen Städten des Morgenlandes, in Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien und Beirut die Diakonissenmission in Angriff zu nehmen und teils Hospitäler, teils Erziehungshäuser für arme und für wohlhabende Kinder ins Leben zu rufen. Durch Übung christlicher Barmherzigkeit und Erziehung des weiblichen Geschlechtes wollte er die Kräfte des evangelischen Lebens unter den verkommenen Völkern des Morgenlandes wirksam werden lassen, und er hat die Freude gehabt, diese Absicht wenigstens in hoffnungsvollen Anfängen erreicht zu sehen. In Jerusalem erhebt sich vor dem Jaffathor außer dem stattlichen Hospital auf der von Fliedner angekauften Gottfriedshöhe das schöne Thalita kumi, ein Erziehungshaus für 110 Mädchen, welches die Liebe der evangelischen Christenheit gebaut und unterhalten hat. Zahlreiche Zionsvereine, die sich auf Fliedners Anregung in Deutschland und in anderen Ländern gebildet haben, helfen diese Anstalten evangelischer Barmherzigkeit unterhalten.

In Konstantinopel traten die Kaiserswerther Schwestern im Jahre 1852 in den Dienst des deutschen Wohlthätigkeitsvereins; in einem bescheidenen Krankenhause begannen sie die Arbeit; zeitweise haben sie auch größere und kleinere Kinder erziehen dürfen; jetzt wohnen neun Diakonissinnen in dem großen, herrlich gelegenen Hospital, welches das Deutsche Reich seinen in der Fremde erkrankten Angehörigen erbaut hat. Viele verirrte und verlorene Söhne aus allen Ländern der Christenheit sind hier in der Türkenstadt auf den einigen Trost im Leben und Sterben hin-

gewiesen worden. Ein besonderer Segen ruht auch auf dem Diakonissen-Lehrhause in Smyrna. Gegenüber der oberflächlichen, weltförmigen Erziehung der katholischen Schulschwestern im Orient erkannte Fliedner bald die Notwendigkeit von wahrhaft christlichen, gediegenen Bildungsanstalten; auch hatten ihm die wohlhabenden Protestanten Smyrnas 1851 mit Bitten so hart angelegen, daß er ihnen Hilfe zusagte. Zwei Diakonissinnen eröffneten 1853 die Schule; die Zahl der Zöglinge stieg über Erwarten schnell; wieder und wieder mußte aus Kaiserswerth Verstärkung folgen. Ein großes Haus wurde erworben; später noch ein zweites. Schon seit Jahren arbeiten hier 12 Diakonissinnen unter 200 Mädchen; seit 1866 ist auch ein Waisenhaus für ärmere Kinder mit dem Pensionate verbunden, in welchem 20 Mädchen fröhlich lernen und spielen. In Alexandrien ist im Herbst 1857 von vier Kaiserswerthern Schwestern ein Hospital eröffnet worden, das wie kein anderes unter so vielen Nationen von der Liebesmacht des evangelischen Glaubens thatkräftiges Zeugnis ablegen kann, denn in Alexandrien verkehren Schiffe aller Länder; in einem Jahre sind einmal 28 verschiedene Völker und Zungen, Chinesen und Kalifornier, Neger und Norweger unter den Kranken vertreten gewesen. Auch die einheimische mohammedanische Bevölkerung ist in den Krankensälen zahlreich vertreten, noch viel mehr aber in den Räumen der Klinik, wo jetzt jährlich 30000 Kranke bei den Ärzten und der „Hakime“, der Apothekerschwester, Rat und Hilfe suchen und finden. Auch in den Harems, den Wohnungen der türkischen Frauen, welche für Missionare ganz unzugänglich sind, haben die Diakonissinnen Zutritt gefunden.

Ein neues Feld eröffnete sich für Fliedners geistliche Töchter, als im Sommer 1860 über die Maroniten, die christlichen Bewohner des Libanon, eine blutige Verfolgung erging. Tausende wurden von ihren geschworenen Feinden, den halb heidnischen Drusen und den Mohammedanern niedergemetzelt; gegen 40000

Flüchtlinge, meist Weiber und Kinder, suchten an der syrischen Küste Schutz. Das grenzenlose Elend, das hier durch Mangel an Obdach, durch Hunger und Krankheit entstand, erweckte in der ganzen Christenheit helfende Teilnahme. Unter den ersten, die persönlich herbeieilten, um Hilfe zu bringen, waren die von Fliedner gesandten Diakonissinnen. In Beirut und Sidon wurden Hospitäler eingerichtet, sowie ein Haus, das den verlassenen Witwen Zuflucht bot. Ein bleibender Segen ist aus dieser Trübsal für die Christen des Libanon durch das von Fliedner begründete Waisenhaus Zoar in Beirut erwachsen, in welchem 130 Waisenmädchen versorgt werden und mit dem ein Diakonissenlehrhaus verbunden ist, in welchem 120 Mädchen aus wohlhabenden Familien Unterricht und Erziehung genießen.

In welchem Maß und Umfang das von Fliedner begonnene Werk schon nach wenigen Jahrzehnten gewachsen war, ist daraus zu ersehen, daß bei seinem im Jahre 1864 erfolgten Tode Kaiserswerth allein 425 Schwestern im Mutterhause zählte, die auf mehr als 100 auswärtigen Stationen in vier Weltteilen thätig waren. In dem einen Jahre 1864 waren 26000 Kranke, 8000 Kinder, im ganzen mehr als 80000 Personen ihrer Pflege anvertraut, und wer kann die Segensströme messen, welche durch die Erneuerung des Diakonissenamtes aller Orten sich ergossen. Auf dreißig war die Zahl der selbständigen Mutterhäuser gestiegen, und 1600 Diakonissen richteten auf mehr als 400 Arbeitsplätzen ihren segensreichen Dienst aus. Dieser Dienst blieb schon bald nach dem bescheidenen Anfang der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth nicht bloß auf die Krankenpflege beschränkt. Schon im Jahre 1835 richtete Fliedner in seiner Gemeinde eine Klein-Kinderschule ein, und im folgenden Jahre eröffnete er die erste Bildungsstätte für Kleinkinderlehrerinnen, die sich später zu einem Seminar auch für Lehrerinnen an Elementar- und für höhere Schulen erweitert hat. Weit über 2000 Lehrerinnen

sind aus dieser Anstalt hervorgegangen. Fast allen verschaffte Fliedner bei ihrem Abgang passende Stellen. Zum großen Teil sind sie mit ihm und seinem Werk in Verbindung geblieben und haben seine Liebe dadurch vergolten, daß sie auswärts Liebe für seine Anstalten erweckt und ihm viele Gaben, auch manche Diakonissin, zugesandt haben. Scherzweise hat er sie deshalb wohl seine „leichten Hilfstruppen" genannt. Einige traten auch als Lehrdiakonissen in bleibende Verbindung mit dem Mutterhause. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die unerwartet schnelle Erweiterung des Seminars auch wieder Neubauten nötig machte. Noch bevor das gedachte Lehrerinnenseminar im Jahre 1846 ins Leben trat, hatte Fliedner in Verbindung mit seinen Anstalten ein Waisenstift gegründet und damit einen Lieblingswunsch seiner ersten Gattin erfüllt. Von den nahe an 300 Mädchen, die in diesem Waisenstifte die verlorene Heimat wiedergefunden haben, ist eine ganze Anzahl für den Diakonissenberuf gewonnen worden. Seit dem Jahre 1883 sind die Waisen in einem neuen, vor den Thoren von Kaiserswerth erbauten Hause untergebracht. Eine weitere, überaus wichtige Verwendung haben die Kaiserswerther Schwestern in dem von Fliedner begründeten Mägdeherbergen gefunden, welche namentlich in den Großstädten ehrbaren, dienstlosen Mädchen eine Zufluchtsstätte bieten und sie vor den Gefahren der gewöhnlichen Herbergen und Schlafstätten schützen. Die erste dieser Herbergen, die den Namen „Marthashof" erhielt, wurde am 31. Oktober 1854 unter der teilnehmenden Fürsorge der Königin Elisabeth zu Berlin in einem gemieteten, für zwölf Mädchen eingerichteten Hause eröffnet. Aber bald mangelte es an Raum, die Herrschaften zeigten ein unerwartetes Vertrauen; ein Jahr später wurde schon ein großes Grundstück angekauft, auf dem fünf bescheidene, aber im ganzen zweckmäßige Häuser standen. Der Kaufpreis von 21000 Thalern schreckte Fliedner nicht; Berliner Freunde halfen aus der ersten Geldverlegenheit. Zu

der Herberge kam bald eine Mägdebildungsschule, eine Kleinkinderschule, in welcher Kindermädchen zum Dienst an den Kleinen angeleitet werden, endlich eine Elementarschule für die Töchter des benachbarten Stadtteils. Auf Marthashof arbeiten jetzt 20 Diakonissen unter 500 Kindern und durchschnittlich 130 Mägden; gegen 20000 der letzteren sind durch die Anstalt gegangen und haben unter christlicher Zucht die Bedeutung des Wortes: „Bete und arbeite" kennen gelernt. Mehrere ähnliche Anstalten wurden später mit Diakonissen besetzt, und in immer weiteren Kreisen giebt sich das Verlangen nach denselben kund; an vielen Orten nehmen sich Damenvereine der Dienstmädchen an den Sonntagen an.

Auch eine Heilanstalt für Gemütskranke ist im Laufe der Jahre mit Kaiserswerth verbunden worden. Nicht unerwähnt mag ferner bleiben, daß Fliedner schon bald nach dem Beginn seines Werkes mit der Kaiserswerther Anstalt eine Buchhandlung verband, die in den ersten Jahren fast ausschließlich von ihm verfaßte oder doch durch ihn angeregte Schriften verlegte und verbreitete. Wir nennen in erster Stelle den seit dem Jahre 1842 erscheinenden Kaiserswerther Kalender, welcher noch immer als alt bewährter Freund in hunderttausend Häuser deutscher Christen jährlich einkehrt und auch manche Schwester für Kaiserswerth geworben hat; ferner ein großes und ein kürzeres evangelisches Märtyrerbuch, ein Liederbuch für Klein-Kinderschulen und unzählige kleinere Schriften und Erzählungen. Durch diese schriftstellerische Thätigkeit suchte Fliedner die Bekanntschaft mit dem Diakonissenwerk zu verbreiten und zugleich dem evangelischen Volke eine gesunde Geistesnahrung zu bieten.

Man ist mit Recht versucht, zu fragen, woher Fliedner immer die Mittel hergenommen hat, die zur Durchführung aller dieser Unternehmungen nötig waren. Man darf getrost sagen, daß Fliedner sie zum größten Teil persönlich zusammengebettelt hat

und oftmals hat er in ähnlicher Weise wie Aug. Herm. Francke zur rechten Stunde die Hilfe des Herrn erfahren dürfen. Freilich durch manches Gedränge mußte er und seine Frau, die als Verwalterin der Kasse die Geldsorgen am meisten empfand, oftmals hindurch; mancher Bittbrief mußte geschrieben, mancher saure Schritt auf vielen Reisen gethan werden. Von Königen und Fürsten sind ihm Gaben zugeflossen, aber noch mehr kam durch kleine Scherflein zusammen; so sandten „die großen und kleinen Kinder in Jenkendorf" mit einem kindlichen Gedicht 25 Thaler; sie hatten bei einer Verlosung von selbstverfertigten Handarbeiten 700 Lose zu einem Silbergroschen untergebracht. Wie das Geld oft im Augenblick der höchsten Not kam, davon nur zwei Beispiele: Das Haus, in dem Fliedner später gewohnt hat, war gekauft worden, und am 1. Mai 1846 sollten darauf 1000 Thaler bezahlt werden. Fliedner war verreist, seine Frau suchte im Wupperthal Hilfe, bekam aber nur ein Darlehen von 333 Thalern. Noch am 28. April fehlte alles übrige. Da sandte die teure Königin Elisabeth 500 Thaler, der Rest ging in kleinen Summen ein. Als die Verkäufer ihr Geld holten, nahm sie die 1000 Thaler aus der Kasse und dachte fröhlich: „Nun bleibt doch noch etwas darin." Aber es waren noch 60 Thaler Zinsen zu bezahlen, das hatte sie nicht bedacht. Sie zählte die Kasse und fand gerade was nötig war; nur wenige Groschen blieben übrig.

Es ist begreiflich, daß Fliedner bei der großen Arbeitslast, die auf ihm ruhte, mit den zunehmenden Jahren das Bedürfnis eines kundigen Gehilfen und Stellvertreters empfand, der auch dereinst als sein Nachfolger das Werk seines Lebens fortsetzen könnte. Dies Bedürfnis machte sich um so entschiedender geltend, als Fliedner seit Jahren lungenleidend war, und infolge dessen nach jeder Erkältung oder Überanstrengung in Gefahr war, von einer Lungenentzündung heimgesucht zu werden. Wiederholt schon hatte er eine solche durchmachen müssen und oft genug war er dabei dem

Tode nahe gewesen. Auch wiederholte Badekuren in Ems hatten ihm immer nur für kürzere Zeit Erleichterung gebracht. Gerade zur rechten Zeit sollte ihm die erwünschte Hilfe werden. Sein Augenmerk war auf einen jungen Pfarrer Julius Disselhof hingelenkt worden, der ihm als ein geeigneter Mitarbeiter in der Leitung der Kaiserswerther Anstalten empfohlen worden war. Auf Fliedners Befragen, ob dieser sich entschließen könne, sein Gehilfe zu werden, antwortete er nicht nur mit freudigem Ja, sondern er hielt zugleich um die Hand von Fliedners Tochter, Luise, an, die dem Vater bis dahin in der Leitung der Heil-Anstalt für Gemütskranke zur Seite gestanden hatte. So begegneten sich beide in ihren Wünschen und Luise Fliedner gab mit Freuden ihr Jawort; das verlobte Paar wurde am 29. November 1855 zur Ehe eingesegnet und Fliedner wußte nun auch bei zunehmender Kränklichkeit sein Werk in treuen Händen.

Es mag hier der Ort sein, in Fliedners persönliches Leben, wie in das seines Hauses, einen Blick zu werfen. Wir haben schon oben gehört, daß das Pfarrhaus zu Kaiserswerth ein kinderreiches war. Aus seiner ersten Ehe mit Friederike Münster sind ihm neun, aus der zweiten mit Karoline Bertheau acht Kinder geboren worden, von denen ihn sieben Söhne und sechs Töchter überlebt haben. Es ist begreiflich, daß seine umfangreiche Arbeit in der Anstalt, seine vielfachen Reisen, das unermüdliche Werben und Sammeln für die heilige Sache, der er sein Leben gewidmet hatte, ihm nur wenig Zeit ließ, sich eingehend der Erziehung seiner Kinder zu widmen. Doch hat er auch diese treulich auszunützen gewußt und seine Kinder gewissenhaft in der Zucht und Vermahnung zum Herrn auferzogen. So lange es seine Gesundheit gestattete, stand er jeden Morgen um 5 Uhr auf; fünf Minuten später, nachdem er die Söhne geweckt, oder freundlich gegrüßt, wenn er sie schon bei der Arbeit gefunden, saß er in der Studierstube, die Bibel auf den Knieen, die Hände gefaltet; die Augen

schienen geschlossen, aber das Herz redet. Von 8 bis 12 war der Vater für die Kinder unsichtbar; auf der Studierstube wurde geschrieben, diktiert, Korrekturen gelesen, mit den Beamten, mit der Mutter beraten und mit Schwester Sophie, die fast täglich erschien, zum Bericht über Schwestern und über Vorgänge im Mutterhause. Kurz nach zwölf, wenn alle an ihren Plätzen standen, wurde der Vater zu Tische gerufen. Ein Kind sprach das Tischgebet und las den Kalenderspruch; später kam nach dem Essen der Tagespsalm hinzu. Es war eine große Tischgesellschaft. Die unverheirateten Anstaltsbeamten und Kandidaten saßen neben Fliedner, wenn nicht, wie's sehr häufig geschah, Gäste zugegen waren; die Kinder saßen unten am Tisch um die Mutter. Aber des Vaters Auge reichte weit, wenn's not that, auch der Arm; Flüstern und Kichern war nicht gestattet; die Hand, welche Löffel und Gabel nicht richtig faßte, wurde blitzartig von einem leichten Schlag getroffen. Nach des Tages reichlicher Last und Arbeit brachte der Abend auch wohl eine stille Feierstunde. Jeden Abend kamen seine Kinder wie Orgelpfeifen eins nach dem andern zum Abendsegen in die Studierstube, einen Psalm oder einige Liederverse aufzusagen. War es aber nicht ganz wörtlich gelernt oder stockten sie in der Mitte, so ward's nicht angenommen. Dann ward ein Abendlied gesungen: „Müde bin ich, geh zur Ruh", oder „Mein Heiland im Herzen". Er war ein strenger Vater, der die Rute nicht schonte, wenn die Fröhlichkeit in ausgelassenes Toben ausartete, oder ein Kind durch Ungehorsam oder Lüge sich vergangen hatte. Dabei war ihm aber alle Kopfhängerei oder „sauertöpfische Frömmigkeit" im tiefsten Grunde zuwider. „Einen fröhlicheren Vater, eine lustigere Kinderschaar," so bezeugt es einer seiner Söhne noch nach des Vaters Tode, „hat es nimmer gegeben". Überaus gern feierte er bei jedem sich darbietenden Anlaß, häusliche Feste; Blumen und Kränze durften nie dabei fehlen. Weihnachten war natürlich

der hellste Tag, wie in jedem Christenhause, danach kamen die Geburtstage von Vater und Mutter, der 21. und 26. Januar. Nicht allein die Mädchen, auch die Knaben brachten die Kunstwerke ihrer Hände als Geschenk. Weichlichkeit konnte er am wenigsten bei seinen Kindern leiden. Wie er selbst nicht ohne Beschäftigung sein konnte, so durfte keins um ihn her müßig sein. Angefangene Arbeit mußte vollendet werden; er selbst ging mit gutem Beispiel voran; keine Arbeit war ihm zu gering, kein Werk zu schwer. Durch den erziehlichen Einfluß seines Beispiels und seines Wandels ist er seinen leiblichen wie seinen geistlichen Kindern zum größten Segen geworden. Zeitlebens ist Fliedner ein demütiger Christ geblieben; alle persönliche Auszeichnung vermied er geflissentlich; den ihm verliehenen Orden hat er nie angelegt, für die Diener wie für die Dienerinnen der Kirche meinte er, gebe es nur einen Orden, das Kreuz, das der Herr auferlegt. Dagegen bereitete es ihm hohe Freude, als ihm im Herbst 1855 die theologische Doktorwürde von der theologischen Fakultät zu Bonn verliehen wurde; seinem alten Freunde Professor J. P. Lange, der ihm das Diplom übersandte, dankte er mit ebenso demütigen wie freudig bewegten Worten. Im Spätherbst 1856 unternahm Fliedner nochmals eine Reise in den Orient, um die dortigen Stationen der Kaiserswerther Anstalt zu besuchen und um die geplante Gründung des schon erwähnten Hospitals in Alexandrien ins Werk zu setzen. Von dieser Reise ist er mit gebrochener Kraft am Pfingstfest 1857 nach Kaiserswerth zurückgekehrt. Von da an war er durch sein immer mehr zunehmendes Leiden an Kaiserswerth gefesselt und nur von der Studierstube aus konnte er noch die Arbeit auf dem weiten Gebiete seiner Liebesthätigkeit leiten. Auch während dieser Zeit eines fast siebenjährigen Hinsiechens ist er unermüdlich thätig geblieben. Kaum ging ein Jahr ohne Neubau vorüber. In Salem, einem Feierabendhaus, das er zur Erholungsstätte für seine

Schwestern erbaut hatte, und in dem er auch selbst gern zur Erholung weilte, errichtete er ein neues Waisenhaus; in Kaiserswerth war eine große Scheuer notwendig, das Asyl erhielt seine letzte Vergrößerung, das Mutterhaus wurde durch einen gewaltigen Anbau vollendet, welcher Krankenzimmer, Wohnungen für das Bureaupersonal, ein großes Büchermagazin und Arbeits- und Schlafräume für die in der Anstalt beschäftigten Handwerker enthält. In der Nähe von Düsseldorf kaufte er ein Grundstück, um eine Mägdeanstalt nach dem Muster von Marthashof in Berlin zu errichten, und noch im letzten Lebensjahre legte er den Grundstein zu einem großen Gebäude für das Diakonissen-Lehrhaus in Hilden, das schon im Jahre 1861 in gemieteten Räumen eröffnet war. So war das scheinbar einförmige Leben in Kaiserswerth doch reich an arbeitsvoller Abwechslung; dazu kamen den Sommer über fast täglich Freunde aus der Ferne, durch die Fliedner mit weiten Kreisen im persönlichen Verkehr blieb. Eine große Freude war es ihm noch in seinen letzten Lebenstagen, daß 28 seiner Diakonissen auf den eisigen Schlachtfeldern Schleswigs die verwundeten Preußen, Österreicher und Dänen pflegen konnten. Die letzten dieser Schwestern kamen heim, als die Glocken zum Begräbnis des Diakonissenvaters läuteten.

Seit Anfang 1864 waren zu seinem alten Lungenleiden mancherlei neue Körperbeschwerden getreten, die ihn bei ununterbrochener Arbeit mehr und mehr schwächten, so kam der 12. Sept. heran, an welchem sein Diakonissenhaus das 28. Jahresfest begehen durfte. Es war das letzte, das er mit seinen Schwestern feiern durfte, und er ließ es sich trotz seiner Schwachheit nicht nehmen, die Einsegnung von zwölf Probeschwestern zum Diakonissenamte selbst zu halten.

Nach dem Jahresfeste zog er sich noch einmal auf einige Tage nach seinem stillen Salem zurück. Aber seine Schwäche nahm so zu, daß er auf Dringen des Arztes nach Kaiserswerth

zurückkehren mußte. Der Arzt erklärte den Zustand für bedenklich; seine zum Teil weit entfernten Kinder wurden an das Krankenbett gerufen. In den nächsten Tagen nahm die Schwäche immer mehr zu und mit ihr die Gewißheit des nahen Endes. Keine Klage kam über seine Lippen, stiller Friede lag auf seinem ganzen Wesen, die Pflege war für Frau und Kinder eine waher Erquickung. Am Sonntag, den 2. Oktober, versammelte er morgens die Seinen in der Studierstube um sich. Er wollte Abschied nehmen von den drei Söhnen, die zum Gymnasium abgehen mußten und zugleich von all den Seinen. Fast eine halbe Stunde sprach er zu ihnen, leise aber deutlich und ohne Unterbrechung; ein köstliches Vermächtnis für seine Familie, seine Anstaltsgenossen und alle Freunde des Werkes.

„Es ist wohl das letzte Mal,“ begann er, „daß ich euch so um mich sehe. Wir wollen es uns nicht verhehlen, daß ich in Kurzem in die selige Ewigkeit eingehe. Ein ernster, wichtiger Schritt! Wenn ich auf mein Leben zurücksehe, da ist auch mein Gefühl: O wäre jeder Puls ein Dank und jeder Odem ein Gesang! Wie kann ich Ihn würdig genug erheben? Wie selig solchem Herrn zu dienen, der die Sünde vergiebt, der mir auch meine vielen Sünden reichlich vergeben will. Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht ja rein von aller Sünde. Daran halte ich mich. Ich kann euch, ihr lieben Söhne, die ihr fortgeht nur das sagen: Wandelt im Geist und nicht im Fleisch; denn vom Geist werdet ihr das ewige Leben ernten. Ich kann euch allen nur wiederholen, was die herrliche Morgenlektion Joh. 15, 1—21 uns sagte: Laßt euch niemand verführen, daß ihr irre werdet an dem, der da sagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Jesus Christus ist der Sohn Gottes. Eins ist not, daß ihr selig werdet, daß ihr darnach ringet, einzugehen durch die enge Pforte, dann treffen wir uns dort oben wieder; da ist dann ein ewiges Jubilieren. Betet auch für mich,

daß mir Gott gnädig und barmherzig sei, mir eine selige Heimfahrt verleihe, daß ich mein altes Haupt niederlege in den Staub im festen Vertrauen auf den, der die Barmherzigkeit ist."

Nun segnete er einzeln die Seinen bis auf die Enkel herab, ermahnte die Kinder zum ehrerbietigen Gehorsam gegen die Mutter, erflehte dieser den Frieden Gottes und die Kraft, noch viele Jahre an der Anstalt zu wirken und bat allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen seines Werkes, insbesondere seinen geistlichen Töchtern seinen Gruß und Dank auszurichten.

Völlig erschöpft sank er in den Lehnstuhl zurück. Im Laufe des Tages erledigte er noch mancherlei Geschäfte, ordnete einige Papiere und ließ sich das Verzeichnis der auswärts arbeitenden Diakonissen und anderer Freunde geben; das Haupt auf den Tisch gebeugt, that er noch einmal Fürbitte für sie alle. Noch am späten Abend ließ er sich Lieder vorsingen, zuletzt: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?", was stets am Sarge der Anstaltsglieder gesungen wurde. Er war eingeschlummert und im Traum beschäftigte ihn sein eigenes Begräbnis: „Alle sollen das Lied auswendig wissen; der Zug soll in Ordnung gehen!" sagte er halblaut.

Nachdem er infolge eines Schlafpulvers eine Zeit lang eingeschlummert war, schlug er noch einmal die Augen auf und sagte lächelnd: „Ich muß mich schämen, daß ich noch schlafe, aber ich bin so müde."

Sein letztes Wort war das lispelnd gesprochene: „Todesüberwinder — Sieger." Bald darauf am 3. Oktober gegen 2 Uhr mittags stand der Atem still und der treue Knecht des Herrn war zur ewigen Ruhe eingegangen. Am Freitag den 7. Oktober, wurde sein müder Leib unter dem Geleit seiner Kinder, der aus der Nähe und Ferne herbeigeeilten Diakonissen und einem

unabsehbaren Zuge weiteren Trauergefolges auf dem Kirchhofe zu Kaiserswerth feierlich bestattet.

Ein schlichter Grabstein auf der Stelle, die er selbst nahe bei den Gräbern der Diakonissen unter einer Traueresche bestimmt hatte, deckt Fliedners Gebein. Kreuz und Palme zieren ihn. Unter dem Namen steht der Text der von Pastor Natorp aus Düsseldorf gehaltenen Grabrede: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters! ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt.“

Berger & Sünderhauf, Lucka S. A.

Rogge, Bernhard,

Deutsch-evangelische Charakterbilder Gezeichnet von Bernhard Rogge

Bd.: 2

Leipzig 1896